MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80753-1

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:
HAVARD, HENRY

TITLE:
EINE MALERISCHE REISE NACH . . .

PLACE:
JENA

DATE:
1882

Master Negative #

92-80753-1

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

949.2
H298

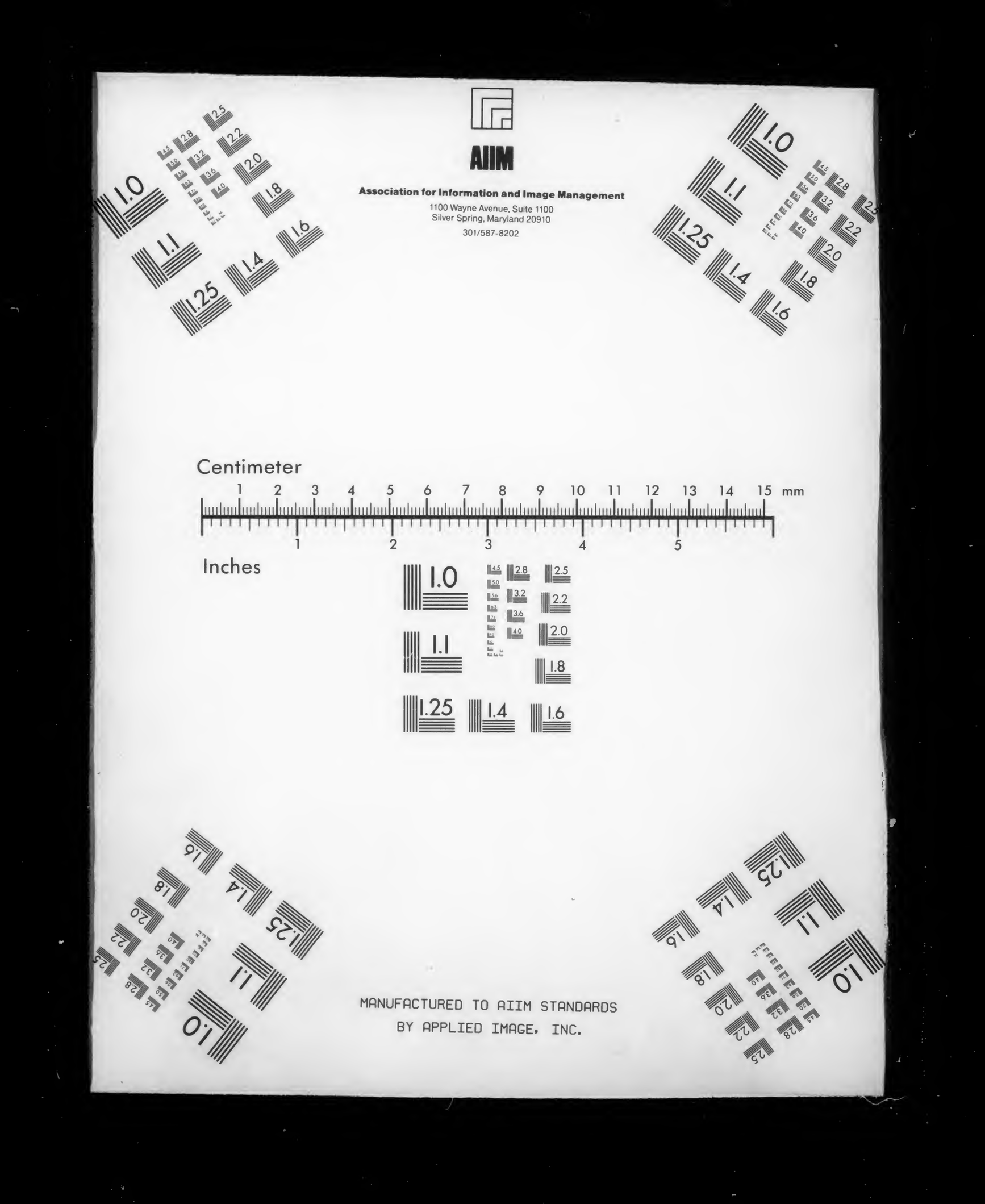
Havard, Henry, 1838-1921.
Eine malerische reise nach den toten städten der Zuyder See, von Henry Havard. Autorisierte ausgabe, aus dem französischen... Jena, Costenoble, 1882.
351 p. plates. 22 cm.

141184

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 9/20/92 INITIALS M.D.C
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

2245
d29

949.2 H298

Columbia University
Library

Henry Livingston Thomas
BORN 1835-DIED 1903

*

FOR THIRTY YEARS CHIEF TRANSLATOR
DEPARTMENT OF STATE, WASHINGTON, D. C.
LOVER OF LANGUAGES AND LITERATURE
HIS LIBRARY WAS GIVEN AS A MEMORIAL
BY HIS SON WILLIAM S. THOMAS, M. D.
TO COLUMBIA UNIVERSITY
A. D. 1905

Henry L. Thoma

Received from Lemcke & Buec

April 14th, 1899.

Eine malerische Reise

nach den toten Städten der Zuyder See..

Eine malerische Reise

nach den

toten Städten der Zuyder See

von

Henry Havard.

Autorisierte Ausgabe. Aus dem Französischen.

Mit 10 Illustrationen.

Jena,
Hermann Costenoble.
1882.

Gift of
Dr Wm. S. Thomas
July, 14, 1919

949.2
H298

J.L.P. 26 May '20
A.S.P. 28 " "

Vorwort des Uebersetzers.

Wenn's Mailüftle weht und mit dem Gefühle der glücklich überwundenen Strapazen des Winters die Reiselust in uns rege wird, dann pflegen wir Pläne für Sommerfahrten zu machen, welche — insofern sie sich auf Europa beschränken — in vielen Fällen dem fernen Süden oder Norden gelten.

In seinem oben genannten reizenden Buche macht Henry Havard uns darauf aufmerksam, daß auch in größerer Nähe, nämlich in Mitteleuropa, ein höchst anziehender, aber seltsamerweise außerordentlich wenig besuchter Landstrich liegt, dessen Schätze er uns in der anmutigsten Weise beschreibt, das ist das verborgene Veilchen der

toten Städte in der Nähe der Zuyder See.

Vor einigen Jahren hat Havard die beschriebene Reise unternommen, und wir begleiten ihn von Amsterdam über Marken, Monnikendam, Vollendam, Edam, Hoorn, Enkhuizen, Medemblik, Opperdoes, Oude Schild, Texel, Leeuwarden, Franeker, Stavoren, Uerk, Schokland, Kampen, Zwolle, Harderwyk, Amersfoort zurück nach der Y-Stadt, nachdem wir inzwischen auch den lebensfrischeren Hafenplätzen Nieuwe-Diep und Harlingen einen Besuch abgestattet haben.

An der Hand unseres gelehrten und gewandten Führers schenken wir den mannigfachen Sehenswürdigkeiten, welche die genannten Ortschaften und die sie verbindenden, teils nassen, teils

trockenen Pfade uns bieten, volle und eingehende Beachtung und durchleben mit Havard im Geiste nochmals eine Reihe von Jahrhunderten, die in der uralten Friesenzeit beginnen und an Kämpfen aller Art reich sind, indem nicht nur die teils vernichtenden, teils umwälzenden Stürme und Fluten der Natur, sondern auch tausend Bewegungen auf dem Gebiete der Politik, Religion, Kunst und Wissenschaft und des Gewerbefleißes in die sich vor uns entfaltende Vergangenheit und Gegenwart verwoben sind.

Unvermerkt, unwillkürlich und in steigendem Maße identifiziert Havard uns in unserer beschaulichen und von dem großen Weltstrome abgeschiedenen Fahrt mit unserer Umgebung und unsere Gedanken übertragen sich in mannigfacher Hinsicht von dem Gesehenen auf unsere eigene Individualität und unsere Lebensverhältnisse. Die vergleichende Beschauung der teils verwelkten, teils welkenden und teils aufblühenden Städte bestärkt in uns in beredtester Weise die Ueberzeugung, daß es die Aufgabe jedes Einzelnen von uns ist, in seinen Grenzen und Bereich das Seine, d. h. das Beste zu thun und unabläßig nach Vervollkommnung zu streben, denn nicht *der* ist unser Mann, der spricht: „*Mein Vater war*“ und wie Rückert dem Einzelnen als psychologische Mahnung zuruft:

„Die Welt zu fühlen, ist Gewinn,
Mag sie dich sanft, dich rauh berühren.
Wer sich in stolzer Ruh' begräbt,
Sein dumpfes Glück ich nicht beneide;
Mein Herz, das mit der Schöpfung bebt,
Sei hochbeseligt oder leide.“

so lesen wir auch auf der beschriebenen Reise in großen und unverwischbaren Zügen die ewige Wahrheit, daß in einer klosterhaften Abgeschlossenheit kein Heil zu finden ist, sondern daß wir, um *für* die Welt zu leben, auch *mit* ihr leben, streben

und *vorwärts* ringen müssen, denn nur *der Lebende hat recht*.“

In dem ganzen Buche ist nichts Gesuchtes, sondern die einfache Erzählung des Greifbaren, des Wahrgenommenen aufgezeichnet, und zehn schmucke, nach der Natur aufgenommene Skizzen helfen der Phantasie des Lesers, sich wenigstens teilweise die beschriebenen Gegenstände vorzustellen und in ihm den Wunsch der eigenen Anschauung noch lebendiger zu machen, zu welcher wir ihm „Gut Heil“ auf den Weg zurufen.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

1. Schiffahrt auf der Zuyder See. — Ihre Schwierigkeiten und ihre Gefahren. — Unsere Einrichtung an Bord 1
2. Unsere Abreise. — Amsterdam vom „Y“ aus gesehen. — Die Schleusen von Schellingwoude. — Die Zuyder See. — Das Flevum des Tacitus. — Die Insel Marken 5
3. Marken. — Seine Häuser, seine Bewohner. — Sitten und Gebräuche. — Die Prämonstratenser-Mönche. — Kriege, Feuersbrünste und Ueberschwemmungen. — Die Redensart „Een boer is een beest!“ — Die französische Sprache. — Trachten. — Das Goldmeer 11
4. Monnikendam. — Ansicht dieses Städtchens. — Das Karmeliterkloster. — Die Kirche und ihr hoher Turm. — Das Mönchsmeer. — Cornelis Dirkszoon und der Admiral de Bossu. — Der Todesbote. — Charakter der Einwohner. — Mannigfaltigkeit der Kulte. — Das Stadthaus; sein Glockenspiel. — Die Keule in Ehren 28
5. Vollendam. — Das verlorene Dorf. — Ursprüngliche Einwohner. — Orientalische Sitten. — Häuser auf Stelzen. — Zwei Interieurs. — Schwärmerei für blaue Fayencen. — Das Schuhwerk an der Thür. — Gotischer Stil der Kirchen. — Holländische Wortspiele 37
6. Edam. — Das Kaffeehaus der drei Alten. — Geschichtliche Gemälde und Merkwürdigkeiten im Stadthause. — Die letzte Sirene. — Ein Aufruhr in Edam. — Die Patrioten des Einhorns. — Die Kirche unserer Lieben Frauen. — Das Wappen der Stadt. — Ein Schmuckkästchen von Haus. — Das Basrelief: „Der Fisch, den jeder liebt.“ 44
7. Hoorn. — Der See des Boulogner Gehölzes als Seehafen. — Das Kuhthor. — Der kindlichen Liebe gezollte Ehre. — Das Osterthor und seine Inschrift. — Der Besen des Admirals Tromp und das englische Wappenschild. — Der Becher des Admirals von Bossu. — Der Maler Jan Albertz Roodtseus. — Kleiner Mutwille hinsichtlich

Seite

des Altfrauenstifts. — Religionssekten. — Ueber den Ursprung Hoorns. — Sein Wappen. — Seine wechselnden Schicksale. — Roo-Griet und die kurländischen Husaren. — Käse-Kanonade. — Gefangennahme des Admirals von Bossu 55

8. Enkhuizen im Festschmuck. — Die Staatsmagazine. — Das Meisterstück Ferdinand Bols. — Der Degen des Admirals de Bossu. — Ein eleganter Klotz. — Der Maler und sein „Esel". — Die tote Stadt lebt für einen Tag wieder auf. — Die Rennbahn. — Ohne Haare und Busen. — Die Altkatholiken. — Ein feindlicher Einfall an Bord. — Oeffentliche Abbitte zu Gunsten der französischen Flagge. — Unsere Abreise nach Medemblik 75

9. Die Mißgeschicke des Kochs. — Ein Fest für Augen und Nase. — Die Hauptstadt Westfrieslands. — Die verfehlte Taufe des Königs Radbod. — Kurze Rückkehr zum Leben. — Neugierde zweier Verlobten — Das Standbild der Medea. — Etymologische Untersuchungen über „Medemblik". — Ein Bildnis Radbods 97

10. Quer durch Nordholland. — Opperdoes. — Die gemalte Natur. — Ställe wie Säle. — Das Haus mit den zwei Pforten. — Leichenfeierlichkeiten. — Eine Pforte für eine andere angesehen 107

11. Nieuwe-Diep. — Der Gastwirt als Dichter und der Haushofmeister als leidenschaftlicher Musikfreund. — Eine entstehende Stadt. — Der Helder. — Die Seeschule. — Der Lieutenant von Speyk. — Der Deich. — Die holländische Flotte. — Seekampf. — Drei Dörfer unter den Fluten 112

12. Wir stechen wieder in See. — Oude Schild. — Texel. — Das Eierland. — Texel unter den Römern. — Seine Trennung vom Festlande. — Ueberschwemmung von 1825. — Die Schafe und die Austern. — Willem Barends und Jakob van Heemskerck. — Marten Harpertsz Tromp 122

13. Friesland. — Friso, Bruno und Saxo. — Das gesegnete Friesland. — Der letzte König der Friesen und Karl der Große. — Die Empörung der Friesen. — Goldhaar und grüne Augen. — Die friesischen Gesandten in Rom. — Das freie Friesland. — Karl der Fünfte. — Rückkehr zur Freiheit. — Die Konstitution Frieslands . 131

14. Harlingen. — Sein Glanz, sein Verfall und seine Auferstehung. — Das Denkmal des Gaspar de Roöles 144

15. Die Kinder Harlingens. — Menno Simonsz und die Mennoniten. — Das Schisma der Verlobten. — Die Kinder Jan de Witts . . 152

Seite

16. Eisenbahn und Trekschuit. — Die Pachthöfe Frieslands. — Schlittschuhe und Schlittschuhläufer. — Die Böte. — Die Kirmeß . . . 164

17. Leeuwarden. — Urkundensammlungen und Museum. — Ein Wort über die Torfmoore. — Die Kanzlei. — Der überhangende Turm. — Sammler 173

18. Franeker. — Eine Sündfluth von Lebensregeln. — Ein Irrenhaus. — Ein wunderlicher Franzose. — Ein seltsamer General. — Ein eingebildeter Eigentümer. — Ein Nebenbuhler des Stradivarius. — Wieder angemalte Denkmäler. — Der Schatz der Stadt. — Das Planetarium. — Sjaardama Slot 192

19. Die Küsten Frieslands. — Die Ueberschwemmungen. — Dietrich und Gisbert von Batemburg. — Die Grafen von Egmont und von Hoorn. — Hindeloopen. — Künste, Tracht und Sprache. — Merkwürdige Architektur. — Die holländische Flagge auf dem Boote Christi. — Schlacht von Tritonen und Najaden 205

20. Stavoren. — Ein Inkognitosturm. — Jupiter Stavo. — Altertümlichkeit und Berühmtheit Stavorens. — Seine beiden Wunder. — Die Sage von der Witwe. — Verfall 224

21. Der Irrgarten Frieslands. — Ein falscher Ruf. — Vier religiöse Sekten auf dreihundert Einwohner. — Charakter des Friesen. — Die Taufe, die Verlöbnisse und die Leichenfeierlichkeiten 234

22. Die schönen Friesinnen. — Eine Indiscretion beim Schlittschuhlauf. — Die Sprache der Friesen 247

23. Ein hartkochendes Huhn. — Abfahrt von Stavoren. — Uerk und sein Hafen. — Die Seehunde. — Einwohner und Einwohnerinnen. — Alle sind Verwandte und Freunde 259

24. Schokland. — Die Yssel. — Kampen. — Legenden-Naivetäten. — Neunundneunzig Schafe. — Die Brüder des gemeinsamen Lebens. — Die Nachfolge Jesu Christi 270

25. Der Sanct Nikolaustempel und die Liebfrauenkirche. — Wertvolle Trümmer des Stadthauses. — Merkwürdige Kriegswerkzeuge. — Ein Kunstwerk von Kamin. — Witz eines Pfarrers. — Die von den Kampenern ihren Archiven gezollte Verehrung. — Die Bohnenbüchse 290

26. Zwolle. — Seine Altertümlichkeiten; seine Wechselfälle. — Der Rat der Pest. — Das Sassenthor. — Liebfrauenkirche und Sanct Michael. — Das Haus der Sassenstraße. — Das Museum der Bethlehemkirche. — Das wilde Mädchen. — Katerveer. — Kurzer Ausflug nach Norwegen. — Thomas a Kempis 307

Seite

27. Abschied vom Meere. — Harderwyk. — Der Lieferant Indiens. — Die Löwenhöhle. — Französische Aushängeschilder. — Ursprung Harderwyks. — Seine Akademie. — Linnée. — Das Meer in den Straßen 321
28. Amersfoort. — Jan van Oldenbarneveld. — Berühmte Kinder Amersfoorts. — Aufruhr. — Die Sanct Georgskirche. — Der sechsmal verbrannte Turm. — Das „Koppelthor". — Klöster und Kasernen 332
29. Schluß 341

Verzeichnis der Bilder.

1. Das Dorf Marken, nach einer Studie von van Heemskerck van Beest 11
2. Bewohner der Insel Marken, nach einer Zeichnung von Henry Havard 20
3. Inneres eines Fischerhauses zu Vollendam, nach einer Skizze von Henry Havard 40
4. Einfahrt des Hafens von Hoorn, nach einer Studie von van Heemskerck van Beest 54
5. Das Osterthor zu Hoorn, nach einer Zeichnung von Henry Havard . 60
6. Nieuwe-Diep, vom Meere aus gesehen, nach einer Zeichnung von van Heemskerck van Beest 112
7. Frauen Hindeloopens (junges Mädchen und Witwe), nach einer Skizze von Henry Havard 214
8. Bewohner und Häuser der Insel Uerk, nach einer Skizze von Henry Havard 264
9. Cellebroederspoort (Thor der Brüder des gemeinsamen Lebens) zu Kampen, nach einer Zeichnung von Henry Havard 282
10. Sassenthor zu Zwolle, nach einer Zeichnung von van Heemskerck van Beest 312

1.

Schiffahrt auf der Zuyder See. — Ihre Schwierigkeiten und ihre Gefahren. — Unsere Einrichtung an Bord.

Vielleicht bietet keine Reise in Europa, vom philosophischen und ethnographischen Gesichtspunkte aus betrachtet, mehr Anziehendes dar, als die Umschiffung der Zuyder See, und doch wird keine seltener unternommen.

Ein Meer neuer Bildung zu durchschiffen, welches erst seit einigen Jahrhunderten besteht, und welches auf seinen Gestaden Städte sich hat erheben sehen, deren Macht und Reichtum unerhört waren; heutigen Tages Zeuge zu sein von der greisenhaften Altersschwäche dieser Städte; alte Hauptstädte, wie Medemblick und Stavoren, zu besuchen, ehe das Gras ihre Mauern vollständig überwachsen hat und ehe ihr Name endgültig auf der Landkarte der Niederlande ausgestrichen ist; jene wundersame Entwickelung zu erforschen, welche das Leben einer Stadt, und in ihrer Erweiterung dasjenige eines Volkes und einer Menschenrasse ausmacht: — dies alles ist doch gewiß geeignet, die Neugierde anzuspornen und ein Verlangen nach Ergründung der anziehenden Geheimnisse zu erwecken, welche unsere Geschicke lenken. Und dennoch giebt es in Holland vielleicht nicht zehn Leute, die diese Reise vollständig zurückgelegt hätten, und unter den fremden Schriftstellern, Künstlern und Vergnügungsreisenden kenne ich keinen einzigen, der dies ausgeführt hätte.

Diese Vernachlässigung eines zugleich so seltsamen und so merkwürdigen Landes hat einen doppelten Grund. Zunächst ist es die Gleichgültigkeit der Holländer gegen Dinge, die sie nicht unmittelbar berühren, ihr Pfahlbürgersinn, der sie von allem ablenkt, was außerhalb ihrer Stadt oder ihres Landesbezirks liegt, und ferner die ganz besonderen Schwierigkeiten, welche vom ersten Schritte an den Forscher bestürmen und wohl geeignet sind, ihn sofort zurückzuhalten, wenn ihm das heilige Feuer fehlt, jener unerläßliche Begleiter aller derjenigen, welche eine Reise in unbekannte Regionen unternehmen.

Die Beschiffung der Zuyder See gehört in der That zu den schwierigsten und gefahrvollsten. Betrachtet man auf den gewöhnlichen Landkarten diese große Wasserfläche, dann scheint es, als könne man sich den Winden und Wogen ruhig, ohne Furcht vor Riffen oder Strandungen, überlassen. Allein, sobald man die Seekarte vor Augen hat, da gewinnt alles ein ganz anderes Aussehen und man staunt über die beträchtliche Anzahl der Sandbänke, welche sich in allen Richtungen ausdehnen und zwischen sich einen kaum fahrbaren Weg übrig lassen. Neben einem schmalen Fahrwasser von vierzehn, fünfzehn, zuweilen auch zwanzig Fuß Tiefe streckt sich eine unermeßliche Sandbank hin, die nur mit drei, zwei und oft sogar nur mit einem einzigen Fuße Wassers bedeckt ist. Treibt Euch eine verkehrte Wendung, ein Irrtum oder ein Windstoß auf eine dieser Bänke, dann ist alles verloren. Die Geschichte der Zuyder See ist auf jeder Seite reich an düsteren und unheilvollen Erzählungen, und in Ermangelung trauriger Berichte würden zur Mahnung an diese Gefahren die großen Schiffsgerippe hinreichen, welche man längs seiner Bahn erblickt, wie sie über die Wogen ihr schwärzliches, Unheil verkündendes Gebälk erheben, das in der Stille vollends zerbricht und verwittert.

Die erste Schwierigkeit, die sich darbietet, wenn man die Reise beschlossen, ist die Notwendigkeit, ein besonderes Fahrzeug

auszurüsten. In der That bestehen zwischen den verschiedenen Punkten der Küste keine regelmäßig eingerichteten Verbindungen. Man muß sich daher aus Vorsicht selbst ein Schiff verschaffen und Mannschaft anwerben. Das auszuwählende Schiff muß von sehr geringem Tiefgange und doch geräumig genug sein, daß man darin wohnen, kochen und für die fünfundzwanzig bis dreißig Tage, welche die Reise dauern wird, Lebensmittel aufstapeln kann. Man muß wirklich alles Notwendige selbst mitnehmen. Mit Ausnahme von Brot und einigen frischen Gemüsen, die man sich unterwegs verschaffen kann, darf man durchaus nicht auf die Hülfsquellen der zu durchreisenden Länder rechnen. Vor allem muß man sich mit Wasser reichlich versorgen, denn überall in Nordholland und in Friesland ist es ein übelschmeckendes und der Gesundheit derer, welche nicht daran gewöhnt sind, nachteiliges Brackwasser.

Hat man nun ein Schiff gefunden und mit Lebensmitteln versehen, dann gilt es, sich die Mannschaft zu verschaffen. Ein neues Hindernis! Es ist fast unmöglich, einen Schiffsführer oder Patron zu finden, der schon die Reise um diesen Meerbusen gemacht hat. Diese sonderbare Verlegenheit erklärt sich aus den für die Schiffahrt der Zuyder See bestehenden Verordnungen. Die Schiffsführer sind gehalten, Erlaubnisscheine zu lösen, welche ihre Fahrberechtigung bestimmen und sie an einen gewissen Seebezirk bannen. Sobald sie diesen überschreiten wollen, müssen sie neue Erlaubnisscheine haben und folglich von neuem Geld ausgeben, so daß sie, zurückgehalten durch die Gefahren einer ihnen ungeläufigen Schiffahrt und die Furcht vor der Entrichtung neuer Abgaben, sich darauf beschränken, einen Teil dieses seltsamen Meeres zu befahren; so giebt es denn Wesen, die auf der Zuyder See geboren werden, leben und sterben, ohne sie umsegelt zu haben.

Dank der Thätigkeit meines Reisegefährten, welcher in seiner

Eigenschaft als alter Schiffskapitän die Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen haben würden, ganz genau kannte, wurden dieselben ziemlich rasch beseitigt. Van Heemskerck entdeckte, allerdings nicht ohne Mühe, eine Tjalk von sechzig Tonnen Tragfähigkeit und nur drei Fuß Tiefgang. Der Schiffspatron, ein strenger Reformirter namens Slüring, hatte noch nicht die vollständige Reise gemacht, aber er brannte vor Begierde, sie zu machen.

„Mit Gottes Hülfe," sagte er uns, „und einem guten Winde werden wir uns schon durchschlagen. Ich stelle nur zwei Bedingungen: Die Entscheidung hinsichtlich des Wetters zu haben, das heißt im Fall von Sturm es verweigern zu dürfen, auf See zu gehen, und ferner — Sonntags nicht zu arbeiten!"

Van Heemskerck machte mir dabei die Bemerkung, wir reisten ja, um das Land zu studieren, und nicht, um den Elementen zu trotzen, und so willigten wir denn in diese Bedingungen, und gleich am folgenden Tage machten wir uns daran, uns unsere neue Behausung behaglich einzurichten.

Diese Bedingungen selbst gestatteten uns nur ein beschränktes Personal einzuschiffen. Unsere Mannschaft war mehr als bescheiden; sie bestand nur aus dem Schiffer Slüring, seiner Frau, einem Kinde und einem Matrosen. Der Schiffer und sein Knecht waren beide jung und behende, und konnten für die Leitung des Schiffes genügen. Der Matrose wurde vorn in einem kleinen Winkel untergebracht, und der Patron mit seiner Familie wohnte hinten in der kleinen Kammer. Ein merkwürdiges Leben führen doch diese braven Leute, die in solcher Weise auf dem Wasser wohnen, nur zufällig ans Land gehen, niemals dort schlafen, jeden Abend ihre Wasserwohnung wieder aufsuchen, und die ihr Leben auf diesen ungetreuen Wogen hinbringen, welche sie ernähren und denen sie ihre Verehrung zollen.

Nachdem wir so unserer Mannschaft den vorderen und hinteren Teil des Schiffes angewiesen hatten, nahmen wir die

Mitte desselben in Besitz, um dort unsere Einrichtung vorzunehmen. Mit einigen alten Tapeten wurde das Innere der Tjalk in drei Teile eingeteilt. Der erste derselben, welcher den Namen „Sprechzimmer" und „Speisesaal" bekam, wurde mit einem Teppiche, vier Stühlen und einem Mahagoni-Tische versehen. In einem Schranke brachten wir unser Tafelgeschirr und unser Silberzeug unter. Später hängten wir an den Wänden unser Studien und die unterwegs gekauften Schriftwerke auf, so daß unsere Sprechzimmer rasch ein künstlerisches und gemütliches Aussehen annahm. Der zweite Teil wurde zur Küche umgestaltet. Ein gußeiserner Ofen, zwei Schemel und eine Bank bildeten hier das Mobiliar, welches unser Küchengerät und Vorratskörbe vervollständigten. Endlich der dritte Teil wurde zur Schlafkammer eingerichtet. Auf zwei hübsch glatten Planken bildeten zwei Pferdehaarmatratzen zwei herrliche Betten, und so ausgerüstet begaben wir uns auf den Weg, im schönen Monate Juni des Jahres 1873.

2.

Unsere Abreise. — Amsterdam vom „Y" aus gesehen. — Die Schleusen von Schellingwoude. — Die Zuyder See. — Das Flevum des Tacitus. — Die Insel Marken.

Wir fuhren an einem Montag Morgen ab. Nach Vollendung unserer letzten Einrichtungen hißte man die beiden dreifarbigen Flaggen. Die französische und die holländische Flagge wiegten sich in einem gelinden Winde, ihre Falten in einander verschlingend und ihre Farben schwesterlich mischend. Das große rötliche Segel wurde entfaltet und, durch einen günstigen Wind getrieben, schwebte das Schiff sanft dahin, nahm seinen Kurs

nach dem Ausgange des Hafens zu und zehn Minuten später waren wir mitten auf dem Y.

Amsterdam vom Y aus gesehen, bietet ein wundervolles Schauspiel. Dieser große schwarze Streifen, der sich unter einem grau-blauen Himmel von unaussprechlich weichem Farbenton ausdehnt, diese zwanzigtausend Giebelhäuser, die den Himmel zu berühren scheinen, und darüber die Glocken- und Kirchtürme, welche stolz ihre zierlichen Kuppelhauben erheben, die mit schwarzen Dockengeländern verziert und mit lustigen Glockenspielen ausgestattet sind, — alles dies besitzt einen unaussprechlichen Reiz. Rechts trägt die lutherische Kirche ihre wohlbeleibte Kuppel zur Schau; in der Mitte zeigt der Palast des Königs sein gewichtiges Helmdach; dann, zu beiden Seiten, strecken Wacht- und Glockentürme ihre schlanken und anmutigen Spitzen in die Lüfte empor und ragen über die Kirchen der Stadt hervor, welche den Namen der Heiligen entsagt haben, unter deren Anrufung sie ehedem gestellt waren, um dafür die höchst bürgerlichen Benennungen „Nordkirche", „Südkirche", „alte" oder „neue Kirche" anzunehmen.

Im Vordergrunde erheben die langen und mageren Häuser, gegen einander gedrückt, gedrängt und geschichtet, ihre bräunlichen Façaden, wie wenn sie aus ihren tausend weißumrahmten Fenstern diesen großen Meerbusen, der das Glück dieser seltsamen Stadt begründete, neugierig betrachten wollten. Sie senken sich auf ihren Grundpfählen, und wie sie so nach vorn überhangen, scheinen sie zu taumeln, wie eine Bande trunkener Soldaten. Die großen Bäume, welche ihre granitenen Außentreppen beschatten, bilden vor ihnen einen Wall von Grün, an dessen Fuße die Menge der Spaziergänger hin und her wogt, und Gruppen von Seeleuten, Händlern und Hafenarbeitern ihren mannigfachen Beschäftigungen nachgehen.

Die Matrosen, deren Beine über den Rand des Kai herab-

hängen oder die sich nachlässig auf die schwärzlichen Balustraden lehnen, sehen ernst, fast feierlich aus. Alle rauchen bedächtig, ohne gedankenvoll, und schweigsam, ohne träumerisch zu sein.

Die Hafenarbeiter beladen die Schiffe oder laden sie aus, schaffen die Güter fort oder stapeln sie in bester Ordnung auf und arbeiten ohne Hast, planmäßig und bedächtig. Es ist eine belebte Scene, die nichts Fieberhaftes, eine Thätigkeit, die nichts Uebereiltes hat.

Näherbei richten die Schiffe ihre tausendfarbig bewimpelten Masten empor; ihre breiten Segel bilden weiße oder rote Flecke auf dem grünen und schwarzen Grunde; den „stoombooten" entströmen muntere Rauchwolken, und die Schiffsglocke, welche die saumseligen Reisenden ruft, sticht mit ihrem silberhellen Klang grell gegen das dumpfe und verworrene Getöse ab, welches diesem ungeheueren Ameisenhaufen entsteigt.

In der Ferne, zur Rechten, sieht man große Schornsteine, einige Mühlen, Bäume, — und noch ferner Zaandam, mit seinen spitzen Kirchtürmen und seinem zahllosen Heere von Windmühlen. Die Sonne, die dies prachtvolle Schauspiel erleuchtet, teilt der Luft einen durchsichtigen Silberglanz mit, welcher auf die Wasserflächen blendende Reflexe malt. Die heiteren Sonnenstrahlen bleiben an den Fensterscheiben und an den feinen Gliederungen der Glockentürmchen hangen und bilden ebensoviel Lichtpunkte, welche das tiefe Schwarz der Häuserfaçaden und die düstere Majestät der Kuppeln und Kirchtürme hervortreten lassen.

Allmählich weicht aber das Landschaftsbild zurück. Die Häuser werden immer kleiner, die Menschen verschwinden, die Farben werden schwächer und das Geräusch verstummt. Noch einige Augenblicke und diese wunderbare Scene verwandelt sich. Die glänzenden Farbentöne zerrinnen sanft in ein bläuliches Gewölk; die Formen werden unbestimmt, die Kirchtürme richten sich noch immer stolz empor, hie und da lichtvolle Reflexe fest-

haltend, aber ihre Umrisse verlieren sich in einem perlgrauen Nebel, welcher der Palette des alten Ciceri entlehnt zu sein scheint.

Welche Pracht entfaltet dies Schauspiel, das unsere Vorfahren erfreut hat, das aber unsere Enkel ohne Zweifel nicht mehr genießen werden! Denn bald werden da, wo sich jetzt diese Wasserfläche ausbreitet, schwarze und weiße Rinder dichtes, mit Blumen übersäetes Gras abweiden. Ein bescheidener Kanal wird dieses kleine Meer ersetzen und, ausgetrocknet durch den Gewerbfleiß der Neuzeit, wird das „Y" nur noch in der Erinnerung fortbestehen.

Doch unser Schifflein fährt rüstig weiter; die Gestade, welche einander näher gerückt sind, zeigen links und rechts endlose Wiesen. „Overtoom" wird sichtbar mitten in seinen Rapsfeldern, dann Nieuwendam, mit seinem Kirchlein, seinen roten Dächern und seinen grünen Mühlen. In der Ferne verliert sich Amsterdam vollends im Nebel; wir kommen bei den Schleusen von Schellingwoude an.

Diese Schleusen sind ein herrliches Werk; es dürfte wohl kaum in Europa ihresgleichen geben. Sie haben zur Aufgabe, die Hauptstadt Hollands zu schützen und ihre Masse ist im Stande, gegen die wütigen Angriffe der Zuyder See anzukämpfen. Derartige großartige Produkte menschlichen Kunstfleißes flößen uns stets Achtung ein. Diese von fernen Ländern herbeigeholten Granitblöcke, welche, aufeinandergehäuft, einen unerschütterlichen Berg bilden, diese ungeheueren Pforten, welche fünf Schiffen nebeneinander Einlaß gestatten, haben etwas Majestätisches, Eindrucksvolles. Ich kenne keine schöneren Schleusen als die von Schellingwoude, ausgenommen vielleicht diejenigen von Trollhätta in Schweden. Dort liegt aber eine Aufgabe anderer Art vor; es handelt sich darum, einen Berg zu überschreiten; es gilt, sich auf 91 Meter Höhe zu erheben, um von der Nordsee nach der Ostsee zu schiffen, während

es hier bei Schellingwoude darauf ankömmt, den Verheerungen eines hinterlistigen und ungestümen Meeres ein Ziel zu setzen, eines Meeres, welches jahrelang den Boden unterwühlt, um ihn dann in einem Wutanfalle zu verschlingen.

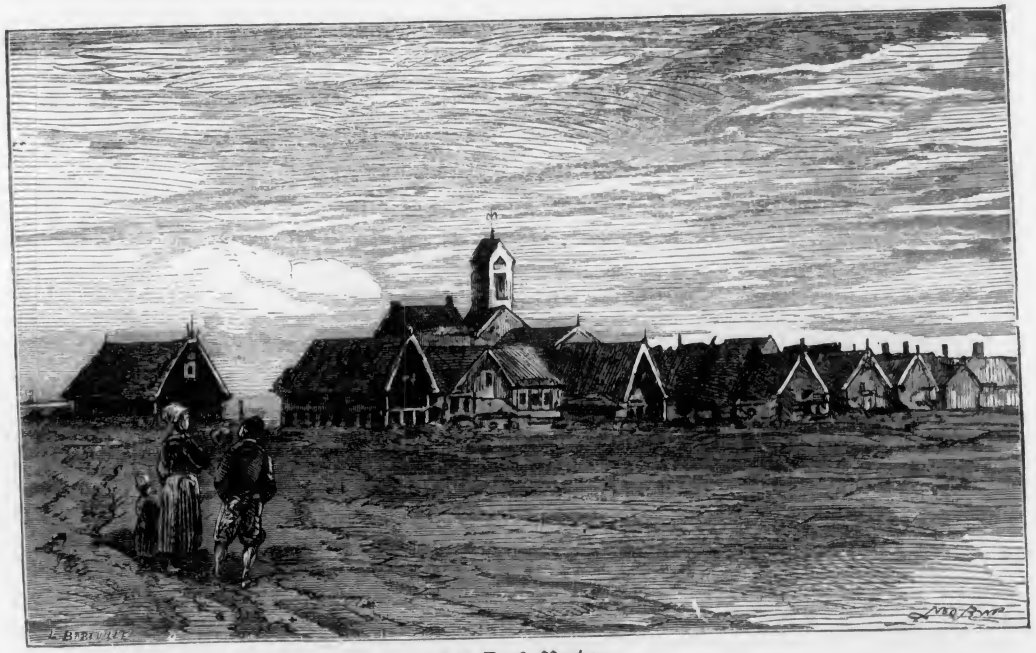
Bei den Schleusen müssen wir uns eine Weile aufhalten. Zahlreiche Fahrzeuge schließen sich uns an. Es sind Fischer von Marken, die nach ihrer Insel heimkehren, Fischer von Amsterdam, die auf den Sardellenfang ausgehen, von Waarenfülle strotzende Tjalken, und das kleine „stoomboot", das Reisende und Briefschaften nach Harlingen bringt. Bald jedoch öffnen sich die Pforten, und die kleine, notgedrungen auf einige Augenblicke vereinigte Flotte setzt sich in Bewegung und zerstreut sich munter in dem Meerbusen. Wir verfolgen unseren Weg, indem wir uns links halten und Durgerdam und Randsdorp hinter uns lassen, deren Kirchtürme und rote Däche uns in der Ferne erscheinen; wir fahren über den Pampus hin, umsegeln den Y-Leuchtturm, und so gelangen wir denn in die freie See.

Die Zuyder See macht eine Ausnahme unter den Seeen. Sie ist die jüngste aller europäischen Seeen; ihre Formation ist ganz neu, denn sie hat erst in den letzten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts ihre Entwickelung vollendet. Zu der Zeit, wo die Römer in diese Gegenden eindrangen, bedeckten dunkle Wälder diesen unermeßlichen Meerbusen, Bären und Wölfe machten dem Menschen die mageren Hülfsquellen streitig, welche die Jagd ihm darbieten konnte. Ein großer See, der von Tacitus erwähnte See Flevo, bespülte diese Wälder mit seinen eisigen und tiefen Wogen. Er stand mit dem Meere durch einen Fluß in Verbindung, den die Römer Flevum nannten, und der vielleicht der Medemelach der Friesen sein dürfte, jener abenteuerliche Strom, der einst der Stadt Medemblick seinen Namen verlieh, während es doch heutzutage unmöglich ist, seine Existenz nachzuweisen oder sein Bett wiederzufinden.

Der See Flevo, welcher durch die Ströme Amstel und Yssel angeschwellt wurde, trat bald aus seinem Bette, namentlich nachdem die Anlagen des Drusus Nero die Yssel um einen Bruchteil der Gewässer des Rheines vermehrt hatten. Nach und nach dehnte der See seine verwüstenden Wogen aus, indem er die Wälder umriß und seine Gestade in schlammige, unzugängliche Moraste umwandelte, bis zu dem Tage, wo er die natürlichen Schranken, die ihn von der Nordsee trennten, zerbrach und dadurch dieser eine unermeßliche Strecke platten Landes öffnete, dessen sie sich sprung- und stoßweise bemächtigte.

Diese überraschende Umgestaltung, über deren verschiedene Phasen ich hier nicht weitläufig berichten will, hat der Zuyder See einen ganz besonderen Charakter verliehen. Die Untiefen, die man hier so zu sagen bei jedem Schritte antrifft, die unterseeischen Strandflächen, die sich unabsehbar weit erstrecken, die gelben Sandbänke, die höchstens ein Fuß Wassers bedeckt, dies alles giebt der See eine eigentümliche Farbe. Dazu kommen dann die stets grünen, flachen Ufer, deren ermüdende Eintönigkeit nur durch einige, sich in der Ferne in dem „Polder" erhebende Kirchtürme oder durch Windmühlenflügel mit ihren krummen Linien unterbrochen wird.

Dieser stetig flache Streifen von Grün, der sich unabsehbar ausdehnt, hat etwas an sich, das auf den Geist einen sanften Eindruck macht und ihn in Ruhe versetzt. Bei dem Anblicke dieser beständig wagrechten Linie fühlt man weder das Bedürfnis zu denken, noch die Kraft zu handeln; eine seltsame Empfindung ergreift uns, eine Art allgemeiner Beruhigung bemächtigt sich unser. Man giebt sich, ohne es zu wollen, dem Zauber einer seltsamen Träumerei hin, die so sanft, so ruhig ist, daß sie der Versenkung in das Nichts ähnelt, und man begreift, daß ein Geschlecht, welches jahrhundertelang ein ähnliches Schauspiel vor Augen gehabt hat, seiner früheren Heftigkeit und seinem ursprüng-



Das Dorf Marken.

Das Dorf Marken.

lichen Ungestüme entsagte, um sich den Annehmlichkeiten einer bedächtigen Ruhe hinzugeben.

Jetzt aber erscheint uns Marken am Horizonte oder vielmehr die Dachforsten seiner Häuser und der Glockenturm seiner Kirche, denn der Erdboden selbst ist noch nicht sichtbar. Bald unterscheiden wir die netten, auf Anhöhen gelagerten Dörfer und endlich die ganze Insel, die aussieht wie ein ungeheueres grünes Floß, das sich auf dem grauen Meere verirrt hat. Die Häuser werden nun deutlicher sichtbar, ihre intensiven Farben heben sich kräftig von dem zarten Blau des Himmels ab, das Schwarze, Rote und Grüne, woraus die hervorstechenden Töne gebildet werden, verleihen sich, nahe aneinander gerückt, gegenseitig eine Kraft, die fast an Heftigkeit streift. Welch eine Freude für den Künstler ist diese wundervolle Farbenpracht der Natur! Und wie findet man, nach dem Anblick solcher Schauspiele, es so leicht erklärlich, daß Holland solche Meister in der Farbengebung hervorgebracht hat!

3.

Marken. — Seine Häuser, seine Bewohner. — Sitten und Gebräuche. — Die Prämonstratenser-Mönche. — Kriege, Feuersbrünste und Ueberschwemmungen. — Die Redensart „Een boer is een beest!“ — Die französische Sprache. — Trachten. — Das Goldmeer.

Hundert Meter von der Insel gehen wir vor Anker und erreichen zu Boot eine keine Bucht, die sich vor uns öffnet. Marken ist eine große Landzunge von ungefähr dreieckiger Gestalt, die man in zwei bis höchstens drei Stunden umgehen könnte. Der überall gleichmäßig ebene Boden liegt kaum höher als die Fläche des Meeres. Eine Art Erddamm von 1 Meter Höhe ist

die einzige Schutzwehr, die sich den Launen der Wogen entgegenstellt, so daß die Ueberschwemmungen so zu sagen periodisch sind. Um sich vor diesen feuchten Heimsuchungen zu schützen, haben die Einwohner kleine Erdhaufen aufgeführt, worauf sie ihre Wohnungen erbaut haben. Es sind im ganzen acht, sieben davon tragen hübsche Weiler, von denen jeder seinen Namen hat; der achte, welcher einem kleinen mit Bastionen versehenen Fort ähnlich sieht, ist der Zufluchtsort der Toten. Im Winter, wenn das Meer die Wiesen überschwemmt hat und das Gefilde bedeckt, dann fährt man zu Schiffe von einem Weiler nach dem anderen. Auch erreichen auf diese Weise diejenigen, die nicht mehr sind, ihre letzte Wohnstätte, und einen gar pittoresken Anblick gewährt eine solche Leichenfahrt auf Kähnen, die still auf dem Wasser dahingleiten und sich nach diesem kleinen Gnadenberge, dem „Kerkhof" begeben, wo jeder, wenn die Reihe an ihn kömmt, sein Ruheplätzchen verlangen wird.

Eben diese periodischen Ueberschwemmungen hemmen auch die Bäume im Wachstum und verbannen das Vieh von diesen Wiesen. Nur einige Hammel weiden auf der Insel. Nur wenige werden auf ihr geboren, und noch wenigere pflegen dort zu sterben. Man bringt sie im Frühlinge auf die Insel und am Ende des Herbstes kehren sie nach dem Festlande zurück, um der Schlachtbank zugeführt zu werden. Zwei oder drei weiße und schwarze Kühe und ein Dutzend Obstbäume machen eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, dabei sind die Kühe weder fett noch schön, und die verkrüppelten Bäume verstecken sich blöde und schüchtern zwischen den Häusergruppen. Die Häuser sind aus Holz gebaut und grün, blaugrau oder schwarz angestrichen, sie haben nur ein Erdgeschoß, und das mit roten Ziegeln bedeckte Dach reicht an jeder Seite sehr tief herab. Sie sind nach einem gleichförmigen Muster gebaut, und ihre dunkle Grundfarbe wird durch weiße Linien um die Fenster und unter dem Giebel gehoben. Nur die Häuser, welche auf dem Rande der kleinen Erdhügel stehen, weichen etwas von den benachbarten ab. Jene sind nämlich auf hohem Pfahlwerke erbaut, welches ihnen das Ansehen eines gewaltig großen, in den Lüften schwebenden Käfigs verleiht.

Gleich nach unserer Ausschiffung lenkten wir, die Weiler zweiten Ranges zur Seite lassend, unsere Schritte auf den bedeutendsten Erdhügel zu, welcher die Kirche trägt und vorzugsweise „Marken" heißt. Wir erreichten einen sanften Abhang, welcher von einem angemalten Holzgeländer eingefaßt ist, und stiegen an demselben hinauf, wobei uns die Frauen und Mädchen mit den Augen verschlingen wollten; sie drückten ihre Gesichter neugierig an die Fensterscheiben, um die Fremden vorübergehen zu sehen. Kaum waren wir in die Hauptstraße eingebogen, als plötzlich eine Schar munterer Straßenbuben, die ich weiß nicht welches tolle Lied sangen, auf uns losstürmte und uns den Weg versperrte.

Ihr erinnert Euch wohl der Lafontaineschen Verse:

„Wer ein Kamel zuerst geseh'n,
Floh vor dem neuen Phänomen;
Doch später trat man dreist heran . . ."

Nun, ganz dasselbe fand hier statt. In einem Augenblicke zerstreute sich die Kinderschar, durch unseren Anblick erschreckt, unter großem Geschrei. Aber dieser Schrecken war nicht von langer Dauer. Zwei oder drei besannen sich eines besseren, machten kehrt, betrachteten uns mit ernster Aufmerksamkeit und wurden in Folge einiger geschickt verteilten stuivers unsere Freunde. Von diesem Augenblicke an konnten wir auf der Insel keinen Schritt mehr thun, ohne vor und hinter uns ein gar anhängliches Geleit von Gassenkindern beiderlei Geschlechts zu haben, und da man durch die Kinder zu den Herzen der Mütter gelangt, so standen wir in einem Augenblicke mit dieser trefflichen Bevölkerung auf dem besten Fuße.

Marken zählt etwas über tausend Einwohner, allein an den Werkeltagen vermindert sich diese Anzahl um ein gutes Drittel, denn nur die Frauen bleiben am Land, während die Männer, die sämtlich unerschrockene Fischer sind, fern auf der Zuyder See dem Fange der Schollen und Sardellen nachgehen. Von Kindesbeinen an daran gewöhnt, die gefahrvollsten Strapazen zu ertragen, verbringen sie fast ihr ganzes Leben auf ihren Kähnen. Ihre sprichwörtliche Geschicklichkeit schafft ihnen einen einträglichen Beruf, und alljährlich mehrt sich ihr Wohlstand um einige Ersparnisse. In der That muß man nicht denken, daß alle diese braven Leute, welche sich mit einer bescheidenen, fast primitiven Lebensweise begnügen, durch die Notwendigkeit dazu gezwungen seien. Das regelmäßige Leben, das sie führen, die vollkommene Gleichheit, welche unter ihnen herrscht, halten von ihrem Geiste jeden Gedanken an leeren Aufwand fern; ihr durch ermüdende Arbeit abgehärteter Körper verlangt nicht nach der Bequemlichkeit, woran wir gewöhnt sind; dennoch sind die meisten von ihnen kleine Kapitalisten, und nicht nur reich an den Gütern, die sie nicht kennen, wie Esquiros sagt, sondern auch an denen, die sie erworben haben.

Während die Gatten in der Ferne umherschweifen, hüten die Frauen das Haus, erhalten die Wohnung in gutem Stande, verfertigen die Kleidungsstücke und erziehen die Kinder. Diese sind zahlreich und kräftig gebaut. Man sieht Gruppen von zehn bis zwölf Kindern, Brüder und Schwestern, deren ältestes kaum fünfzehn Jahre zählt, alle rot und frisch, mit blonden Haaren, großen blauen Augen und jener zugleich lächelnden und erstaunten Miene, die alle Kinder auf dem Lande zeigen, wenn sie sich in Gegenwart Fremder befinden. Wenn die Geburten zahlreich sind, so sind andererseits die Sterbefälle selten; man lebt lange in Marken, und Leute von achtzig Jahren sind dort keine Seltenheit. Dieser doppelte Grund, verbunden mit dem Umstande, daß

die Erbauung neuer Wohnungen fast unmöglich ist, hat nicht wenig dazu beigetragen, das Geschlecht in seiner ursprünglichen Reinheit zu erhalten. Kein fremdes Blut vermischt sich mit demjenigen der „Markenaars", und außer dem Arzte, dem Prediger und dem Lehrer hat seit langen Jahren niemand das feste Land verlassen, um sich auf der Insel häuslich einzurichten, und noch dazu ist, wenn ich mich recht erinnere, der Lehrer selbst ein Markener Kind.

Diese drei hohen Würdenträger bewohnen die drei einzigen Häuser, welche, nebst der Kirche und Schule, die Ehre haben, aus Backsteinen erbaut zu sein. Die anderen sind Holzhäuser, einige stammen aus dem vorigen oder selbst dem vorvorigen Jahrhundert, die meisten aber sind neueren Baues. Alle sind nach demselben Muster erbaut. Im Inneren bilden sie nur einen einzigen weiten Raum, der jedoch durch Scheidewände in so viel Zimmer, wie man wünscht, eingeteilt wird, welche, in Ermangelung besonderer Decken, sämtlich oben mit einander in Verbindung stehen. Das Dach bedeckt sie alle, das schräge Dach, woran die Fischernetze, die Vorräte an Tauwerk und Schiffsgerät und an allerhand Lebensmitteln aufgehängt sind. In jedem Hause ist der Hauptraum das Schlafzimmer, und in diesem Zimmer ist das Hauptmöbel natürlich das Bett. Dieses ist in die Wand eingefügt und bildet ein Ganzes mit ihr, es ist eine Art Wandnische, in welcher die Matratzen und Kopfkissen aufgehäuft sind, der Zugang dazu ist nicht sonderlich bequem, und es muß eine wahre Arbeit sein, da hineinzugelangen. Zwei kleine Vorhänge schützen den Schläfer sowohl vor dem Winde, wie auch vor dem Tageslichte und schließen den Eingang dieses Heiligtums, welches so ziemlich einer Schublade gleicht. Dieser kleine Schlupfwinkel entbehrt übrigens nicht eines gewissen Luxus. Die Kopfkissen und Betttücher sind mit durchbrochenen Stickereien eingefaßt, welche in ganz besonderer und Marken eigentümlicher Weise

gearbeitet sind; weiße Fäden, die sich mit gelben kreuzen, machen diese Arbeit einer Art Spitzenstickerei ähnlich, deren Zeichnung es nicht an einer gewissen Zierlichkeit mangelt.

Die Form der Zimmer hat nichts sehr Regelmäßiges. Man legt sie an und richtet sie ein je nach den Bedürfnissen der Familie. Die meisten sind blau angestrichen oder mit Kalk geweißt, und an den Wänden häuft man eine Menge blauer Fayence-Gegenstände, japanesischen Porzellans und kleiner Raritäten auf. Da befinden sich zur Ergänzung des Mobiliars in einem Winkel ein friesischer Kuckuck oder eine nordholländische Uhr, alte, wie Gold glänzende Leuchter und auf dem Schranke von Eichenholz große Gläser und Delfterzeug. Zwei Häuser sind besonders mit allerhand Kuriositäten ausgestattet, die der Frau Theerhuis und der Frau Klok. Diese letztere, obgleich Krämerin ihres Zeichens, ist die reichste Sammlerin der ganzen Insel. Nicht zufrieden damit, ihr Haus mit Porzellan, Fayence und Gemälden vollgestopft zu haben, bewahrt sie wie große Kostbarkeiten, in einem sorgfältig verschlossenen und nur fremden Liebhabern zugänglichen Raume, ein halb Dutzend holländischer Schränke von größter Schönheit, sowohl hinsichtlich ihres Stiles, als auch hinsichtlich ihrer Erhaltung. Ihre mit ganz besonderer Kunst und Sorgfalt geschnitzten Felder scheinen soeben aus den Händen des Künstlers hervorgegangen zu sein. Diese bewundernswerten Antiquitäten genießen einer wahren Berühmtheit, und erst in diesem Jahre hat die Königin von Holland ihnen einen Besuch abgestattet.

Ich sagte, alle Häuser der Insel wären aus Holz gebaut. Man begreift, daß bei solchem Baustoffe die Feuersbrünste häufig sind und ungeheuere Ausdehnungen annehmen. In der That sind sie nebst den Ueberschwemmungen die Landplagen, welche die Bewohner Markens am meisten zu fürchten haben, und diese Verheerungen des Wassers und des Feuers markieren einzelne Momente im Leben dieser friedlichen Marktflecken mit unheilvollen

Daten. Ihnen verdankt diese kleine, anscheinend von der Welt abgesonderte Insel ihre Geschichte, eine Geschichte, die übrigens sehr einfach und kurz ist, und die ich mit wenigen Worten erzählen kann.

Einige Mönche vom Orden der Prämonstratenser kamen zuerst hierher und richteten sich 1232 in diesem kleinen Erdwinkel häuslich ein. Unter der Leitung des ehrwürdigen Sibrandus hatten sie ihr Mutterhaus in Leeuwarden verlassen, um die tiefer liegenden Gestade der Zuyder See zu bevölkern. Ein Teil ihrer frommen Schar ließ sich auf dem Festlande nieder, und der andere erbaute auf Marken selbst eine Kirche und ein Kloster. Sie nannten ihr Kloster Marienhof, und die Kapelle wurde der Jungfrau Maria geweiht. 1843 bestand dieser ehrwürdige mittelalterliche Bau noch. Daneben erhob sich ein großer Glockenturm von bemaltem Holze. Aber alles dies drohte Verfall, und man war gezwungen, es niederzureißen. Die jetzige Kirche, die an der Stelle der alten Kapelle aufgebaut wurde, schreibt sich erst vom Jahre 1846 her und bietet nichts Bemerkenswertes dar.

Die Mönche blieben nicht lange allein auf der Insel Marken; ein Jahrhundert später war sie gänzlich bewohnt, und 1346 trat Margaretha, die Gemahlin des Kaisers Ludwig und Schwester Wilhelms des Vierten, an Bürger von Amsterdam und auf der Insel ansässige Bauern ihre Rechte auf den Besitz des Bodens ab.*) Es ist anzunehmen, daß die neuen Eigentümer gut vorwärts kamen und reich wurden, denn 1420 geruhten die Einwohner von Kampen, sich nach Marken zu bemühen, um dessen Weiler auszuplündern. Als Leute, die ihr Geschäft verstanden, verbrannten sie, was sie nicht fortschleppen konnten. Die

*) Der Verkaufsbrief, welcher diese Abtretung bestätigte und welcher noch vorhanden ist, wurde in Haag durch Willem van Beijeren, künftigen Grafen und Herrn von Holland und Seeland, ausgestellt.

Markenaars gingen alsbald von neuem ans Werk, sie machten dieses Unheil wieder gut, allein kaum war es ihnen gelungen, ihre bescheidenen Wohnungen aus den Ruinen wieder erstehen zu lassen, als die Friesen ihnen einen Besuch abstatteten und auf dieselbe Weise verfuhren, wie die Bewohner Kampens.

Mit dem sechzehnten Jahrhundert erreichten die Städte, welche die Zuyder See einfaßten, einen so hohen Grad des Glanzes, daß das Inselchen von seinen habsüchtigen und räuberischen Nachbarn verachtet wurde. Seine verhältnismäßige Armut rettete es vor der Zerstörungswut der Menschen, und von jener Zeit an hatte es nur noch das Wasser und das Feuer zu fürchten, welche seine unversöhnlichen Feinde blieben.

1665 verheerte eine Ueberschwemmung, 1667 eine Feuersbrunst seine bescheidenen Wohnungen. Zweimal im vorigen Jahrhundert, 1706 und 1731, und ebenfalls zweimal in unserem Jahrhundert, 1810 und 1819, zerstörte das Feuer diese friedlichen Weiler, und, dem Phönix gleich, entstanden sie jedesmal wieder aus ihrer Asche. Nur eines der Dörfchen ist nach der Feuersbrunst im Jahre 1810 nicht wieder aufgebaut worden. Es trug den Namen „Rymeswerf".

Es ist so ziemlich gang und gebe, sowohl in Amsterdam wie auch in den meisten großen Städten Hollands, die Einwohner Markens wie eine Art von Wilden darzustellen. Ich muß sagen, daß nie ein so übler Ruf schlechter begründet war. Die holländischen Städter hegen übrigens eine alte, herkömmliche Geringschätzung in Bezug auf alles, was außerhalb ihrer Stadt wohnt. Die Redensart „Een boer is een beest"*) ist allgemein in den Niederlanden, und wenn gewisse Gegenden einige Einwohner besitzen, die diese harte Aeußerung rechtfertigen, so giebt es doch überall in Holland liebenswürdige, gastfreie und sehr genügend

*) „Ein Bauer ist ein Vieh."

civilisierte Leute. Aber merkwürdigerweise trifft man gerade bei der Fischer-Bevölkerung am meisten auf ein herzliches und freundliches Wesen. Nun sind aber in Marken, mit Ausnahme von drei oder vier Bauern, alle Männer Fischer. Außerdem können alle lesen, schreiben und rechnen. Beim bloßen Anblicke des Schwarmes der Mädchen und Knaben, die nach Beendigung des Unterrichts der Schule entströmen, ist man sofort überzeugt, daß die Lehrerstelle hier durchaus keine Sinecure ist. Wer sich eines Tages in diese Gegend verirren sollte, der wird sogar so manchen finden, mit dem sich ganz gut reden läßt. In der That ist hier auch das Französische nicht gänzlich unbekannt, und der Aesculap des Ortes, der in sich den Beruf eines Arztes und eines Apothekers vereinigt, wird Euch in unserer schönen Sprache von den Hülfsquellen reden, die man in Marken finden kann, und von den seltenen Zerstreuungen, die man dort genießt. Wenn dann der Wunsch, einige Tage in dieser merkwürdigen Gegend zu leben, sich Euerer bemächtigt, dann wird er Euch sogar ein Zimmerchen zur Verfügung stellen, welches er für die Fremden, die sich in diese Seestriche verirren, bereit hält; dies Zimmerchen, sagte er uns, würde nur selten bewohnt, denn die Besucher Markens wären eben nicht zahlreich.

Was nicht wenig dazu beigetragen hat, den Markenaars diesen Ruf der Wildheit zu verleihen, von dem ich oben redete, das ist ihre Tracht. Sie bewahren dieselbe mit Pietät genau so, wie sie sie von ihren Vätern überkommen haben, und würden sich scheuen, irgend eine Veränderung daran vorzunehmen. Darin handeln sie übrigens so vernünftig, wie nur möglich. Die Neuerungen, welche die Landbewohner in ihrer Volkstracht einführen, sind im allgemeinen unglücklich. In der Kleidung spiegeln sich Charakter, Sitten und Reifegrad einer Volksrasse ab. Sie muß verschieden sein je nach den Breitegraden, Gewohnheiten und Beschäftigungen. Nichts ist anstößiger als jene Gleich-

förmigkeit, die sich bei allen sogenannten civilisierten Völkern einzubürgern trachtet und die ihren Ausgangspunkt in einer Mode-Zeitung nimmt, ohne die klimatischen Verhältnisse, die Anlagen und Bedürfnisse in Betracht zu ziehen. Giebt es etwas Lächerlicheres und Groteskeres als jene Halb-Bauern, die mit dem Wunsche, den Pariser Geschmack nachzuäffen, sich dieses oder jenes Teiles unserer Anzüge bemächtigen, daneben aber ein gutes Teil ihrer ursprünglichen Trachten beibehalten? Diese Regelwidrigkeiten bringen anstößige Mißklänge zuwege, welche nur zum Lächerlichen führen können. Glücklicherweise haben die Bewohner Markens allen Einflüssen von außen her zu widerstehen gewußt. So waren sie vor drei Jahrhunderten, so findet man sie heute, und so werden hoffentlich unsere Kinder sie noch wiedersehen.

Die Tracht der Männer zeigt übrigens nur große Einfachheit. Sie besteht aus einem Wams von braunem Tuche mit zwei Reihen Knöpfen. Dieses Wams hat einen äußerst niedrigen Kragen und wird in das Beinkleid hineingesteckt, welches, sehr weit und bauschig, kaum über das Knie hinabgeht. Die Knöpfe des Wamses sind schwarz, mit Ausnahme derjenigen, welche den Kragen festhalten; diese sind silbern oder golden. Die, welche den Gürtel des Beinkleides befestigen, sind ebenfalls aus edlem Metalle, oft sind es sogar sehr alte Denkmünzen oder Geldstücke, die sich vom Vater auf den Sohn vererben. Das Beinkleid läßt die Wade unbedeckt, diese wird durch dicke schwarze wollene Strümpfe geschützt, und die Füße sind mit weißen Holzschuhen bekleidet oder auch mit Schuhen, welche türkischen Pantoffeln sehr ähnlich sehen. Als Kopfbedeckung tragen die Markenaars entweder eine schwarze Kappe oder einen kleinen braunen Filzhut oder auch eine kleine Pelzmütze. Diese letztere Kopfbedeckung wird im Winter allgemeiner angenommen und ist auch die charaktervollste. Zuweilen gesellen sich zu dem Wams noch Ueberärmel, die am Ellenbogen aufhören und sich erweitern, wie

Bewohner der Insel Marken.

förmigkeit, die sich bei allen sogenannten civilisierten Völkern einzubürgern trachtet und die ihren Ausgangspunkt in einer Mode-Zeitung nimmt, ohne die klimatischen Verhältnisse, die Anlagen und Bedürfnisse in Betracht zu ziehen. Giebt es etwas Lächerlicheres und Groteskeres als jene Halb-Bauern, die mit dem Wunsche, den Pariser Geschmack nachzuäffen, sich dieses oder jenes Teiles unserer Anzüge bemächtigen, daneben aber ein gutes Teil ihrer ursprünglichen Trachten beibehalten? Diese Regelwidrigkeiten bringen anstößige Mißklänge zuwege, welche nur zum Lächerlichen führen können. Glücklicherweise haben die Bewohner Markens allen Einflüssen von außen her zu widerstehen gewußt. So waren sie vor drei Jahrhunderten, so findet man sie heute, und so werden hoffentlich unsere Kinder sie noch wiedersehen.

Die Tracht der Männer zeigt übrigens nur große Einfachheit. Sie besteht aus einem Wams von braunem Tuche mit zwei Reihen Knöpfen. Dieses Wams hat einen äußerst niedrigen Kragen und wird in das Beinkleid hineingesteckt, welches, sehr weit und bauschig, kaum über das Knie hinabgeht. Die Knöpfe des Wamses sind schwarz, mit Ausnahme derjenigen, welche den Kragen festhalten; diese sind silbern oder golden. Die, welche den Gürtel des Beinkleides befestigen, sind ebenfalls aus edlem Metalle, oft sind es sogar sehr alte Denkmünzen oder Geldstücke, die sich vom Vater auf den Sohn vererben. Das Beinkleid läßt die Wade unbedeckt, diese wird durch dicke schwarze wollene Strümpfe geschützt, und die Füße sind mit weißen Holzschuhen bekleidet oder auch mit Schuhen, welche türkischen Pantoffeln sehr ähnlich sehen. Als Kopfbedeckung tragen die Markenaars entweder eine schwarze Kappe oder einen kleinen braunen Filzhut oder auch eine kleine Pelzmütze. Diese letztere Kopfbedeckung wird im Winter allgemeiner angenommen und ist auch die charaktervollste. Zuweilen gesellen sich zu dem Wams noch Ueberärmel, die am Ellenbogen aufhören und sich erweitern, wie

Bewohner der Insel Marken.

Pagodenärmel. Die Fischer von Marken tragen außerdem als Untergewand rote Tuchhemden. Beim Arbeiten legen sie ihr Wams ab, und ihre Hemden, welche sehr stark gegen die dunklen Töne ihrer Fahrzeuge abstechen, erheitern den Horizont des Seebildes mit lebhaften und munteren Farbenflecken.

Die Tracht der Frauen ist aus weit mehr Stücken zusammengesetzt als die der Männer. Sie ist auch anziehender und trägt einen dreifachen Charakter zur Schau, der ihr alle Uebereinstimmung mit derjenigen der umliegenden Länder nimmt. Die Frauen Markens lassen ihre Haare sehen, tragen nur sehr wenig Schmucksachen und gehen verschwenderisch mit hellen und sehr in die Augen fallenden Farben um; nun werden wir aber bald sehen, daß in ganz Nordholland, in Friesland und in Overyssel, gerade die drei entgegengesetzten Charakterzüge die Grundlage der weiblichen Tracht bilden.

Auch die Kopfbedeckung ist dem Inselchen durchaus eigentümlich. Sie besteht aus einer ungeheueren Haube, welche die Gestalt einer Art Bischofsmütze hat. Die Mütze ist weiß mit einem braunen Stoffe darunter, welcher den Spitzen und Stickereien gestattet, ihre weißen Arabesken besser hervortreten zu lassen. Unter dem Kinne festgebunden, bedeckt sie die Ohren, welche sie stark zusammendrückt. An den Wochentagen überzieht man die Mütze mit einer Art Futteral aus Zits mit großblumigen Mustern, welches sie gegen die Sonne, den Staub und den Regen schützt. Aus dieser Mütze entschlüpfen zu beiden Seiten des Gesichtes zwei ungeheuere Büschel blonder Haare, welche in Korkzieherform geflochten, bis mitten auf die Brust herniederfallen, und auf der Stirn sind die nach vorn gekämmten Haare in gerader Linie ein wenig über den Augenbrauen abgeschnitten, so wie dies jetzt die Schönen von Paris und London machen. Man ersieht daraus, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt.

Das Kleid besteht aus einem ärmellosen Leibchen und einem

Rocke; beides ist von einander unabhängig und besteht aus verschiedenen Stoffen. Das Leibchen ist aus braunem Tuche verfertigt und mit Handstickereien bedeckt, worin die rote Farbe vorherrscht. Diese mit äußerster Sorgfalt angefertigten Stickereien erfordern jahrelange Arbeit, und ein gut gesticktes Leibchen vererbt sich als Familienstück von Geschlecht zu Geschlecht. Die Aermel, welche einem Unterleibchen angehören, sind in zwei ungleiche Teile eingeteilt, deren einer, mit senkrechten roten oder schwarzen Streifen, etwas oberhalb des Ellenbogens aufhört, während der andere, dunkelblaue, bis zum Handgelenke hinabgeht und den Unterarm fest umschließt. Dieser Aermel ist stets kurz und läßt das ganze Handgelenk unbedeckt. In der Woche wird das Leibchen mittelst eines doppelten großgeblümten Ueberwurfes geschont, der aus gleichem Stoff wie das Mützenfutteral besteht, nämlich aus Zits, der meistens mit roten Blumen auf rosa Grund besäet ist.

Diese Mischung von Rot und Rosa, deren bizarre Zusammenstellung wir noch im übrigen Teile unserer Reise wiederfinden werden, steht bei den Uferbewohnern der Zuyder See in hoher Gunst. Schon in Amsterdam hatten wir sie auf den Schürzen der Kinder wahrnehmen können, welche rosa mit roten Pünktchen sind; in Hindeloopen werden wir sie eine wichtige Rolle in der Tracht und in der Kunst dieses Ländchens spielen sehen, und ich bin überzeugt, daß sie im sechzehnten Jahrhundert, als die Reformation noch nicht der holländischen Tracht ihre dunkeln Farben und ihre starren und strengen Formen auferlegt hatte, einen bedeutenden Rang in der Bekleidung einnehmen mußte.

Doch kehren wir zur Tracht Markens zurück! Der Rock, welcher die Frauenkleidung vervollständigt, ist, wie der Aermel, in zwei ungleiche Teile eingeteilt. Der obere fünfzehn bis zwanzig Centimeter hohe Teil stellt eine Art Rockschoß dar von heller Farbe mit schwarzen Streifen. Der übrige Teil des Rockes

ist dunkelblau und endigt mit einem doppelten Streifen von Braunrot. Das ist übrigens der Rock, den in Europa alle ackerbauenden Völkerschaften tragen, welche ihre ursprüngliche Tracht beibehalten haben. Es ist der nämliche, den man in Italien und in der Bretagne, in den schweizerischen Bergen und in denen Schwedens antrifft.

So ist die Tracht der Frauen Markens beschaffen, sie ist malerisch und seltsam und so eigentümlich, daß keine andere Tracht ihr nahe kommt. Wir fügen noch hinzu, daß man nicht etwa hie und da ein vereinzeltes Exemplar dieses Kostüms entdeckt, sondern daß alle Frauen ohne Ausnahme dasselbe tragen, von dem kleinen Mädchen an, das beim Austritt aus der Schule mutwillig umherläuft, bis zu der alten Großmutter, welche, zusammengekrümmt, mühevoll der von den Sonnenstrahlen erwärmten Bank zuwankt. Zu jeder Stunde des Tages nimmt man diese Tracht wahr, mit ihren grellen Farben und ihrem eigentümlichen Schnitt, sowohl in den Weilern, wie auf dem Felde; auf dem Felde vorzugsweise, denn da die Männer beständig auf See sind, so besorgen die Frauen die Feldarbeit. Uebrigens haben diese Arbeiten nichts Mühevolles und Verwickeltes.

Die ganze Insel ist eigentlich nur eine weit ausgedehnte Wiese. Da man kein Vieh zu ernähren hat, so beschränkt man sich darauf, das Heu zu gewinnen. Zweimal jährlich landen fremde Schnitter auf der Insel mit ihren eingewickelten Sensen und ihren gewichtigen Quersäcken. Das sind fast immer Deutsche, „grüne Deutsche“, wie man hier sagt, mit ihren kleinen Mützen und ihren großen Porzellanpfeifen. Wenn sie ihre Arbeit gethan und die Wiese abgemäht haben, dann entfernen sie sich nordwärts und führen ihre schweigsamen Gestalten und ihre forschenden Blicke spazieren durch die Länder, welche sie durchschreiten.

Sobald nun die Schnitter fort sind, dann eilen die Mädchen auf die Wiesen. Sie wenden das Heu mehrmals, lassen es an der Sonne trocknen und stapeln es in Haufen auf; dann bringen sie es auf leichte Schiffe und fahren es auf den kleinen Kanälen, welche die Insel in allen Richtungen durchfurchen, bis zum Hafen, wo es verschifft werden soll. Nichts ist anmutiger anzuschauen, als diese jungen, rosabekleideten Mädchen, wie sie die grünen Wiesen durchschreiten. Man könnte meinen, es seien Erscheinungen. Diese seltsame Tracht, diese großen weißen Hauben, diese im Winde flatternden Haarlocken haben etwas, das uns von einem anderen Zeitalter träumen läßt. Ein liebenswürdiger Schriftsteller, Beobachter und Gelehrter, namens Esquiros, welcher vor etwa zwanzig Jahren die Insel besuchte, hat geschrieben, die Frauen in Marken seien weder schön noch hübsch. Er muß ohne Zweifel an dem Tage, wo er herkam, von den Umständen gar nicht begünstigt worden sein, es sei denn, daß er unter Schönheit eine gewisse krankhaft zarte und affektiert ernste Grazie verstand; in diesem Falle hätte er denn allerdings hier nur spärliche Muster, die dem ihm vorschwebenden Ideale entsprachen, antreffen können. Die jungen Mädchen Markens sind kräftige, wohl gebaute Dirnen mit Rosenwangen, blauen Augen, blonden Haaren und weißen Zähnen. Sie haben kräftige Hände und große Füße, so wie es Leuten, die arbeiten, wohl ansteht; aber ihr ganzer Körper zeigt ein schönes Ebenmaß. Es sind keine Salon- oder Boudoir-Schönheiten, — es sind eben hübsche Landmädchen, und in dem Rahmen, worin sie sich bewegen, ist dies diejenige Art von Schönheit, welche man sich zu wünschen pflegt.

Ich gehe selbst noch weiter und sage, sie besitzen jene angeborene Zurückhaltung, jene schamhafte Blödigkeit, jene furchtsame Bescheidenheit, welche einen der tiefinnerlichen Reize einer Jungfrau ausmacht, und welche man kaum in den großen holländischen Städten findet, wo die übermäßige Freiheit, die man den jungen Mädchen einräumt, ihnen sehr frühzeitig ein gewisses entschiedenes Auftreten und eine fast männliche Selbständigkeit giebt. Man richte einmal das Wort an ein Mädchen Markens, und wenn es bei den ersten Worten nicht sofort ganz verblüfft davonläuft, dann darf man wenigstens sicher sein, daß es bis über die Ohren errötet.

Die Männer ihrerseits sind dienstwillig, ohne zudringlich zu sein, immer ruhig und bedächtig; sie reden gern, aber sie sind keine Schwätzer. Nie begegnet man einem Markenaar, ohne daß er einem „Guten Tag“ wünschte. Nachdem Ihr Euch einige Zeit da aufgehalten habt, betrachtet er Euch nicht mehr als einen Eindringling, und die wenigen Männer, die man in der Woche auf dem Inselchen antrifft, kommen recht gern herbei, um sich mit Euch zu unterhalten. Eines Tages war van Heemskerck mitten auf der Wiese mit seinem Malkasten, seiner Leinwand und seinen Pinseln beschäftigt. Er skizzierte die kleine Kirche Markens und die sie umgebenden Häuser. Ich stand neben ihm und schrieb einige Notizen auf. Da trat ein Greis heran, beide Hände in die Taschen und die Mütze weit in das Gesicht geschoben. Lange betrachtete er die Malerei meines Freundes, die mit außerordentlicher Geschwindigkeit fortschritt. Dann sagte er plötzlich:

„Sie malen da mein Haus; da bin ich geboren, und vor mir mein Vater; da sind auch meine Kinder zu Welt gekommen, und neulich mein Enkel. Ich finde es schön, denn für mich ist es voll Erinnerungen, aber ich dachte nicht, daß es für jemand anders auch so sein könnte, und daß es malenswert wäre. Sie erweisen ihm da eine ganz besondere Ehre.“

In diesen Sätzen prägt sich der Charakter der Markenaars vollständig aus, und wenn Ihr sie besucht, nicht wie man ein merkwürdiges Tier in einer Menagerie beschaut, mit einem O und A bei allem, was Euch auffällt, und mit einem spöttischen

Gelächter, sobald Ihr an diesen braven Leuten die geringste ungewöhnliche Kleinigkeit bemerkt, sondern mit der Würde eines Mannes, der sich durch einen Besuch bei seinesgleichen belehren will, dann seid überzeugt, daß Ihr, weit entfernt, Wilde zu finden, in Marken ehrliche, gastfreie und stets höfliche Leute antreffen werdet.

Wenn man an Wochentagen nur selten Männern begegnet, so ist das am Sonntag durchaus nicht der Fall. In der That sind an jenem Tage alle Fischerbarken heimgekehrt, und die Einwohnerschaft ist vollzählig. Von allen Seiten schlagen lange, sonntäglich gekleidete Reihen den Weg nach der Kirche ein. Nichts ist so reich an Kolorit und pittoresken Effekten, wie diese langen farbenstrahlenden Züge, wie sie die Wiese durchschreiten und von allen Punkten der Insel aufbrechen um nach dem Mittelpunkte zusammenzuströmen. Den Hafen, mit seinen zweihundert im Winde flatternden Flaggen, gewahrt man von allen Seiten. Man könnte sagen, da wäre eine Schar edler Ritter, an deren Speeren Wimpel wehen, herbeigeeilt, um sich der heiligen Handlung anzuschließen. Nach dem Gottesdienste kehrt ein jeder nach seinem Heim zurück; dies sind ja die einzigen Stunden der Woche, die man der Familie widmen kann. Abends belebt sich die Landschaft aufs neue. Lichter gehen und kommen, und die Hütten bleiben bis Mitternacht erhellt. Nach und nach aber werden die Häuser leer und die Barken füllen sich; die Fischer kehren zu ihren Arbeiten zurück. Lange braune Reihen bewegen sich hafenwärts, Verlobte mit ihren Bräuten an der Hand, Frauen, welche ihre Gatten begleiten. Dann verlassen die Fahrzeuge eins nach dem anderen den Hafen. Lange noch gewahrt man in der Ferne die schwankenden Laternchen, die sich auf dem schwarzen Meere verstreuen. Man könnte sie für einen Schwarm von Leuchtkäfern halten, der auf der Seefläche umher gaukelt. Nach und nach entfernen sich die Lichter, die glänzenden Punkte verlieren sich in

der Nacht, alles versinkt wieder in die gewohnte Ruhe, und der Leuchtturm, der an der Spitze der Insel wacht, bleibt schließlich der einzige leuchtende Punkt, den man am Horizonte gewahrt. Acht Tage lang wird er in seiner völligen Einsamkeit verharren, die Rückkehr der Fischer abwarten und während des Unwetters die Schiffe vor dem Untergange auf den Sandbänken schützen, welche dieses liebe Inselchen umsäumen.*)

In der Woche läuft kaum ein Fahrzeug in den kleinen Hafen ein, mit Ausnahme des Bootes, welches den Dienst zwischen Marken und der Kirche besorgt, das Postpacket bringt (das, wie man sich wohl denken kann, nur von geringer Bedeutung ist) und alle zum Leben notwendigen Gegenstände herbeischafft. In der That giebt es auf der Insel keinerlei Gewerbefleiß; Hausgerät, Kleidungsstücke, ein großer Teil der Nahrungsmittel, Bier, ja selbst das Brot, alles das kömmt von auswärts.

Von Marken aus kann man das Festland sehr deutlich sehen. Bei klarem Wetter dünkt es einem fast, man könnte es mit der Hand ergreifen. Dennoch braucht das Boot eine halbe Stunde, um Monnikendam zu erreichen, und wenn das Wetter stürmisch oder der Wind konträr ist, so kann die Ueberfahrt auch wohl mehrere Stunden dauern. Der kleine Meeresarm, der die Insel vom Festlande trennt, ist in der That eine der gefährlichsten Stellen der Zuyder See. Ihre größte Tiefe ist sechs Fuß, aber fast überall zeigt das Senkblei nur vier, drei oder sogar nur zwei Fuß Wassers. Dieser kleine Seearm hat den Namen „Goldmeer" empfangen; nicht etwa, weil seine Wogen Goldteilchen mit sich führen oder man in ihm das edle Metall findet, sondern deshalb, weil der Boden, welchen es bedeckt und welcher sich durch Anschwemmungen gebildet hat, ein Dünger von außer-

*) Dieser kleine Leuchtturm ist ein ganz neuer Bau; er wurde 1830 eingerichtet.

ordentlicher Fruchtbarkeit ist, von dem die Uferbewohner sich aus diesem Grunde häufig etwas herausholen, um es zur Düngung ihrer Wiesen und ihrer Felder zu verwenden.

4.

Monnikendam. — Ansicht dieses Städtchens. — Das Karmeliterkloster. — Die Kirche und ihr hoher Turm. — Das Mönchsmeer. — Cornelis Dirkszoon und der Admiral de Bossu. — Der Todesbote. — Charakter der Einwohner. — Mannigfaltigkeit der Kulte. — Das Stadthaus; sein Glockenspiel. — Die Keule in Ehren.

Als wir unseren Ankerplatz unterhalb Markens verließen, war das Wetter stürmisch, und der Wind wehte von der Küste her; auch brauchten wir fast zwei Stunden, um auf die Rhede von Monnikendam zu gelangen. Nichts ist anmutiger als der Anblick dieses Städtchens vom Goldmeere aus. Große Bäume und kleine Häuser, Rot und Grün, und ganz vorn eine kleine hölzerne, grau angestrichene Brücke, die den Eingang der Stadt versperrt und der Landschaft etwas Chinesisches verleiht. Aus dieser lebhaft kolorirten Gruppe steigt die Kirchturmspitze und der Stadthausturm empor. Streng genommen hat Monnikendam keinen Hafen, denn man kann diese anspruchsvolle Benennung nicht wohl jener Wasserlache ohne Breite und Tiefe zuerkennen, welche sich, von schmalen Kais eingefaßt, hinter der hölzernen Brücke ausdehnt. Doch macht die Stadt diesen leichten Fehler durch ihr eigentümliches Gepräge wieder gut, welches ganz dazu angethan ist, Touristen und Maler zu begeistern.

Alles in allem genommen ist es ein reizendes, mit gelben Backsteinen gepflastertes und aus roten aufgebautes Städtchen, mit hellen Einrahmungen an den Fenstern und grünen Jalousieen.

Es ist reinlich, glänzend, im Geschmacke Broeks gehalten, alles, so zu sagen, gestriegelt und geschniegelt. Die Straßen sind nicht allzu gerade, so wie es sich eben für eine alte Stadt schickt, aber die Vorderseiten der Häuser, die sie einfassen, sind dermaßen sorgfältig unterhalten, daß es aussieht, als wären sie erst gestern vollendet, obwohl sie schon mehrere Jahrhunderte hinter sich haben. Ihre netten Giebel, die in Treppenform auslaufen, und die naiven Skulpturen, welche sie verzieren, geben ihnen ein zugleich ehrwürdiges und schmuckes Aussehen. Sie gleichen jenen zierlichen und geschniegelten Greisen, die selbst noch in ihren letzten Lebenstagen zu gefallen trachten. Einige dieser interessanten Wohngebäude schreiben sich vom sechzehnten Jahrhunderte her und tragen auf ihrer Vorderseite die Jahreszahl ihrer Entstehung. Indessen geht keines über 1515 zurück, denn zu jener Zeit ward die Stadt gänzlich durch die Flammen zerstört. Nur die große Kirche und das Karmeliterkloster, das sie umgab, blieben verschont.

Das Kloster ist verschwunden, aber die große Kirche ist noch vorhanden und sie rechtfertigt ihren Namen durch ihre mächtigen Größenverhältnisse. Alle Einwohner des jetzigen Monnikendam könnten ganz bequem in ihr tanzen. Es ist ein schöner, geräumiger, gotischer Bau; er hat drei an Breite und Höhe gleiche Schiffe, die Eingangsthüren liegen seitwärts, und ein hoher Turm steht davor. Bei der Betrachtung des allgemeinen Stiles und der äußeren Verzierung der Kirche sollte man meinen, sie stamme aus dem dreizehnten Jahrhundert, und doch besteht sie erst seit 1420. Anfangs war sie dem heiligen Nikolaus geweiht. Die Reformation gab ihr den Namen „Große Kirche“ und beraubte sie ihrer Gemälde, Skulpturen und gemalten Fenster. Heutzutage ist sie, wie alle protestantischen Tempel, weiß und kalt, kahl und verödet, von oben bis unten angetüncht, mit einer dicken, grün verhängten Kanzel und geschlossenen Kirchenstühlen. Man fühlt, daß die achtzig Pfeiler, welche das Schiff tragen, zum Obdach

für etwas anderes als für die Vernunft erbaut worden sind; man empört sich gegen das Licht, welches blendend und eisig durch diese langen, der Glasmalereien beraubten Kirchenfenster hereindringt. Die Glaubensgeheimnisse verlangen ein Halbdunkel, und die Dämmerung, das Abbild des Unbekannten, muß das Heiligtum umgeben. Der Schritt, der auf den schallenden Steinplatten nachklingt, der Wiederhall, der die Worte, welche man ausspricht, wiederholt, dies alles ruft einen unbestimmten Eindruck der Leerheit und Verlassenheit hervor. Man verspürt dieselbe Empfindung, wie wenn man ein unbewohntes Haus oder ein Theater ohne Zuschauer und ohne Lichter besucht. Und ist denn der Gott, den man hier anbetete, nicht auch wirklich aus diesen Räumen geschieden? Diese herrlichen Linien, die sich gen Himmel richten, die der Ewigkeit entgegenstreben, die den blinden, gottesfürchtigen Glauben bedeuten, die haben nichts zu schaffen in einem Tempel, wo die Ueberzeugung vernünftelt, und wo der Menschenverstand an die Stelle des Glaubens an die Mysterien der Religion getreten ist.

Um mich dem Gefühle der Beengung zu entziehen, das mich beim Durchschreiten der Kirche mehr und mehr beschlich, stieg ich bis zur Spitze des Turmes empor. Es ist einer der höchsten jener Gegend. Er ist in zwei Teile eingeteilt, und ohne Ermüdung läßt sich die Besteigung des Turmes nicht vollenden, aber wie wird man dann auch für seine Mühe belohnt, wenn man zu dem letzten Austritte gelangt ist! Zu seinen Füßen erblickt man die schwarze Masse der Kirche, dann ein köstliches Durcheinander rotbedachter Häuschen und blühender Gärten. Die Kanäle spiegeln in ihrem ruhigen Wasser die großen grünen Bäume ab, die öden Straßen ziehen sich in die Länge wie unbewegliche Schlangen. Zwischen den Häusern erheben sich die schwarzen Masten der Schiffe und hohe Mühlen mit ihren großen entfalteten Flügeln. Weiter fort blickt der Hafen durch, dann

die Rhede und in noch größerer Entfernung das Meer, das graue Meer mit Marken, das in der Ferne verschwimmt; dann, oberhalb Markens, begrenzt eine bläuliche Linie von unbeschreiblicher Weichheit den Gesichtskreis.

Auf der anderen Seite befinden sich Bäume, einige Mühlen und eine unermeßliche Wiese, die, so weit das Auge reicht, ihr saftgrünes Atlaskleid prahlend zur Schau auslegt, gestreift durch die Kanäle, die es in allen Richtungen durchschneiden. Schwarze oder weiße Punkte betüpfeln es an tausend Stellen; das sind die weidenden Viehherden. Rote Flecke erscheinen hier und dort in der Ferne, das sind Dörfer, Pachthöfe, Weiler; blaue oder graue Spitzen erheben sich mitten darin, das sind die Kirchtürme. Dann, jenseits der unermeßlichen Wiese, die in Nebel ausläuft, verschwimmt mit dem Himmel ein großer, grauer oder gelblicher Wasserteppich, das ist die Nordsee.

Unwillkürlich richten sich meine Blicke immer wieder auf diese grünenden Flächen; ehedem bedeckte sie das Meer und diese herrlichen Triften heißen noch heute „Waterland“. Doch der Gewerbfleiß der Menschen ist auch hierher gekommen, und wo die Fische schwammen, weidet heutzutage das Vieh.

Eines Tages, es war im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, kamen einige Mönche aus dem Kloster Mariengaard in das Land. Es war die Hälfte jener frommen Schar, die Marken bevölkert hatte. Bald erhob sich ein Kloster; die Erde wurde urbar gemacht, und der große See, der sich längs der Küste ausdehnte, entlehnte seinen Namen von den ersten Bewohnern seiner Gestade, er hieß „Monnikmeer“, das Mönchsmeer. Die Anwesenheit von Menschen zieht andere Menschen herbei. Eine kleine Kolonie siedelte sich bald rings um das Kloster an, ein Damm wurde aufgeschüttet, und dieser Damm gab der entstehenden Stadt ihren Namen. Nach und nach wuchs Monnikendam oder Mönchsdamm heran. Man umgab es mit

Mauern, man beschenkte es mit Vorrechten, es ward reich, es lebte jenes bewegte, unruhige, wirrenvolle Dasein der unabhängigen Gemeinden. Von seinen eifersüchtigen Nachbarn angegriffen, von den Spaniern eingenommen und geplündert, erhob es sich aus seinen Ruinen und konnte 1573 eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Schiffen ausrüsten, um seine hochherzigen Kinder unter der Leitung ihres Landsmannes, des Admirals Cornelis Dirkszoon, einen bedeutenden Anteil an jener Seeschlacht in der Zuyder See nehmen zu lassen, wo die spanische Flotte vernichtet und der Admiral Graf de Bossu gefangen genommen wurde. Zur Erinnerung an diese ruhmvolle Waffenthat empfing Monnikendam die Halskette des goldenen Vließes, welche der besiegte Admiral trug, während Enkhuizen seinen Degen und Hoorn seinen goldenen Becher bekam. Das waren ruhmvolle Siegeszeichen, die durch die dankbare Vaterlandsliebe äußerst sorgfältig aufbewahrt wurden. Jahrs darauf öffnete das Städtchen, seinen Ursprung verleugnend, der Reformation seine Thore; doch bewahrte es in seinem Wappen das Andenken derer, die es gegründet hatten.*)

Welches Heer von Gedanken beschwören dies Land und diese Stadt herauf, die sich zu meinen Füßen entrollen! Welch blendendes Schauspiel! Und dennoch beachtet es hier niemand. Die meisten derer, die am Fuße dieses herrlichen Turmes leben, kennen es nicht einmal. Die dichten Spinnengewebe, welche die Treppe versperren, zeugen davon, wie wenig Besucher diesen wundervollen Altan ersteigen, und die Stufen lösen sich allmählich aus dem Kitt, ohne daß jemand sich darum kümmert. Eines schönen Tages wird ein heftiges Gewitter, ein Blitzstrahl oder

*) Das Wappen von Monnikendam ist ein redendes Wappen. Es führt im silbernen Felde einen fleischfarbenen Franziskanermönch in schwarzem Gewande mit langer Kapuze, welcher in der Rechten eine grüne Keule hält, die stangenmäßig auf seiner Schulter ruht; er steht auf einem ebengefärbten Erdhaufen.

vielleicht auch schon ein Windstoß dies kostbare Belvedere niederreißen, und dann erst, zugleich mit der Kunde des Einsturzes, werden viele Einwohner Monnikendams es erfahren, daß ihre Stadt einen prachtvollen Kirchturm besaß.

Ich steige den Turm hinab und durchschreite nochmals die drei Schiffe der Kirche. Hier ein Grabmal, dasjenige des Predigers Bartholdeer, der zwanzig Jahre lang sein Amt zu Monnikendam ausübte; dort ein alter Weihkessel, den Formen und Skulpturen nach byzantinisch, zerbrochen in einem Winkel liegend; Steinplatten, welche ehedem Namen und Wappen trugen, die heutzutage durch die Zeit und durch die Hand der Menschen verwischt sind; das ist alles Bemerkenswerte, was ich sehe.

Die Kirche ist von schönen Baumreihen umgeben, welche den alten Wall einfassen, und ganz nahe dabei erhebt sich unter dem Laubwerk eines der alten Thore der Stadt. Zierlich in seinen Formen, malerisch in seinen Verzierungen, gehört es jenem bizarren und verkünstelten Stile an, den man den „Ludwig XIII. der Niederlande“ nennen könnte. An der anderen Seite befindet sich das Haus des Küsters; da hatten wir vor Betretung der Kirche angeklopft und geschellt, doch vergebens, denn der „Koster“ war ausgegangen. Der brave Mann, der neben seinem Amte noch dasjenige eines „Aansprekers“*) wahrnimmt, war für den Augenblick gerade mit Geschäften überhäuft.

Eine typhusartige Seuche verheerte das Städtchen und große weiße Anschlagezettel mit den Unheil verkündenden Worten „besmettelyke Ziekte“ (ansteckende Krankheit) waren hier und dort auf die verschlossenen Thüren geklebt, um die Verwandten

*) Die „Aansprekers“ (Ansprecher) sind damit beauftragt, die Todesfälle anzukündigen. In Holland bedient man sich selten der gedruckten Anzeigebriefe; der „Aanspreker“ geht von Thür zu Thür, um den Freunden des Verstorbenen dessen Tod zu melden. — Die „Aansprekers“ haben eine seltsame Tracht, welche verschieden ist, je nach der Gemeinde, der sie angehören.

und Freunde vor der Uebertretung jener Schwellen zu warnen. Als wir durch die Straßen wanderten, begegneten wir dem braven Manne, welcher der Sitte gemäß ganz in Schwarz gekleidet war, mit seinem Frack nach französischem Schnitte, seinem kurzen Beinkleide, kleinem Halskragen und auf das eine Ohr geschobenem dreieckige Hute. Er hatte mehr das Aussehen eines Höflings im Abbékostüme oder eines Seiltänzers, als dasjenige eines Leichenbitters. Er redete uns ohne Umstände und mit kregeler Miene an, um uns sein Bedauern auszudrücken, daß er uns „seine" Kirche nicht selbst habe zeigen können. Ein halber Gulden stillte seinen Kummer, und nachdem er uns in würdiger Weise gedankt hatte, setzte er mit dem heitersten Wesen von der Welt sein trauriges Geschäft fort.

Wir gingen weiter. Die Straßen waren öde, die Plätze leer und die Kanäle ruhig. Die nach vorn übergebeugten Bäume und Häuser spiegelten sich sanft in den schlafenden Wogen und schienen ihren Schlummer zu teilen. Die Einwohner selbst störten diese majestätische Ruhe nicht. Greise oder junge Leute, graue Hausfrauen oder blonde junge Mädchen, alle diese in einen halbschlafenden Zustand versetzten Wesen schienen mit ihrer Lebenskraft zu geizen und sich jede Aufregung zu versagen, aus Furcht, zu schnell zu leben. Beim Anblicke dieser dem Tode verwandten Schläfrigkeit, dieser mumienartigen Ruhe, sollte man kaum denken, daß Monnikendam als eine der neunundzwanzig Städte Hollands*) in hohem Ansehen stand, während Haag nur erst ein Flecken war,

*) Diese neunundzwanzig Städte waren: Dordrecht, Haarlem, Delft, Leyden, Amsterdam und Gouda, die den Titel „Provinzhauptstädte" führten, ferner Enkhuysen, Alkmaer, Pürmerend, Edam, Monnikendam, Weesp, Naerden, Woerden, Oudewater, Schoonhoven, Ysselstein, Vianen, Leerdam, Asperen, Heuckelom, Gorkum, Workum, Heusden, Rotterdam, Schiedam, Sinte Gertrudenberghe und Sevenberghe.

und daß Monnikendam dieserhalb Vorrechte genoß, welche dem Wohnsitze der Regierung verweigert wurden.

Eine übrigens an und für sich ziemlich triviale Thatsache wird Euch ein Urteil darüber fällen lassen, wie selten in diesem mumienartigen Landstriche die Zerstreuungen sind und mit welcher Geschwindigkeit sich die unbedeutendsten Nachrichten verbreiten. Unser erster Besuch nach unserer Landung galt einem Kurzwarenhändler, zu dem wir — um ein höchst prosaisches Detail zu erwähnen — unsere Zuflucht nehmen mußten wegen einiger Beschädigungen, die unser Küchengerät erlitten hatte. In dem Augenblicke, wo wir die Schwelle des braven Mannes überschritten, war er schon von unserer Ankunft in der Stadt unterrichtet. Nun war es aber noch nicht eine Viertelstunde her, daß unser „Schipper" den Anker ausgeworfen hatte.

Man ersieht daraus, daß in einem so eintönig ruhigen Städtchen unsere Ankunft ein großartiges Ereignis war. Zwei Reisende!

„Wir sehen Fremde nicht oft," sagte uns der treffliche Gewerbsmann, „und es könnte wohl sein, meine Herren, daß man in einem Monate noch von Ihrem Besuche spräche und mich über Sie befragte."

Wenn man die zweitausendfünfhundert Einwohner, die Monnikendam in sich schließt, so gleichförmig eingeschlummert sieht, dann sollte man sich nicht träumen lassen, daß es eine Frage giebt, worüber sie nichts weniger als einig sind, und die in einem gegebenen Augenblicke wohl Zwietrachtskeime unter ihnen entwickeln könnte. Ich meine die Religionsfrage. Unabhängig von der Sankt Nikolaus-Kirche, von welcher ich Euch vorhin unterhalten habe und welche den kalvinistisch Reformirten gehört, enthält das Städtchen noch ein lutherisches Gotteshaus, eine Mennonitenkirche, eine katholische Kapelle und eine Synagoge. In einem Lande, wo die Religion jeden Augenblick mit der

Politik vermischt wird, wäre es nun durchaus nichts Ungewöhnliches, wenn die Religionszwistigkeiten eines schönen Tages das eingeschlummerte Städtchen wieder aufweckten.

Mitten in Monnikendam erhebt sich das Stadthaus. Ehedem war es ein einfaches Bürgerhaus, aber 1591 baute man einen Bergfrieden oder Glockenturm an dasselbe an und erhob es zu der Würde eines Stadthauses. Von außen hat das Gebäude eben nichts Charakteristisches, jedoch ist der Turm von anmutiger Form und endet oben in einem zierlichen Glockentürmchen; er ist in spanischem Stil erbaut. Die unteren zwei Drittel seiner Höhe sind viereckig, und darüber erhebt sich ein hübscher Glockenturm, welcher durchbrochen und mit dem unvermeidlichen Glockenspiele versehen ist. Jedesmal, wenn dieses arme, geborstene und zerrüttete Glockenspiel sich in Schwung setzt, gesellt sich eine ungefähr in der Mitte des Turmes befindliche und einen Nachtwächter vorstellende Figur zu dem Lärm, indem sie auf einem kleinen Horne bläst, und ein winziger Reiterzug defiliert unter einer nischenartigen Säulenhalle vorüber. Alles dies gleicht so ziemlich einem Nürnberger Spielzeug oder einer hundertmal vergrößerten Schwarzwälder Kuckucksuhr.

Niemals habe ich es ohne Erstaunen mitansehen können, wie die Holländer, diese ernsthaften und gesetzten Leute, diese finsteren und strengen Protestanten, diese Bilderstürmer von Natur und Geschmack, sich von einer kindischen Leidenschaft für derartige Schnurrpfeifereien können hinreißen lassen.

Ueber der Thür des Bergfrieden begegnen wir wieder dem Wappen der Stadt. Dieser Mönch mit seiner Keule überrascht und erstaunt mich immer. Es muß ein ganz besonderer Grund für diese seltsame Paarung der Friedenstracht mit einem Kriegswerkzeuge vorliegen, irgend eine heutzutage vergessene Legende. Uebrigens ward die Keule bei den alten Einwohnern Monnikendams in Ehren gehalten. Sie kömmt in mehreren alten Aushängeschildern vor, welche noch die Häuser der Stadt schmücken, besonders in dem seltsamen Schilde eines Schlachters, dessen Bedeutung ich Euch zu raten überlasse. Der brave Mann hat sich selbst leibhaftig über dem Gesims seiner Thür in Schnitzwerk darstellen lassen, wie er einen Ochsen totschlägt, und darum steht folgender Wahlspruch: „Laßt uns zuerst an Gott denken.“ Mir wäre weit verständlicher: „Laßt uns zuerst an die Kundschaft denken.“

Das ist so ungefähr alles Merkwürdige, was man in Monnikendam findet, jedoch muß ich noch die Börse hinzufügen, eine Art Wetterdach, unter dem zwölf Personen schwerlich Platz finden dürften. Dies hindert übrigens nicht, daß dort jährlich zweihunderttausend Kilogramm Käse und für hunderttausend Gulden frische Heringe verkauft werden.

5.

Vollendam. — Das verlorene Dorf. — Ursprüngliche Einwohner. — Orientalische Sitten. — Häuser auf Stelzen. — Zwei Interieurs. — Schwärmerei für blaue Fayencen. — Das Schuhwerk an der Thür. — Gotischer Stil der Kirchen. — Holländische Wortspiele.

Das erste Dorf, welches man an der Küste antrifft, wenn man Monnikendam verläßt und nordwärts weiter fährt, ist Vollendam. Es ist nur eine Stunde von Monnikendam entfernt, aber wenn der Weg dahin nicht lang ist, so ist er doch ziemlich gefahrvoll. In der That muß man wiederum das Goldmeer durchfahren und zwischen der Insel Marken und der Küste hindurchschiffen. Die Strecken Weges, die man beim Lavieren zurücklegen muß, dürfen bei jeder einzelnen Schwenkung zehn Meter nicht überschreiten, und sobald man gezwungen ist, das

„Schwert“ *) niederzulassen, berührt man jeden Augenblick den Boden.

Vollendam ist ein einfacher Fischer-Weiler, den die gewöhnlichen Karten sogar nicht einmal erwähnen, aber der dennoch den Besuch der Maler und Naturfreunde verdient; denn nach dem Beispiele der Markener haben seine Einwohner die Gebräuche, Trachten und Ueberlieferungen der guten alten Zeit zu bewahren gewußt. Dieser regellose Haufen von Hütten hängt von der Stadt Edam ab, welche nur höchstens eine halbe Meile von da entfernt ist, und dennoch, trotz der Nachbarschaft einer wichtigen Stadt und der geringen Entfernung, die sie beide von der Hauptstadt trennt, stehen alle diese braven Leute, die auf der Küste nur ein Feldlager aufgeschlagen zu haben scheinen, den Vorgängen in Europa fremder gegenüber und sind abgeschlossener von der Welt als die Einwohner Neu-Caledoniens. Für sie begrenzt sich die Erde da, wo sich ihre Aussicht begrenzt, und wenn man sie sieht, kann man sich kaum vorstellen, daß sie von jenen unerschrockenen Seeleuten abstammen, die alle Meere durcheilten und an allen Gestaden die siegreiche Fahne der Vereinigten Provinzen umherführten. Auf orientalische Weise niedergekauert, in Gruppen von sechs oder acht Personen, schweigsam rauchend, unbeweglich, gleichgültig, mit umherschweifendem unbestimmten Blicke, gleichen sie mehr fatalistischen Türken als holländischen Schiffern. Alles trägt dazu bei, diese Illusion zu vervollständigen; ihre wallenden Beinkleider, ihre eigentümlichen Pantoffeln, die sie vor sich hinstellen, und ihre Pelzmütze, die ziemlich gut einen Turban vorstellen kann. Dies ist übrigens durchaus nicht das letzte Mal,

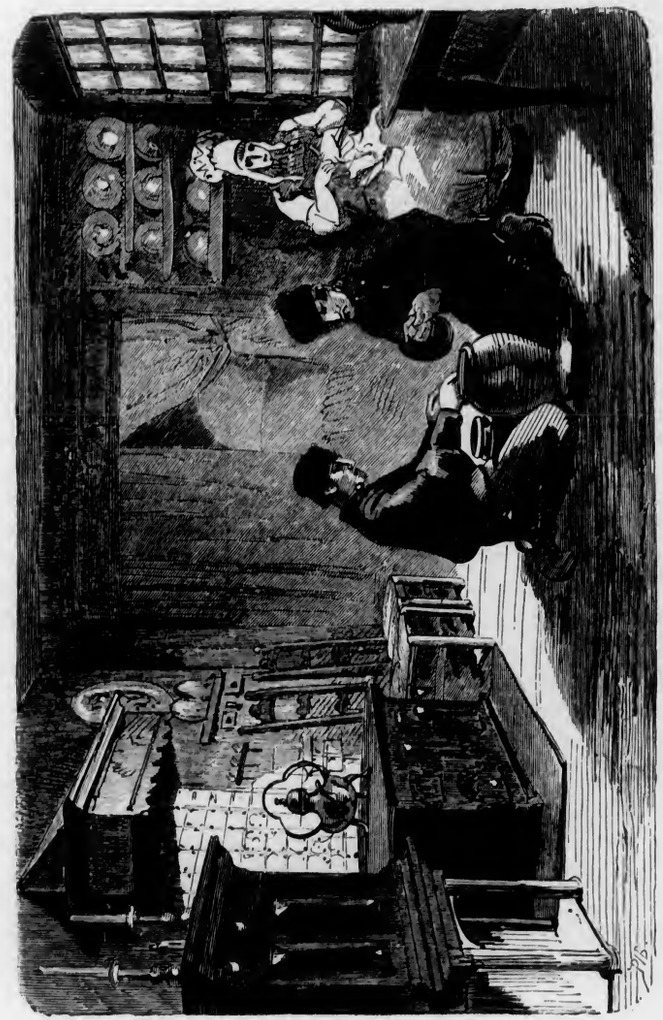
*) Das „Schwert“ ist eine Art Flosse, welche die platten, auf der Zuyder See fahrenden Schiffe an jeder Seite tragen. Wenn der Wind das Fahrzeug seitwärts erfaßt, dann läßt man das „Schwert“ fallen. Dieser große, in das Wasser hineintauchende Flügel ersetzt den Kiel des Schiffes und verhindert es am „Abtreiben“ auf der Oberfläche.

daß wir die seltsam zusammentreffenden Verhältnisse zu konstatieren haben werden, welche die Küstenbewohner der Zuyder See denjenigen des Bosporus ähnlich machen, und in geschickten Händen könnten diese merkwürdigen Uebereinstimmungen ein wertvolles Beweismittel werden zu Gunsten der übrigens unwahrscheinlichen Ueberlieferung, welche den uralten Friesen einen orientalischen Ursprung beimißt.

Doch zurück nach Vollendam! Der Anblick, welchen dieser Flecken vom Meere aus gesehen darbietet, ist höchst bizarr. Man sieht nur Gipfel, Bedachungen und einen Glockenturm. Mit Ausnahme des kleinen Hafens, den man zur Rechten gewahrt und worin einige Fischer-Fahrzeuge vor Anker liegen, und zweier oder dreier auf hohem Pfahlwerk erbauter Häuser, die sich in das Meer vordrängen und auf Stelzen gestiegen zu sein scheinen, hat man nur einen großen, aus wild übereinander gehäuften Felsblöcken bestehenden Deich vor sich, welcher das Land als vorderste Schutzwehr gegen die Verheerungen der Zuyder See verteidigt. Hinter diesem Deiche drängen sich, den Abhang hinunter, scheu und furchtsam die Häuser, die nur ihre grünen Giebel oder ihre Schornsteine zeigen, woraus langsam ein leichter Rauch aufsteigt. Diese Häuser, die sich in zwei Reihen parallel mit dem Damme hinstrecken, bilden nur eine lange Straße, deren Mitte ein nicht eben wohlriechender Kanal einnimmt. Wie in Marken, sind sie aus Holz gebaut und zartgrün oder tiefschwarz angestrichen. Die Einrahmungen der Fenster und der Thüren, sowie der Giebel sind durch einen doppelten roten oder weißen Strich hervorgehoben. Sie bestehen im allgemeinen nur aus einem einzigen Raume, der zugleich als Küche und als Schlafkammer dient. In einem der Winkel der Kammer befindet sich, in die Wand eingefügt, das famose Schubladen-Bett, das wir bereits in Marken bemerkt haben. Dem Bette gegenüber, auf einer Steinplatte oder einem Backsteinpflaster, erhebt sich ein sehr

einfacher Kamin, der sich in einigen wohlhabenderen Häusern durch einen gußeisernen Ofen vervollständigt, den man einen Entout-cas-Ofen nennen könnte, denn er dient für alle Zwecke. Die Wände sind bis auf etwa einen Meter Höhe mit Delfter, mit kleinen Figuren bemalten Fayence-Fliesen belegt. Das Uebrige ist mit Kalk beworfen oder blau angestrichen. Ebenso wie in Marken, bedecken Fayence-Sachen und allerhand kleine Gegenstände die Wand, und da hier ein gutes Teil der Bevölkerung katholisch ist, findet man mitten unter diesen Zimmerzierden Heiligenbilder und Porträts des Papstes.

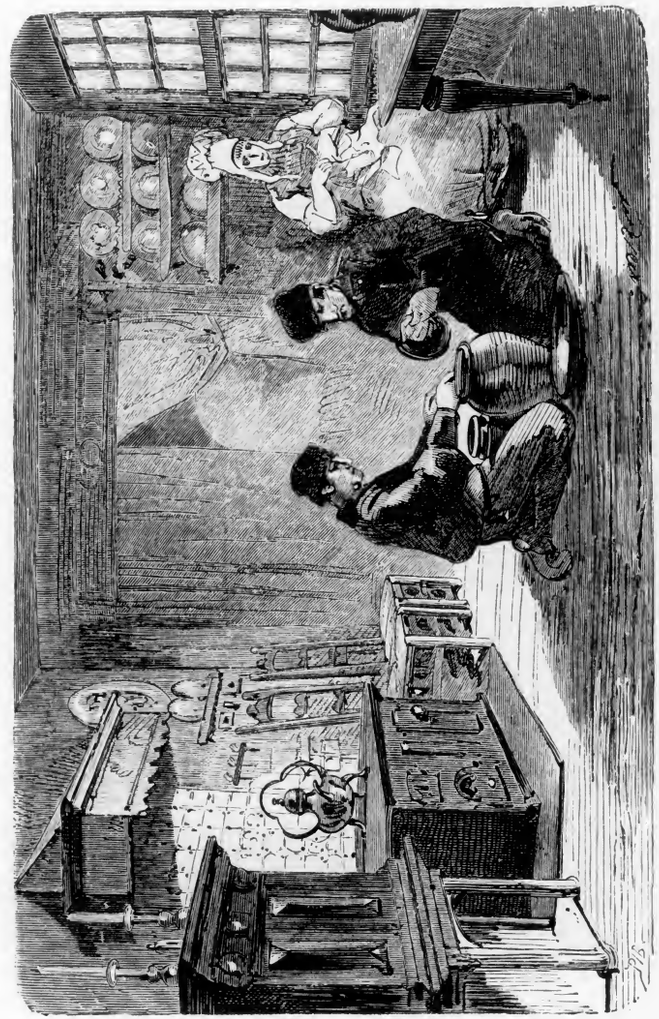
Wir besuchten mehrere dieser Häuser. Alle sind wunderbar sauber gehalten. Nahe bei der Kirche traten wir in das Haus einer jungen katholischen Witwe, die uns aufs herzlichste empfing; sie war schwarz gekleidet und wiegte auf den Knieen liegend, ein junges, frisches, rosiges Kind, welches in seiner kleinen Wiege lächelte, während zwei kleine Mädchen die häuslichen Arbeiten vornahmen. Es giebt nichts Reizenderes und Anmutigeres als ein solches Haus-Innere. Es was das Landleben auf seine reinste Einfachheit zurückgeführt, indessen gewürzt durch die Beimischung eines mäßigen, soliden Luxus und durch die Lust an mancherlei hübschem Kram. Das Holzwerk der Stühle und der Schränke war gefirnißt und gewichst, so daß sie wie Spiegel glänzten. Die an der Wand aufgehängten Teller waren alle rein, als ob man sich ihrer den nächsten Augenblick bedienen wollte. Die Zinn- und Kupfersachen glänzten, wie wenn sie von Silber oder Gold gewesen wären. Rechts in der Ecke stand eine schöne Uhr in ihrem Gehäuse, mit einem ganzen Olymp vergoldeter Figürchen; überall an den Wänden eingerahmte Kupferstiche, Fayence-Sachen und blaues Porzellan, und auf dem Fußboden eine große, fleckenlose Matte, auf welche man den Fuß nur nach vorgängiger Ablegung des Schuhzeuges setzen durfte.



Intérieur eines Fischerhauses in Volendam.

einfacher Kamin, der sich in einigen wohlhabenderen Häusern durch einen gußeisernen Ofen vervollständigt, den man einen Entout-cas-Ofen nennen könnte, denn er dient für alle Zwecke. Die Wände sind bis auf etwa einen Meter Höhe mit Delfter, mit kleinen Figuren bemalten Fayence-Fliesen belegt. Das Uebrige ist mit Kalk beworfen oder blau angestrichen. Ebenso wie in Marken, bedecken Fayence-Sachen und allerhand kleine Gegenstände die Wand, und da hier ein gutes Teil der Bevölkerung katholisch ist, findet man mitten unter diesen Zimmerzierden Heiligenbilder und Porträts des Papstes.

Wir besuchten mehrere dieser Häuser. Alle sind wunderbar sauber gehalten. Nahe bei der Kirche traten wir in das Haus einer jungen katholischen Witwe, die uns aufs herzlichste empfing; sie war schwarz gekleidet und wiegte auf den Knieen liegend, ein junges, frisches, rosiges Kind, welches in seiner kleinen Wiege lächelte, während zwei kleine Mädchen die häuslichen Arbeiten vornahmen. Es giebt nichts Reizenderes und Anmutigeres als ein solches Haus-Innere. Es was das Landleben auf seine reinste Einfachheit zurückgeführt, indessen gewürzt durch die Beimischung eines mäßigen, soliden Luxus und durch die Lust an mancherlei hübschem Kram. Das Holzwerk der Stühle und der Schränke war gefirnißt und gewichst, so daß sie wie Spiegel glänzten. Die an der Wand aufgehängten Teller waren alle rein, als ob man sich ihrer den nächsten Augenblick bedienen wollte. Die Zinn- und Kupfersachen glänzten, wie wenn sie von Silber oder Gold gewesen wären. Rechts in der Ecke stand eine schöne Uhr in ihrem Gehäuse, mit einem ganzen Olymp vergoldeter Figürchen; überall an den Wänden eingerahmte Kupferstiche, Fayence-Sachen und blaues Porzellan, und auf dem Fußboden eine große, fleckenlose Matte, auf welche man den Fuß nur nach vorgängiger Ablegung des Schuhzeuges setzen durfte.



Intérieur eines Fischerhauses in Volendam.

Das andere Haus, welches wir darauf besuchten, gehörte einem Fischer. Das Innere war himmelblau angestrichen; auch da zierten Fayence- und Porzellan-Gegenstände die Wände. Dies alles war unter jenen schönen blauen Mustern ausgewählt, welche die Holländer von Japan einführten und welche sie darauf mit so viel Geschick und Glück in Delft nachahmten. Als eine ganz merkwürdige Erscheinung fiel uns immer diese Ausschließlichkeit auf, welche die Holländer veranlaßt hat, alle andersfarbigen Fayence-Sachen zu verwerfen, und die es zuwege bringt, daß alle Sammler Nordhollands, von Herrn Six, dem berühmten Kunstliebhaber von Amsterdam, an, bis zu dem Fischer in Vollendam hinab, sich der Verehrung des Blauen gewidmet haben. Man könnte über diesen Gegenstand merkwürdige Untersuchungen anstellen; wir kommen später darauf zurück.

Das Haus, sagte ich, gehörte einem Fischer. Neben dem Fenster saß eine alte Frau, welche an Kleidungsstücken nähte, während mitten im Zimmer zwei Männer mit dem kleinen Wams, der Pelzmütze und der Pumphose angethan und nach ihrer Gewohnheit auf die Fersen niedergekauert, schweigend das Salz und die Sardellen in große Steintöpfe einpackten. Ihre nachdenkliche, aufmerksame Haltung fiel uns auf. An der Thüre waren drei Paar Schuhe auf der Schwelle niedergelegt, denn es herrscht hier die Gewohnheit, seine Holzschuhe oder seine Pantoffeln beim Eintritt in das Haus auszuziehen. Gleich den Orientalen gehen die Fischer Nordhollands auf ihren Strümpfen, und in Vollendam kann man gerade so wie an der Thüre der Moscheeen Stambuls die Anzahl der eingetretenen Personen berechnen, indem man die verschiedenen Fußbekleidungen zählt, welche an der Thüre stehen bleiben.

Alle Häuser sind ungefähr nach demselben Muster gebaut, und was monumentale Bauten anbelangt, so giebt es in Vollendam wohl nur die Kirchen, die trotz ihres modernen Baues an-

sprechende Muster der Anwendung des gothischen Stiles auf unsere Bedürfnisse sind. Ehedem besaßen nur die Protestanten eine Kirche. Sie war aus Holz erbaut, wie die anderen Häuser, und mit einem kleinen, grünangestrichenen Glockenturm geziert. Alle Monate kam ein Prediger von Edam herüber und verrichtete dort den Gottesdienst. 1848 erwarben die Katholiken ein Haus, das sie zur Kapelle umgestalteten. Sie wurde dem heiligen Vincentius de Paula geweiht; in der Woche gab man darin Religionsunterricht, und Sonntags las man dort Messe. Aber es war nicht wohl anständig, daß der allgütige Gott, der in einem Stalle geboren wurde, wie ein schlichter Sterblicher beherbergt ward. Man wetteiferte beiderseits und heutzutage hat Vollendam hierin die anderen Länder um nichts zu beneiden.

Beim Durchwandern der Straßen fiel uns ein sonderbares Aushängeschild auf. Es war das eines Handelsmannes des Ortes, der über seinem Laden diese einfachen Worte ausgehängt hatte: „Leise Kaas“ anstatt „Leidsche Kaas“, was sagen will: „Käse für Blödsinnige“ anstatt „Käse von Leyden“. Da im Holländischen die Aussprache der beiden Worte „Leise“ und „Leidsche“ nicht sehr von einander abweicht, so kann man diesem armen Krämer die Bezeichnung, womit er seinen Käse beehrt hat, nicht eben als großes Verbrechen anrechnen.

Doch dies widerlegt einen Vorwurf, den man im Auslande beständig unserer französischen Sprache macht, wonach man glauben sollte, — vorausgesetzt jener Vorwurf wäre begründet — daß die französische Sprache das ausschließliche Monopol der guten und schlechten Wortspiele besitze. Fast alle Sprachen eignen sich gleicherweise zu Wortspielen. Der ganze Unterschied besteht eben darin, daß man in der einen mehr, in der anderen weniger daran denkt, sie auszubeuten, und, wenn bei uns jemand in dieser Beziehung sündigt, so ist weit mehr der fröhliche Mutwille, den man in unserem Charakter als Grundzug vorfindet, daran schuld,

als unsere Sprache, welche im Gegenteile das unbestreitbare Verdienst besitzt, die klarste der neueren Sprachen zu sein.

Um nur vom Holländischen zu reden, so besitzt diese Sprache tausend Ausdrücke, die eine doppelte Deutung zulassen, und unter sehr unschuldigem Anscheine allerlei, oft recht grobe Zweideutigkeiten verbergen. Eine Gasthofbesitzerin würde einen Reisenden sehr übel empfangen, der von ihr „La meilleure chambre“ verlangte, und da wir nun eben bei diesem Gegenstande sind, so will ich eine Anekdote erzählen, welche diesen Sommer in Haag einen argen Skandal veranlaßt hat.

Eine Dame, die Gattin eines ausländischen Diplomaten, die sich auf ihre holländischen Sprachkenntnisse viel zu Gute that, begab sich auf dem kleinen Fahrzeuge, das man „Trekschuit“ nennt, nach Scheveningen. Da sie ohne Zweifel unbequem saß, so bat sie den Diener auf dem Schiffe, ihr ein Kissen (kussen, sprich Kösse) zu geben; allein sie mochte den Endbuchstaben wohl undeutlich ausgesprochen haben, denn der arme Bursche verstand, daß man von ihm einen Kuß (kus, sprich Köß) verlangte, was denn begreiflicherweise ein sehr ungewöhnliches Verlangen war. Nun stelle man sich den armen Jungen vor, wie er da steht, zögernd, verwirrt, mit weit aufgerissenen Augen und mit der Rückseite seiner Hand über seine Lippen fahrend. Endlich nach einem Augenblicke des Nachdenkens, fragte er die Dame, wo sie denn den verlangten „Kus“ hin zu haben wünschte. Die über diese Frage erstaunte Dame deutete ihm an, daß sie sich darauf setzen wolle. Man male sich das Weitere aus. Wie man wohl denken kann, hat man aus vollem Halse darüber gelacht, zumal da niemand die Erklärung des Irrtums hat übernehmen wollen. Auch nimmt die Dame seit jener Zeit keinen Anstand zu behaupten, die Holländer seien die unehrerbietigsten Leute von der Welt, wogegen der Schiffer, der es nicht daran fehlen läßt, diese Geschichte zum Besten zu geben, die Moral

daraus zieht, daß es auf der Welt keine schamloseren Frauen giebt als die .... Doch halt! Entschleierte ich die Nationalität der Dame, so würde ich damit zugleich den Namen des betreffenden Diplomaten andeuten und mir einen unangenehmen Streithandel auf den Hals laden. Darum ziehe ich es vor, nach Vollendam zurückzukehren, oder besser gesagt, nach Edam, denn dort sind wir inzwischen angelangt.

6.

Edam. — Das Kaffeehaus der drei Alten. — Geschichtliche Gemälde und Merkwürdigkeiten im Stadthause. — Die letzte Sirene. — Ein Aufruhr in Edam. — Die Patrioten des Einhorns. — Die Kirche unserer Lieben Frauen. — Das Wappen der Stadt. — Ein Schmuckkästchen von Haus. — Das Basrelief: „Der Fisch, den jeder liebt."

Man fährt von der See aus nach Edam hinein auf einem prächtigen Kanal, welcher mit großen grünen Bäumen und fetten Wiesen eingefaßt ist. Nachdem wir unsere Tjalk unweit des Judengottesackers angebunden hatten, verfolgten wir unseren Weg eine lange Allee entlang, welche sich neben dem Kanale hin bis in das Centrum der Stadt fortsetzt. Man stelle sich einen herrlichen Wasserteppich vor, der zu beiden Seiten mit einem breiten Streifen grünen Rasens eingefaßt ist, worauf dicke weiße Schafe weiden, dabei beschattet von großen hundertjährigen Bäumen, ferner eine mit Backsteinen gepflasterte Allee, saubere Trottoirs und Häuser, die, je weiter man in das Innere des Städtchens vordringt, sich desto ehrwürdiger, älter und immer weiter nach vorn übergebeugt zeigen und, ohne Zweifel aus Bescheidenheit, ihre mit Schnitzwerk bedeckten Giebel in dem grünen Laube verbergen.

Man kann sich wohl schwerlich einen angenehmeren Weg wünschen, und dennoch fanden wir ihn den Abend, wo wir ankamen, lang, sehr lang, ja zu lang, denn es regnete in Strömen und wir waren vom Kopf bis zu den Füßen gründlich durchnäßt. Da der Regen seine Wut verdoppelte und wir durchaus unseren Spaziergang unter freiem Himmel unterbrechen mußten, so suchten wir ein Obdach und stürzten in das erste beste Haus hinein, das sich unseren Augen darbot. Es war ein Kaffeehaus, aber ein Kaffeehaus ganz besonderer Art, wie man nie eines sah und wie man keines mehr antreffen wird, ein Kaffeehaus ohne Kellner, ohne Kunden, ohne Gäste, ohne Beleuchtung. Es wurde von drei alten Frauen gehalten, die so ganz gleichen Alters, so gleichmäßig grau waren und so genau gleiche Zahnlücken hatten, daß man sie nur, wenn man sie zusammen sah, von einander unterscheiden konnte. Sie waren auch gleich gekleidet, und in Folge des gemeinsamen Lebens hatten sie sich ganz dasselbe Lächeln, die nämlichen Bewegungen, eine ähnliche Haltung und einen ganz identischen Stimmklang angewöhnt. Unwillkürlich erinnerte ich mich, als ich sie so einander ähnlich sah, der „drei Grazien" des guten alten Herrn Smits.*) Kennt Ihr dies köstliche Bild, dies bezaubernde Staffelei-Gemälde?

Es handelt sich um drei alte Jungfrauen, um drei Schwestern, die während eines langen Lebenslaufes einander nie einen einzigen Augenblick verlassen hatten.

„Die drei Schwestern," sagt der liebenswürdige Erzähler, „waren beinahe gleichen Alters, und die jüngste, welche man Euphrosyne nannte, schien mindestens ein Alter von fünfzig Jahren erreicht zu haben. Ihre allerdings älteren Schwestern behandelten sie indessen noch immer wie ein Kind, und wenn diese liebens-

---

*) Briefe und Herzensergießungen des alten Herrn Smits. („Brieven en uitboezemingen van den Ouden Heer Smits".)

würdigen Göttinnen sich nicht mit einem Fremden oder mit einem Armen zu beschäftigen hatten, dann überhäuften sie ihre jüngste Schwester mit zärtlicher Sorgfalt und verhätschelten sie."

Und weiter:

„Ich hatte das Glück, mit ihnen sehr nahe bekannt zu sein, und wenn ich mir einmal (ich gestehe es zu meiner Schande) erlaubt habe, sie scherzweise als alte Liebhaberinnen zu behandeln, so hat es doch niemals irgend jemandem in den Kopf kommen können, daß ein derartiger Gedanke in das Bereich der Möglichkeit fiele. Das Band, welches die drei Schwestern vereinigte, war so eng, daß man nur in einem Lande, wo die Vielweiberei gestattet ist, daran hätte denken können, sie zu verheiraten, und selbst dann entstand in einem solchen Lande die Frage: Hätte man auch wohl einen der drei Grazien würdigen Gemahl finden können? So vergingen denn," sagt zum Schlusse der brave Smits, „mehrere Jahre. — Dann blieben eines Tages anstatt der drei Grazien nur zwei übrig; — am Fenster sitzend, fuhren sie fort, ihren Thee zu trinken an dem kleinen runden Tisch, wo die dritte vergoldete Tasse noch immer zwischen den beiden anderen stand. Dann, einige Zeit danach, blieb nur noch eine der drei Schwestern übrig. War es Aglaë, Thalia oder Euphrosyne? — Ich erinnere mich dessen nicht mehr, und die Leute, die ich darüber befragt habe, entsinnen sich dessen ebensowenig."

So denke man sich die drei Kaffeewirtinnen Edams. Sie bekannten uns sehr ehrlich, daß wir die einzigen Kunden wären, die sie seit langer Zeit gesehen, und daß sie dies Haus lediglich als ein ihnen überliefertes noch hielten, und um das väterliche Gewerbe nicht aufzugeben. Sie setzten hinzu, daß während ihrer Jugendzeit die jungen Leute scharenweise in das Kaffeehaus gekommen wären, und zwar stets dienstfertig, liebenswürdig und zuvorkommend.

„Doch," so schlossen sie ihre Rede, „seit jener Zeit hat sich

alles wesentlich verändert, sowohl die Stadt wie auch die Leute! Edam ist in traurigem Verfall und die Liebenswürdigkeit auch. Sehen Sie, die Straßen sind unbewohnt und unser Haus ist öde!"

Was sie zu sagen unterließen, und zwar wahrscheinlich, weil sie es nicht bemerkt hatten, das war die Thatsache, daß auch sie seit jenen glücklichen Zeiten sich sehr verändert hatten, und daß diese Veränderung vielleicht auf das Verschwinden ihrer Kunden nicht ohne Einfluß geblieben war. — In dieser ehrwürdigen Gesellschaft verstrich der erste Abend, den wir in Edam zubrachten. Am anderen Morgen früh machten wir uns wieder an unseren Spaziergang durch die Stadt, und dieses Mal, da es jetzt schönes Wetter war, kam der herrliche Baumgang, dessen Ausdehnung wir abends zuvor bekrittelt hatten, in unserem Geiste wieder zu Gnaden. Dieser Weg führt bis mitten in die Stadt hinein, das heißt bis zum Stadthause. Das „stadhuis", obwohl neueren Baues (es schreibt sich nämlich erst von 1737 her), ist ein artiges Gebäude, welches eigentlich etwas verunstaltet wird durch ein Glockentürmchen mit kleinen Säulen, das grau und rosa angemalt ist und ganz so aussieht, wie wenn es ein Zuckerbäcker fabriziert hätte. Im Inneren ist das Stadthaus gut eingerichtet und eingeteilt, passend verziert, bequem, kurz so, wie man es tausend anderen städtischen Behörden nur wünschen möchte. Die Wände waren ehemals mit hübschen Skulpturen bedeckt, aber die alljährliche Tünche hat ihnen mit ihren Schichten alle plastischen Formen genommen. Im ersten Stockwerk bewahrt man einige Gemälde.

Zwei Reiterbilder, die Prinzen Moritz und Friedrich-Heinrich vorstellend, sind Werke von achtbarer Qualität, wenigstens soweit man nach den noch vorhandenen Resten darüber urteilen kann, denn beide sind in einem jämmerlichen Zustande. In dem nämlichen Zimmer befindet sich noch ein drittes Gemälde, welches eine Vorstellung von der vergangenen Blüte der Stadt Edam

geben kann. Es ist die Abbildung eines Rheders aus dem siebenzehnten Jahrhundert, namens J. Osterlin, der 1682 einen ziemlich mittelmäßigen Künstler, namens J. Molenaer, beauftragte, ihn zwischen seinem Sohne und seiner Tochter abzumalen, wie er mit dem Finger auf die zweiundneunzig Fahrzeuge hinwies, die er auf der Zuyder See und auf der Nordsee besaß. Diese drei Malereien, die vom Gesichtspunkte der lokalen Geschichte aus ein unbestreitbares Interesse haben, stehen jedoch bei dem Gemeinderate nicht in Gnaden; man hat sie in ein beinahe leeres und an Möbeln armes Zimmer verbannt. Aber die Herren Schöffen und Räte haben Ehrenplätze im Sitzungssaale drei großen Machwerken angewiesen, die weit besser an Kirmeßbuden aufzuhängen wären als in einem Ratssaale. Es sind in der That die mehr als lebensgroßen Abbildungen von drei Jahrmarktsmerkwürdigkeiten, welche die Stadt Edam ehemals in ihren Mauern besaß.

Das erste dieser Bildnisse stellt den ehrwürdigen Pieter Dirksz, mit dem Beinamen „der Mann mit dem großen Barte“ dar, der bei seinen Lebzeiten die Straßen der Stadt mit den Haaren seines Kinnes gefegt haben würde, hätte er nicht Sorge getragen, sie aufzuschürzen, so wie die Frauen es mit ihren Röcken machen. Das zweite ist das treue Abbild einer Art von „poussah“, namens Jan Cornelissen. Diese Tonne war Gastwirt und wog vierhundertzweiundfünfzig Pfund. Als er sich 1633, im Alter von zweiundvierzig Jahren, malen ließ, geschah dies ganz gewiß, um für das „Heeren logement“, dessen Eigentümer er war, als Aushängeschild zu dienen. Das dritte Gemälde stammt ebenfalls aus dem Jahre 1633; es zeigt uns die Züge des liebenswürdigen Mägdeleins Tryntje Cornelissen, einer zarten Jungfer, die im Alter von neunzehn Jahren neun Fuß hoch war und sich körperlicher Verhältnisse erfreute, die mit ihrer Leibesgröße in Einklang standen.

Plato empfahl, man möge den Kindern die Bilder der

Helden und großen Männer vor Augen stellen, damit die Erinnerung der edlen Thaten, welche sie verherrlicht hätten, beständig ihrem Geiste gegenwärtig wären und sie angetrieben würden, sich jene als Vorbilder zu nehmen. Sollte es der Gemeinderat vielleicht in ähnlicher Absicht für gut befinden, sich mit diesen merkwürdigen Bildern zu umgeben? Ich weiß es nicht. Andererseits machten die Spartaner ihre Sklaven trunken, um ihren Kindern Abscheu vor der Trunkenheit einzuflößen. Welcher dieser zwei Lösungen soll man beipflichten? Bei reiflicher Ueberlegung würde ich mich eher der ersteren zuneigen, und zwar aus zwei Gründen. Erstens, weil Tryntje, die nicht aus Edam stammte, sondern eine Friesin von Geburt war, ihren Wohnort nicht verändert haben würde, um die Rolle der Heloten zu spielen. Der zweite Grund ist der, daß dies liebenswürdige Städtchen zu allen Zeiten das Vorrecht besessen hat, lebende „phänomenale“ Wesen zu besitzen. In der That entdeckte man 1403 in seiner Umgegend die letzte bekannte Sirene. Das Land war durch die Ueberschwemmung bedeckt; einige junge Mädchen Edams begaben sich zu Boot nach ihren Kühen, um ihnen zu trinken zu geben, als sie plötzlich die fragliche Sirene gewahrten. Man machte Jagd auf sie, oder genauer gesagt, man fischte sie mit einem Netze, dann säuberte man sie vom Schmutze, kleidete sie, lehrte sie nähen, spinnen und sich als ordentliche Person benehmen, aber — was allen auffiel — sie wollte niemals sprechen. Wenn diese letztere Eigentümlichkeit Euch naturwidrig erscheinen sollte, so möchte ich Euch anheim geben, zu Euerer Erbauung Guicciardini, de Parival, Vander Aa und andere zu lesen, d. h. alle die gelehrten Schriftsteller, die über die Stadt Edam geschrieben haben und deren Namen eine volle Seite einnehmen würden.

In dem Augenblicke, wo wir das Stadthaus verließen, wollte der mir als Führer dienende Hausmeister mir den Inhalt eines großen, in einem Zimmer des unteren Stockwerks befind-

lichen Schrankes zeigen; allein, da ich fürchtete, es möchte etwa irgend eine Sammlung zweiköpfiger Kinder, oder ein Glas mit siamesischen Zwillingen daraus zum Vorscheine kommen, so entfernte ich mich schleunigst. Später habe ich erfahren, daß er mir die Halbstiefeln der jungen Tryntje hat zeigen wollen, welche, wie es scheint, ungefähr die Form und Größe eines Violinenkastens haben. Dennoch habe ich mein übereiltes Fortgehen nur mäßig bedauert, denn die großen Füße sind in dieser Welt nicht dermaßen selten, daß große Schuhe darin brach liegen müßten.

Die Vorderseite des Stadthauses hat die Aussicht auf einen kleinen Platz, den auf der anderen Seite ein schmales Schirmdach begrenzt, welches von hölzernen Säulen getragen wird. Dieser kleine, 1738 erbaute Schuppen hieß „die Börse", und er hat seitdem diesen etwas zu anmaßenden Namen beibehalten. Eine breite, mit Bänken versehene Brücke überspannt den Kanal und verdoppelt die Ausdehnung dieses kleinen Platzes. Am 19. März 1787 waren die Brücke, der Platz, die Kais und die anliegenden Straßen von einer drohenden Menge Volkes eingenommen, welche ein Mordgeschrei erhob. Ein aus der Masse hervorgegangener Ausschuß war zu dem Gemeinderate hinaufgestiegen, um von ihm die Unterdrückung einer Gesellschaft von Vaterlandsfreunden zu verlangen, welche sich im „Einhorn" versammelte. Der Stadtrat beriet über diese wichtige Frage, und während der Zeit wurde man draußen ungeduldig. Endlich ward diese Demonstration so drohend, daß die verlangte Unterdrückung bewilligt wurde. Die Abgesandten, welche den erwünschten Bescheid überbrachten, wurden durch Freudengeschrei begrüßt, als ob die Stadt vor einem großen Unglücke bewahrt worden wäre. Hurrahrufe brachen von allen Seiten los, und die tobende Masse verbreitete sich in der Stadt, drängte und stieß auf alles, was ihr begegnete, los, und schrie aus Leibeskräften, „enthielt sich indessen des Plünderns und sonstiger Gewaltthätigkeiten". Die

Bürger jener Zeit, welche praktische Leute waren, fanden ein treffliches Mittel, um allen diesen Ruhestörern das Maul zu stopfen; sie nahmen eine reichliche Verteilung vor von Brot, Käse und starken Getränken, dank welcher sich der Aufruhr schnell beruhigte. Wenn ich Wert darauf gelegt habe, an dieses Ereignis wieder zu erinnern, so geschah es nicht etwa, weil ein Auflauf in den Niederlanden als eine seltene Ausnahme anzusehen wäre. Ich meinesteils habe schon mehr als einen erlebt; allein, wenn man diesen öden Platz, diese verlassenen Straßen, diese leeren und schweigsamen Kais betrachtet, so kann man sich nur mit Mühe vorstellen, daß da einstmals Aufregung, Lärm und Leben geherrscht haben könnten. Diese Volksemeute war übrigens die letzte. Weder 1795 noch 1813 kam Edam aus seiner tiefen Ruhe heraus. Es war damals schon eine tote Stadt.

Geht man weiter am Kanale entlang, der die Stadt in zwei Teile teilt und (irre ich nicht) von einem der Arme des Y-Stromes gebildet wird, welcher der Stadt seinen Namen verleiht (Ydam, ursprünglich für Edam), so kömmt man an eine Kirche, deren überhängender Turm von fern einen eigentümlichen Eindruck macht. Diese Kirche, welche anfangs einem Beguinenkloster als Kapelle diente, schreibt sich aus dem fünfzehnten Jahrhundert her und war ehemals der heiligen Jungfrau geweiht; als aber die Reformation in das Land eindrang, wurde das Kloster unterdrückt, die Beguinen wurden vertrieben, und die Kapelle empfing den Namen „Liebfrauenkirche", zur Erinnerung an ihre erste Bestimmung. Heutzutage nennt man sie prosaischerweise „die kleine Kirche". Die aus den Fugen gehenden Mauern neigen sich nach allen Richtungen hin und drohen den Einsturz; ihr schiefer Turm scheint nahe daran, umzustürzen, und das Glockentürmchen, mit dem man ihn 1733 aufgeputzt hat, bringt es trotz seines malerischen Aussehens nicht dahin, ihn zu verjüngen. In jenem Jahre entzündete das Feuer des Himmels,

welches die protestantischen Kirchen nicht mehr verschont als die katholischen, den ganzen oberen Teil des Glockenturmes. Der sorgsame und umsichtige Magistrat wollte nicht, daß dieser ehrwürdige alte Kirchenbau sich so enthauptet der umliegenden Gegend zeigte; daher der Ursprung des Campanile, der dazu bestimmt ist, die Augen zu ergötzen, und des Glockenspieles, welches zur Aufgabe hat, die Ohren zu erfreuen.

Schon der Name „kleine Kirche" deutet darauf hin, daß Edam eine andere, wichtigere und geräumigere besitzt. Diese andere heißt natürlich „große Kirche" und verdient diese Benennung vollkommen, denn sie ist die größte und schönste Nordhollands. Sie wurde auf Befehl der Grafen von Holland erbaut und in den ersten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts vollendet. Im Anfange hing sie von dem Sprengel Utrecht ab; sie war von einem Kloster umgeben, das den Recollecten (Franziskanermönchen der strengsten Observanz) gehörte, und dem heiligen Nikolaus geweiht. Heutzutage umgeben sie prächtige Alleen hundertjähriger Bäume wie mit einem beweglichen Wall grünender Wipfel. Sie ist nach demselben Plane gebaut wie die Kirche in Monnikendam, mit drei Schiffen gleicher Breite und Höhe. Aber das Chor, welches achteckig ist, besitzt schmalere und längere Fenster, welche, in Lanzettenform ausgehend, ihr einen ganz anderen Charakter verleihen. Im Inneren scheint sie ebenfalls weniger kalt und weniger verwaist, dank den großen Glasmalereien, welche die Fenster zieren. Diese gemalten Fenster wurden in Gouda angefertigt; sie schreiben sich aus den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts her und sind ein Geschenk der Hauptstädte Hollands, deren Wappen sie darstellen. Wie der Rest der Kirche, so haben auch sie viel durch den Zahn der Zeit gelitten. An mehreren Stellen hat man auch das Wappen der Stadt Edam aufgehängt, welches „im roten Felde einen silbernen, gehenden Ochsen trägt, mit drei geordneten goldenen

Sternen als Schildhaupt darüber". Durch Aufnahme eines Ochsen in sein Wappen bezahlte Edam dem friedlichen Tiere, welches der Ausgangspunkt seines großen Vermögens war, lediglich einen gerechten Tribut.

Der Edamer Käse ist in der That seit mehr als drei Jahrhunderten berühmt, und zwar nicht nur in Holland, sondern in der ganzen Welt. 1649 führte man bereits eine halbe Million Kilogramm von diesen Käsen mit roter Rinde aus, wovon Parival sagte: „Auch muß man zugeben, daß sie an Güte die besten Europas übertreffen und dem Parmesankäse nicht nachstehen". Diese ganz örtliche Industrie, verbunden mit dem Schiffsbau, welcher in Edam ein beträchtliches Personal beschäftigte, brachte alljährlich große Geldsummen ins Land und verbreitete Wohlstand unter alle seine Bewohner.

Auch enthielt dies Städtchen, das heute zusammen mit der Bevölkerung Vollendams kaum fünftausend Einwohner zählt, in jener Zeit mehr als fünfundzwanzigtausend. Es nahm die neunte Stelle unter den Städten Hollands ein und schickte einen Abgesandten in die General-Staaten und einen anderen in den Admiralitätsrat. Die Familie Oranien war ihm außerdem besonders zugethan, denn sie war dessen eingedenk, daß seit 1571 Edam sich der Partei Wilhelms des Schweigsamen zugesellt hatte.

Doch da sind wir weit von unserer Kirche abgekommen! Ich will sie jedoch nicht verlassen, ohne von einem köstlichen, zweistöckigen, dem sechzehnten Jahrhundert angehörigen Wohnhause zu sprechen, einem Bau mit Schichten von Back- und Bruchsteinen, mit Nischen voll Bildhauerarbeit und einem achteckigen Turme, welcher dem an der Seite angebrachten Hauptportale vorgebaut ist. Dies ist gewiß eines der reizendsten und interessantesten Gebäude, die in Holland vorhanden sind. Ich war im Begriffe, eine Skizze davon zu nehmen, als ein Schullehrer, dessen Anstalt nahe dabei war, mich benachrichtigte, daß es davon

eine Photographie gäbe. Ich glaubte ihm aufs Wort und gab meine Zeichnung auf; ich hätte indessen besser gethan, ihm nicht zu trauen, denn er schickte mich zu dem Koster, um da zwei abscheuliche Schmierereien anzusehen, die er mir als Meisterstücke geschildert hatte. Die ganze Stadt bin ich darauf durchlaufen, um die fragliche Photographie zu suchen, doch ich konnte sie nicht finden, aber unterwegs fielen mir auf einigen alten Häusern sehr interessante Basreliefs und merkwürdige Inschriften auf. Ein Bildwerk in halberhabener Arbeit besonders, welches „den Fisch, den jeder liebt", darstellt, ist, als satirische Beobachtung, des Vaterlandes der Steens und der Brederoos wohl würdig. Davon konnte ich denn doch wenigstens eine Skizze nehmen und die launigen Verse aufschreiben, welche es begleiten. Ich mag wohl diese letzteren wiedergeben, aber ohne die Zeichnung verlieren sie freilich allen Reiz.

Ein Fischer hat soeben eine Frau in seinen Netzen gefangen. Ein vorbeigehender Krieger drückt seine Verwunderung über diesen wunderbaren Fischzug aus. Ein Mönch, der dann kömmt, gesteht, ein derartiger Schmaus würde ihn beides, seinen Speck und seinen Kohl vergessen lassen. Darauf machen ein Jäger, ein Fischer, ein niederländischer Prediger, ein Alchimist und ein altes Weib der Reihe nach mehr oder weniger feine Bemerkungen, welche mit doppelsinnigen Sätzen schließen, die sich anständigerweise durchaus nicht übersetzen lassen.

Einfahrt in den Hafen von Hoorn.

eine Photographie gabe. Ich glaubte ihm aufs Wort und gab meine Zeichnung auf; ich hatte indessen besser gethan, ihm nicht zu trauen, denn er schickte mich zu dem Koster, um da zwei abscheuliche Schmierereien anzusehen, die er mir als Meisterstücke geschildert hatte. Die ganze Stadt bin ich darauf durchlaufen, um die fragliche Photographie zu suchen, doch ich konnte sie nicht finden, aber unterwegs fielen mir auf einigen alten Häusern sehr interessante Basreliefs und merkwürdige Inschriften auf. Ein Bildwerk in halberhabener Arbeit besonders, welches „den Fisch, den jeder liebt", darstellt, ist, als satirische Beobachtung, des Vaterlandes der Steens und der Brederoos wohl würdig. Davon konnte ich denn doch wenigstens eine Skizze nehmen und die lautigen Verse aufschreiben, welche es begleiten. Ich mag wohl diese letzteren wiedergeben, aber ohne die Zeichnung verlieren sie freilich allen Reiz.

Ein Fischer hat soeben eine Frau in seinen Netzen gefangen. Ein vorbeigehender Krieger drückt seine Verwunderung über diesen wunderbaren Fischzug aus. Ein Mönch, der dann kommt, gesteht, ein derartiger Schmaus würde ihm beides, seinen Zweck und seinen Kohl vergessen lassen. Darauf machen ein Jäger, ein Fischer, ein niederländischer Prediger, ein Alchimist und ein altes Weib der Reihe nach mehr oder weniger feine Bemerkungen, welche mit doppelsinnigen Sätzen schließen, die sich anständiger weise durchaus nicht übersetzen lassen.

Einfahrt in den Hafen von Hoorn.

7.

Hoorn. — Der See des Boulogner Gehölzes als Seehafen. — Das Kuhthor. — Der kindlichen Liebe gezollte Ehre. — Das Osterthor und seine Inschrift. — Der Besen des Admirals Tromp und das englische Wappenschild. — Der Becher des Admirals von Bossu. — Der Maler Jan Albertz Roodtseus. — Kleiner Mutwille hinsichtlich des Altfrauenstifts. — Religionssekten. — Ueber den Ursprung Hoorns. — Sein Wappen. — Seine wechselnden Schicksale. — Roo-Griet und die kurländischen Husaren. — Käse-Kanonade. — Gefangennahme des Admirals von Bossu.

Wir hatten beabsichtigt, Edam früh morgens zu verlassen und nachmittags in Hoorn anzukommen; doch hatten wir die Rechnung ohne den Wirt gemacht, das heißt ohne einen abscheulichen Sturm, der plötzlich quer über die Mündung des Stromes hintobte und sozusagen deren Eingang verschloß. Erst abends konnten wir durch die Schleusen gelangen und unter Segel gehen. Das Wetter war wieder schön geworden, wenn schon der Himmel mit Gewölk und der Horizont mit Nebelmassen beladen blieb.

Wir verfolgten gemächlich unsere Bahn, sanft hin und her geworfen durch eine kurze und nicht heftige Welle. Ich gab mich jenem inneren Zauber hin, den man stets bei der Betrachtung der Natur empfindet, sei es nun in den ersten oder in den letzten Stunden des Tages, in jenem Augenblicke, wo das unentschiedene Licht die Gegenstände vereinfacht, sie zugleich vergrößert und ihnen einen Charakter männlicher Schönheit aufprägt; da fühlte ich plötzlich eine Hand sich auf meine Schulter legen. Es war van Heemskerck, welcher, mit ausgestrecktem Arme, mich auf den östlichen Horizont hinwies. Ich wandte mich um und gewahrte eines der merkwürdigsten Schauspiele, die ich je in meinem Leben gesehen.

Vom Bord des Schiffes an bis zum Gipfel des Mastes,

vom Zenith bis zum Nadir, hatte alles denselben Ton angenommen und verschwamm in einer einzigen Farbe. Keine Wogen und kein Gewölk, weder Himmel noch Meer, kein Gesichtskreis! Nur eine einzige und alleinige, tiefe und doch ausnehmend sanfte Färbung, und darüber, sich schwarz abhebend, ein großes Fahrzeug, das, losgelöst von jedem festen Halt, ganz frei mitten im Raume zu schweben schien. Meer und Himmel waren schön perlgrau und glichen einem Atlasgewande. Das Schiff sah aus wie ein riesiger Dintenklecks. Nichts kann von diesem seltsamen Schauspiele eine Vorstellung geben, und die Worte fehlen uns zur Beschreibung derartiger Gemälde. Turner hat in seinen wunderlichsten Werken gewiß nichts Ueberraschenderes hervorgebracht.

Ich blieb lange Zeit in dies Seebild, das mir wie eine wunderbare Vision erschien, versunken — und würde es noch länger geblieben sein, hätte der schipper nicht plötzlich das Schiff gewandt. Wir fuhren in den Vorhafen Hoorns hinein.

Dank einem günstigen Winde, hatten wir in einigen Minuten die neuen Docks durchfahren, den Hafendamm umsegelt, der der Stadt seinen Namen gibt, den dicken Turm hinter uns gelassen, welcher den alten Hafen beherrscht, und warfen nun Anker mitten in einem köstlichen Seebecken, das ganz von dichten Laubmassen, von großen Bäumen und Blumen eingefaßt ist.*) Man stelle sich den See des Boulogner Gehölzes als Seehafen vor, und dazu freundliche Glockentürmchen, die seine Bäume überragen und anmutige Häuser, die mit ihren Spitzen, mit Schnitzwerk verzierten Giebeln, neugierig durch das Laubwerk schauen.

*) Die Stelle, welche heutzutage diese schönen Anpflanzungen bedecken, wurde ehemals von einer Menge Schiffsbauplätze eingenommen, aus welchen alljährlich eine ganze Flotte von Schiffen hervorging. Es ist merkwürdig, auf den alten Karten die verschiedenen Umwandlungen zu verfolgen, welche diese verfallenden Städte durchgemacht haben.

Hoorn ist übrigens eine der nettesten Städte, die man sich denken kann, und zugleich eine der merkwürdigsten. Sie ist durch und durch mittelalterlich, alle ihre Häuser sind alt und schmuck, mit nettem Schnitzwerk und hübschen Basrelief-Verzierungen bedeckt, mit spitzem, treppenförmig ausgehendem Dache, das sich vorzubiegen scheint, um besser zu sehen und um besser gesehen zu werden. Ueberall große Schirmdächer und granitene Vortreppen, überall wechselt das geschnitzte Holz und der bemeißelte Stein mit den Backsteinen, welche mit ihrem warmen und munteren Tone diesen netten Wohnungen einen Ausdruck der Heiterkeit und Frische aufprägen, der seltsam gegen ihr großes Alter und ihre altertümlichen Formen absticht.

Es ist nicht eins, es sind nicht zehn Häuser, die man auf diese Weise ausgeschmückt vorfindet. Nein! alle sind es, vom ersten bis zum letzten, von einem Ende der Stadt bis zum anderen, und man kömmt sich ordentlich lächerlich vor, wenn man in diesen uralten Straßen in unseren eng anliegenden Kleidern und unserer verpfuschten Tracht spazieren geht. Es gibt gewisse Plätze, gewisse Städte, die man nur mit Federn auf dem Filzhute, mit Stulpenstiefeln an den Beinen und mit dem langen Degen an der Seite durchwandeln sollte. Gewiß gehört Hoorn zu dieser Zahl.

Dennoch wird der Blick nicht gar zu sehr durch die Vorübergehenden beleidigt, und man kann nicht sagen, daß die Spaziergänger das Bild verunstalten. Letztere sind in der That verzweifelt selten, und es würde diesen großen öden Straßen, die leer und unbelebt aufeinander folgen, sehr zum Gewinne gereichen, wenn sie bevölkerter wären.

Einst indessen behauste Hoorn ein thätiges und sich weit ausdehnendes Volk, welches das Meer mit seinen Flotten bedeckte und Indien mit seinen Faktoreien bevölkerte. Jede Woche war sein Markt von mehr als tausend Wagen eingenommen, welche

ganze Berge von Käse heranbrachten, und alljährlich lockte sein Ochsenmarkt, der 1389 entstanden war, aus allen Winkeln Europas eine Menge von Fremden herbei. Franzosen, Dänen, Friesen, Deutsche und Schweden strömten in seine Mauern und trugen dadurch zu seinem erstaunenswerten Emporblühen bei. Zu jener Zeit zählte Hoorn mehr als fünfundzwanzigtausend Einwohner. Heutzutage hat es kaum zehntausend.

Nichtsdestoweniger ist sein Umfang derselbe geblieben, und wenn die Stadt jetzt auch gleichsam Witwe ist ihrer uralten Wälle, ihrer massiven Türme und monumentalen Thore, die ihr ein prächtiges Ansehen verliehen, so hat sie dennoch dieselbe Ausdehnung behalten, und ihre artigen Häuser fassen noch heute die breiten Gräben ein, die ihr ehedem zur Verteidigung dienten.

Seltsame Anomalie! Man könnte sie einem prächtigen Mieder vergleichen, das ganz mit Gelb und Rot bestickt, mit Spitzen besetzt und mit Stickereien eingefaßt, das aber für die schönen Körperformen, die es umfassen soll, viel zu weit geworden ist.

Ich habe die altertümlichen Bastionen durchwandert. Einige Türme sind noch an ihrem Platze stehen geblieben, und auch zwei Thore. Die anderen sind verschwunden, und auch die alten Türme, die übrig geblieben sind, drohen den Einsturz und werden sich nicht mehr lange halten. Der Wall ist in Promenaden umgestaltet und mit Häusern, großen Bäumen und Gärten bedeckt. Von den zwei Thoren, die man noch sieht, steht das eine beim Eingange des Hafens. Seine Gesamtwirkung ist höchst stattlich und seine Details sind prächtig. Seewärts rundet es sich in schweren Massen, während die der Stadt zugekehrte Façade eine Ebene bildet, welche mit anmutigen Bildhauerarbeiten und reizenden Ornamenten bedeckt ist. Unter den Gruppen, die es schmücken, bemerke ich eine Kuh, die von einer Bäuerin gemelkt wird. Das ist eine rührend sinnige jenen ländlichen Arbeiten, die dies beglückte Land bereichert haben, dargebrachte Huldigung. Uebrigens zeigen die Einwohner Hoorns durchaus kein undankbares Herz, und ehedem trug ein anderes Thor ebenfalls künstlerische Bezeugungen ihres Dankes für jene sanftmütigen Tiere zur Schau, welche so viel zum Reichtum ihrer Stadt beigetragen haben. Die Koepoort, das Kuhthor, trug oben, nach dem offenen Felde zu, zwei liegende Kühe, welche ihre Schwestern auf der Wiese zu betrachten schienen, wie sie dabei waren, die köstliche Milch hervorzubringen. Stadtwärts zierten vier andere Kühe, wovon zwei aufrecht standen, die Vorderseite des Thores, und lebten in gutem Einvernehmen mit zwei heraldischen Löwen, die dem Stadtwappen als Träger beigesellt waren.

Zwischen dem Meere und dem Kuhthore bestand bis ins vorige Jahrhundert noch eine andere Einfahrt, die den Namen „Westthor“ trug. Hier kam am Ende des Jahres 1573 ein armes Kind an, von Ermüdung und von Entbehrungen jeder Art erschöpft. Auf einen hastig hergerichteten Schlitten hatte es das kostbarste Gut, das es in der Welt besaß, seine arme alte Mutter, gesetzt und war, seinen Schatz hinter sich herziehend, vor den Spaniern entflohen. Zweimal war das thatkräftige Kind unterwegs angehalten worden, und zweimal hatten die durch diese kindliche Aufopferung gerührten Feinde es seinen Weg fortsetzen lassen. Die Einwohner Hoorns wollten das Andenken an diese heldenmütige Handlung heilig halten, und lange Zeit hindurch bezeugte ein am Westthore angebrachtes steinernes Basrelief der Nachwelt, daß, selbst in den wirrsten Zeiträumen ihrer Geschichte, die kindliche Liebe stets ihren Platz im Herzen der wahren Holländer gefunden hat.

Das einzige noch aufrechtstehende Thor, nächst dem schon erwähnten, ist das neue Osterthor (Oosterpoort), welches 1578 erbaut wurde. Es ist ein hübsches Bauwerk, welches deutlich den Charakter der Renaissance an sich trägt und in seinen

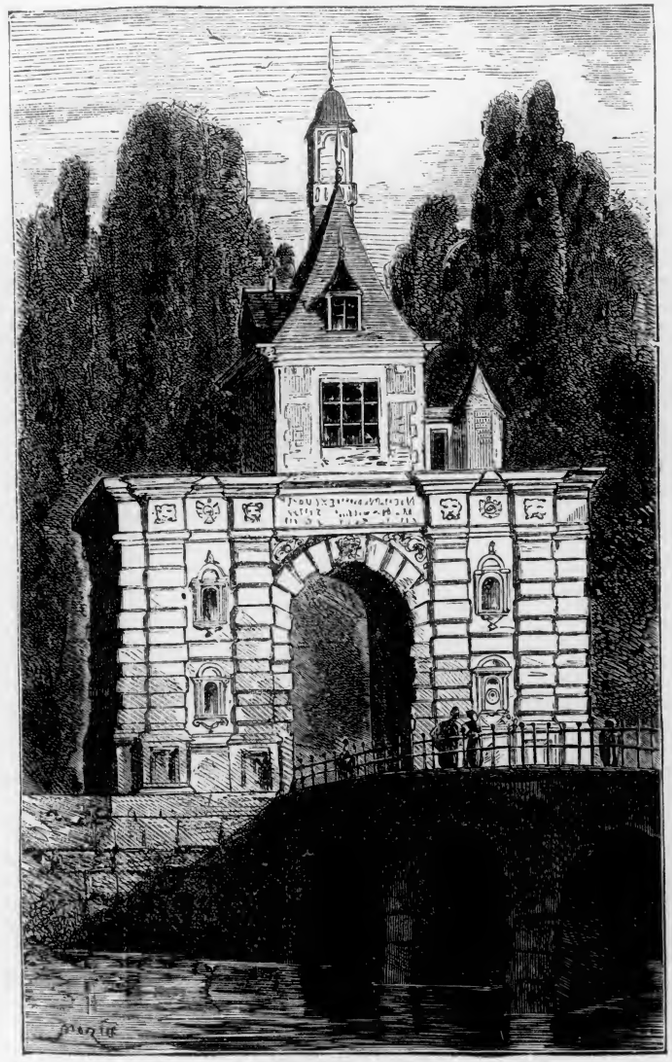
Wölbungen sogar einige Spuren von Spitzbögen besitzt. Seine der Stadt abgekehrte Façade ist mit Säulen verziert, die ihm einen gewissen Stil verleihen; leider entstellt ein kleiner Pavillon mit einem spitzen Dache, der oben auf dem Thore steht, dasselbe in auffälliger Weise.

Die braven Schöffen, die es erbauen ließen, zierten es, als gute Hugenotten, mit einer frommen Inschrift, in welcher sie demüthig bekennen, daß ohne den Beistand Gottes alle ihre kluge Vorsicht, ihre Wachen und ihre Kanonen die Stadt nicht verteidigen könnten. Aber als praktische Leute trugen sie Sorge, die kleinen Vorsichtsmaßregeln nicht zu vergessen, und zwei alte Feldschlangen zeigen noch ihre Schlünde durch die altertümlichen Schießscharten.*)

Einmal wöchentlich sieht das Osterthor unter seinem, durch die Jahre gebräunten Bogen eine Menge Fußgänger, Reiter und Wagen hindurchziehen und kann sich in die gute alte Zeit zurückversetzt wähnen. Das geschieht nämlich am Donnerstag, dem Markttage; denn Hoorn ist nächst Alkmaar diejenige Stadt Nordhollands, wo die größten Geschäfte in Käse gemacht werden. Also Donnerstags setzen sich die Wagen früh in Bewegung. Boerenwagens und Boerenchaisen, Tilburys oder Bauernwagen, mit den wunderlichsten Schnitzereien und grellen Malereien bedeckt, eilen von allen Punkten des Gesichtskreises herbei, um jene köstliche Masse zu bringen, oder sie enthalten auch indifferente Bauern, die von ihren ebenso indifferenten Ehehälften begleitet werden.

Die Wagen wenden sich der Wage zu, und die Tilburys der Herberge. Um zehn Uhr ähnelt der Marktplatz einem Artillerie-

*) Die erwähnte Inschrift lautet folgendermaßen: „Nil prosunt vigilum excubia, nihil arma minaeque | murorum ingentes, raucaeve tonitrua canae, | 1578 | ni Deus hancce velis regere ac tutarier urbem.



Das Oosterpoort in Hoorn.

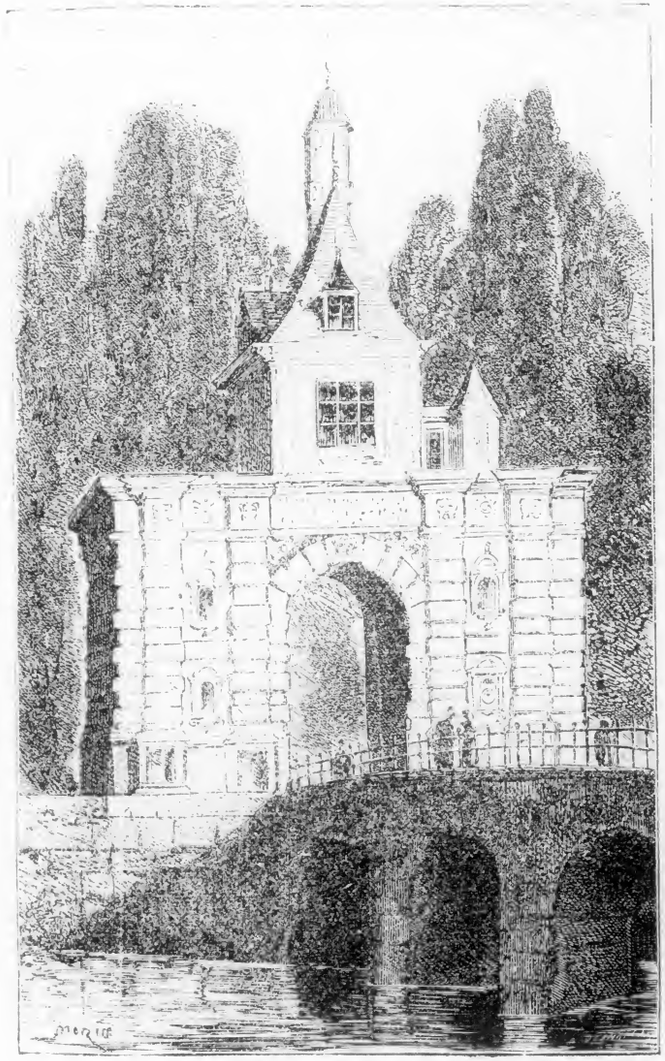
Wohnungen sogar einige Spuren von Spitzgiebeln besitzt. Seine der Stadt abgekehrte Façade ist mit Säulen verziert, die ihm einen gewissen Stil verleihen; leider entstellt ein kleines Pavillon mit einem spitzen Dache, der oben auf dem Thore steht, dasselbe in geschmacklosester Weise.

Die braven Schöffen, die es erbaut hatten, zierten es als gute Hugenotten, mit einer frommen Inschrift, in welcher sie demüthig bekennen, daß sowie den Beistand Gottes alle ihre kluge Vorsicht, ihre Wachen und ihre Kanonen die Stadt nicht vertheidigen konnten. Aber als praktische Leute trugen sie Sorge, die kleinen Vorsichtsmaßregeln nicht zu vergessen, und zwar alle Feldschlangen zeigen noch ihre Schlünde durch die alterthümlichen Schießscharten. [1]

Einmal wöchentlich sieht das Oosterthor unter seinem, durch die Jahre gebräunten Bogen eine Menge Fußgänger, Reiter und Wagen hindurchziehen und kann sich in die gute alte Zeit zurückversetzt wähnen. Das geschieht nämlich am Donnerstag, dem Markttage; denn Hoorn ist nächst Alkmaar diejenige Stadt Nordhollands, wo die größten Geschäfte in Käse gemacht werden. Also Donnerstags setzen sich die Wagen früh in Bewegung: Boerenwagens und Boerenchaisen, Tilburys oder Bauernwagen, mit den wunderlichsten Schnitzereien und grellen Malereien bedeckt, eilen von allen Punkten des Gesichtskreises herbei, um jene köstliche Masse zu bringen, oder sie enthalten auch indifferente Bauern, die von ihren ebenso indifferenten Ehehälften begleitet werden.

Die Wagen wenden sich der Wage zu, und die Tilburys der Herberge. Um zehn Uhr ähnelt der Marktplatz einem Artillerie-

[1] Die erwähnte Inschrift lautet folgendermaßen: [illegible] nihil [illegible] 1578 [illegible]



Das Oosterpoort in Hoorn.

Parke. Die Käse werden zu hunderten aufgehäuft und wie Kugeln aufgekegelt. Ihre schöne gelbe Rinde glänzt wie Gold, und rings umher verkehren, ruhig und bedächtig, die schweigsamen und schwarzgekleideten Bauern. Plötzlich reden zwei unter ihnen sich an; sie wechseln einige Worte und schlagen sich dann zu wiederholten Malen in die Hand, wobei sie einen oder mehrere Finger krumm biegen, etwa so, wie es die Italiener beim Mora-Spiele machen. So werden die Geschäfte abgeschlossen. Käufer und Verkäufer, immer vorsichtig, sagen nur die runde Summe des Preises und der genaue Restbetrag wird durch den Händedruck angedeutet, den sie wechseln.

Sobald ein Handel abgeschlossen ist, sieht man die Lastträger von den Wagen herbeieilen. Sie sind ganz weiß gekleidet, mit Ausnahme ihres Hutes, der blau, rot, gelb oder grün ist, je nach der besonderen Wagschale, zu welcher sie gehören, da jede dieser Schalen ihre bestimmte Farbe hat. Die Käse werden auf einer Tragbahre aufgehäuft und nach der Wage getragen, wo sie amtlich gewogen werden, danach willigt der Käufer in die Ablieferung derselben.

Die Wage (de Waag) ist ein sehr netter Bau, der ganz aus grauen Steinen hergestellt ist und aus dem siebzehnten Jahrhunderte stammt. Ihre anmutvolle Bedachung ist mit artigen Fenstern verziert, über die sich eine kleine Attika hinzieht; die Fenster haben noch ihre in Blei gelegten Scheiben beibehalten, und ein Einhorn, welches zwischen den Vorderbeinen das Stadtwappen hält, vervollständigt in angenehmer Weise das malerische Aussehen dieses merkwürdigen Denkmals aus alter Zeit.

Gegenüber erhebt sich das alte Staatskollegium, ein ebenfalls aus grauen Steinen, doch in etwas späterer Zeit erbautes Gebäude. Lebhaft kolorierte Wappenschilder treten auf der matten Färbung der Façade grell hervor und geben ihr ein originelles Ansehen. Unter diesen Wappenschildern befindet sich auch das-

jenige Englands. Man würde wohl kaum erwarten dürfen, dasselbe hier anzutreffen, wenn nicht eine Episode des vor zwei Jahrhunderten hier wütenden Krieges dessen Aufnahme erklärte.

Als Tromp, der Besieger der Engländer, an den Top seines großen Mastes jenen berühmten Besen anband, welcher andeutete, daß er die Nordsee von den Feinden Hollands gesäubert hätte, und energisch den Plan verfolgte, die Themse hinaufzusegeln, um Verwüstung und Schrecken in die Umgegend Londons zu bringen, da zählte sein Geschwader eine gewisse Anzahl durch die Stadt Hoorn ausgerüsteter Schiffe. Auf einem jener Schiffe befanden sich zwei Neger, deren Vermessenheit so weit ging, daß sie von einem hart bedrängten Fahrzeuge, und zwar fast an den Thoren der großen Stadt, das Wappenschild abrissen, das es hinten trug.

Dies Siegeszeichen brachten sie in ihre zweite Vaterstadt mit, und letztere brachte am Gipfel einer ihrer monumentalen Gebäude das von zwei ehernen Negern gehaltene Wappenschild an, um dadurch das Andenken an ihre Heldenthat zu verewigen.

Ehedem wurde die Häusergruppe an diesem reizenden Platze durch das Stadthaus vervollständigt, dasselbe ist aber verlegt worden. Jetzt dient dazu, an der Ecke der Nieuwestraat und des Nieuwsteeg, das alte Staatenhaus, und die Gebäude des ehemaligen Gemeindehauses sind niedergerissen.

Die Façade des jetzigen Stadthauses ist sehr anziehend. Halb aus Backstein und halb aus Stein erbaut, hat es nach zwei Straßen hin einen doppelten, mit ansprechender Bildhauerarbeit versehenen Giebel. Leider giebt das Portal, das sich zwischen den Giebeln, genau am Scheitel des von den beiden Façaden gebildeten stumpfen Winkels befindet, dem Bau ein bizarres und seltsames Aussehen.

Das Innere steht keineswegs mit dem Aeußeren im Einklange, und das ist bedauerlich. Der neuere, und wir können wohl sagen, der schlechte Geschmack, hat sich da geltend gemacht. Papiertapeten sind an die Stelle des Holzgetäfels und des alten Leders getreten, und die schönen Zimmereinrichtungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben einem mageren, armseligen und faden Ausputz Platz gemacht, der nur an die Schattenseiten der Kunstperiode Ludwigs XVI. erinnert.

Einige Gemälde und ein Becher aus vergoldetem Silber sind die einzigen Schätze, die das Stadhuis birgt. Der Becher ist der des Admirals Grafen von Bossu, welcher im Angesichte der Stadt Hoorn geschlagen und gefangen genommen wurde. Der Graf blieb drei Jahre in den Händen der Hoorner. Später wurde er gegen Gefangene, die die Spanier in Haarlem gemacht hatten, ausgewechselt, aber sein Becher ist als Siegeszeichen in den Händen seiner Sieger geblieben.

Abgesehen von dem geschichtlichen Interesse, das sich daran knüpft, und dem Metall, woraus er gegossen ist, würde der Becher keinen großen Wert besitzen; viele holländische Familien besitzen zierlichere und besser gearbeitete. Trotz seiner Größe und seines bedeutenden Volumens ist er plump von Gestalt und entbehrt der Zierlichkeit. Der Sinnspruch, den er trägt, ist indessen merkwürdig:

Rien ou contēs
Jemi-atens.

Nun fragt sich nur, ob der spanische Admiral wirklich erwartet hatte, auf der Zuyder See geschlagen zu werden und drei Jahre in Gefangenschaft in Hoorn zuzubringen. In diesem Falle würde er noch mehr schuldig als unglücklich gewesen sein.

Die Gemälde, welche das Stadthaus enthält, sind durchaus nicht von außergewöhnlichem Werte. Sie bestehen aus einem großen Seestücke, im Geschmacke von Simon de Vlieger, einem Porträt von Ruyter, gemalt von Ferdinand Bol, welches sicher nicht das beste Werk dieses Meisters ist; einem Schutterstuk, von Johann de Baen, von untergeordnetem Werte; einem ziemlich

wunderlichen Gemälde von einem der früheſten Meiſter Hollands, dem es durchaus nicht an guten Eigenſchaften fehlt, deſſen blut-triefender Gegenſtand indeſſen mehr als unangenehm iſt, und fünf bis ſechs ſehr bemerkenswerten Werken, welche Soldaten von der Landmiliz und Lehrer darſtellen und „Rotius“ gezeichnet ſind.*)

Obwohl dieſer Rotius, oder vielmehr Jan Albertz Roodtſeus, denn ſo hieß der Maler, ehe er ſeinen Namen latiniſiert hatte, ſich kaum zu den großen Meiſtern der holländiſchen Schule zählen läßt, ſo wollen wir uns doch einen Augenblick mit ihm beſchäftigen, weil ſeine Perſon, die nicht ohne Talent und ohne Verdienſt war, faſt unbekannt iſt. Immerzeel widmet ihm ſechs Zeilen, und kennt von ihm nur die Gemälde, die in Hoorn ſind. Kramm, der nicht großmütiger mit ihm verfährt, verwechſelt ihn mit ſeinem Sohne, Jakob Roodtſeus, welcher Blumenmaler war. Vander Aa erwähnt ihn als ein Hoorner Kind, und berichtet uns, daß er 1615 geboren wurde und 1631 Vater war; heilige Frühreife der alten Zeiten!**) Aber niemand hat daran gedacht, die Bemerkung zu machen, daß Rotius einer der wenigen Schüler Pieter Laatsmans, des Lehrers von Rembrandt, geweſen war, und daß er in einigen ſeiner Gemälde nicht ohne Uebereinſtimmung iſt mit Ferdinand Bol, dem Lieblingsſchüler des großen

*) Dieſe Malereien ſtammen größtenteils aus den ehemaligen Doelen zum heiligen Georg und zum heiligen Sebaſtian.

**) Es iſt klar, daß van der Aa ſich irrt; es muß 1651 heißen und nicht 1631. Wenn ich mich hier ſo ausführlich über dieſen Rotius auslaſſe, ſo geſchieht es, weil man von ihm nur die großen Gemälde kennt, die ſich in Hoorn befinden. Nun iſt es aber ausgemacht, daß ſeine Thätigkeit ſich nicht auf dieſe bemerkenswerten Werke beſchränkt. Er hat andere Bilder gemalt, ohne Zweifel noch viele andere. Was iſt daraus geworden? Sie figurieren gewiß in den Muſeen oder in den großen Galerieen unter anderen Namen und werden ohne Zweifel Schülern Rembrandts zugeſchrieben.

Meiſters. Eines der in Hoorn befindlichen Bilder, unter anderen, erinnert in hohem Grade an die Verwalter des Amſterdamer Leprozenhuis. Dieſelbe Befangenheit in einer beſtimmten Geſchmacksrichtung, die nämlichen allgemeinen Anordnungen, dasſelbe Streben nach Helldunkel. Verbreitet nun dieſe Wahrnehmung nicht ein gewiſſes Licht auf die Lehrweiſe jenes Pieter Laatsman, von dem wir ſo wenig wiſſen und der doch auf das Genie Rembrandts einen ſo entſcheidenden Einfluß ausübte?

Ich habe geſagt, daß die Façade des Stadthauſes reizend iſt, aber in dieſer köſtlichen Stadt Hoorn giebt es hübſche Häuſer in Hülle und Fülle. Jeden Augenblick muß man ſtill ſtehen, um eines zu betrachten, das immer noch mehr entzückt als die anderen. Bei jedem Schritte folgen anmutige Skulpturen, fein ausgezackte Giebel, merkwürdige Inſchriften ſtetig aufeinander. Das Sint-Jans-Gasthuis iſt indeſſen unter den gelungenſten zu erwähnen, ſowie auch die kleine Pforte des Stiftes für alte Weiber. Wir wurden auf eine ziemlich wunderliche Weiſe zu dieſer Pforte hingeführt, auf eine Weiſe, welche zeigt, daß die Einwohner Hoorns unter dem Scheine großer Gutmütigkeit einen gewiſſen Grundzug von Schalkheit verbergen.

Während unſerer Jagd nach Merkwürdigkeiten redeten wir auf der Straße einen braven Mann mit ſehr offenem Geſichte an, und fragten ihn, ob er uns in ſeiner Vaterſtadt etwa irgend welche alte Sachen, irgend welche Altertümer, die wenig bekannt wären, anzugeben wüßte.

„Altertümer, alte Sachen?“ antwortete er uns; „gehen Sie an das Ende dieſer Straße, da werden Sie nach Wunſch bedient werden.“

Wir befolgten ſeinen Rat und kamen ſchnurſtracks vor dem Stifte für alte Weiber an. Der Schelm hatte uns angeführt.

Wenn die Häuſer nett ſind, ſo laſſen die Kirchen leider viel zu wünſchen übrig. Indeſſen gehen die meiſten bis ins fünf-

zehnte Jahrhundert zurück; allein sie sind verschönert, ausgebessert und angetüncht worden, als die Reformation hier zu Lande Wurzel faßte, und mit den Verschönerungen sind Charakter und Stil verschwunden. Ehemals zählte Hoorn nicht weniger als zehn große Kirchen. Fast alle sind noch vorhanden, dienen aber nicht mehr zum Gottesdienst. Die älteste und zugleich geräumigste war die Groote Kerk,*) welche 1369 gebaut und anfangs dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht wurde. Diese Kirche, deren Pracht man sehr rühmte, und die ein Stück des wahren Kreuzes besaß, wurde 1838 durch eine Feuersbrunst zerstört und durch eine Art griechischen Denkmals ersetzt, mit Säulenreihen, die zeisiggelb und mäusegrau angeschmiert sind und den lächerlichsten Eindruck machen.

Es ist bedauernswert, daß der Magistrat nicht besser beraten war. Obwohl die alte Kirche (soviel ich nach alten Kupferstichen darüber urteilen konnte) nicht die Lobsprüche rechtfertigte, womit sie von Guicciardini an bis zur Gegenwart**) überhäuft worden ist, so hatte sie doch einen großartigen Zuschnitt; sie war von schöner Bauart, hatte einen sehr schönen hölzernen Glockenturm, welcher mit Blei bekleidet und von gleicher Form, wie der Haarlemer, doch ein wenig kleiner war, denn beide Türme waren das Werk eines und desselben Meisters;***) dagegen ist die jetzige Kirche geradezu scheußlich.

Ich sagte oben, die meisten Kirchen böten heutzutage in Folge der Verschönerungen, mit denen die Reformation sie be-

*) Die erste Kirche Hoorns war die des heiligen Cyriacus, welche 1333 erbaut wurde. Sie bestand aus Holz und wurde im fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert zerstört.

**) M. C. A. Abbing hat 1839 eine anziehende Monographie über diese große Kirche geschrieben.

***) Guicciardini, Beschreibung der Niederlande.

schenkt hätte, kein besonderes Interesse mehr. In der That hat der neue Glauben sich gerade hier ganz besonders bilderstürmerisch gezeigt, da Hoorn zu den ersten Städten gehörte, welche den Lehren Calvins ihre Thore öffnete. Ganz nahe bei der Stadt fand am 14. Juli 1566 die erste öffentliche Predigt der Reformierten in Holland statt. Jan Aertszoon, der aus Amsterdam geflüchtet war, wo sein Leben Gefahr lief, brachte den Bewohnern Hoorns das Wort Gottes. Bald entzündete die Reformation, einem Lauffeuer gleich, das ganze Land, und ganz Holland erhob sich, um seine Ueberzeugungen zu verfechten und seine Freiheit zu erringen.

Indessen bilden die Calvinisten in der Einwohnerzahl der Stadt heutzutage wohl kaum mehr als die Hälfte. Von zehntausend Seelen, die sie enthält, gehören fünftausend der reformierten Religion an, fünfhundert der augsburgischen Konfession, fünfhundert sind Remonstratenser, ebenso viele Mennoniten; die katholische Religion zählt zweitausendachthundert Gläubige, und neunhundert Juden vervollständigen die Gesamtzahl der Bevölkerung.

Uebrigens war Hoorn, obwohl sein Ursprung sich keineswegs in der Nacht der Zeiten verliert, schon reich und berühmt, ehe der Calvinismus in seinen Mauern erschien. Wenn schon man versucht hat, seine Existenz bis zum Jahre 1288 zurückzuführen, so ist dieselbe doch erst von den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts an sicher festgestellt. 1316 zählte Hoorn erst drei oder vier Häuser; 1356 bekam es seine ersten Privilegien; 1426 wurde es mit Mauern umgeben, und seine Chronik (Chronik van Hoorn, 1648) giebt uns den Namen seiner Bürgermeister vom Jahre 1453 an.

Man hat viele Untersuchungen angestellt, um zu ergründen, woher sein Namen kömmt. Ein „Horn" trägt die Stadt auch in ihrem Wappen, das mithin redend ist. Man hat behauptet,

der Name käme vom Aushängeschilde einer Herberge her, die zu ihren ersten Häusern gehört hätte; später hat man gesagt, der wie ein Horn gekrümmte Hafendamm hätte ihr den Namen verschafft. Im Grunde ist die Sache von geringer Bedeutung. Indessen ist zu beachten, daß die Häuser eher als der Hafendamm vorhanden waren. Außerdem stellt das Stadtwappen ein Jagd- oder Signal-Horn dar, was die erstere Vermutung zu rechtfertigen scheint, und der große Vondel scheint sich ebenfalls dieser Meinung anzuschließen in der Epistel, die er an die Bürgermeister und Schöffen Hoorns richtete:

„Der Süd-Triton*) hat zur Drommete sich erkor'n
Die Hauptstadt seines Meers, das segensreiche Horn."

Vondel hatte vollkommen Recht, in jener Epistel die Wohlthaten des „Tritons des Südens" zu rühmen, denn großenteils hat Hoorn ja seine wunderbare Wohlfahrt seinem ausgezeichneten Hafen zu verdanken gehabt. Ehemals rüstete es nicht weniger als vierhundertfünfzig Schiffe für den Heringsfang aus, und der große Dichter konnte, von Hoorn redend, hinzufügen:

„Die Stadt zeugt Helden, baut ein Flottenarsenal,
Und ihre Ernten tragen Schiffe ohne Zahl
Jenseits des schrankenlosen Oceans und streu'n
Sie aus, wo nur die Welt erhellt des Mondes Schein."

Was würde der Dichter wohl hundert Jahre später gesagt haben? In der That war der Hafen Hoorns zur Zeit Vondels nicht der zehnte Teil von dem, was er im folgenden Jahrhundert wurde.

Wie alle Städte der Zuyder See, so hatte auch Hoorn viel unter den Bürgerkriegen zu leiden, welche das Land zerrissen.

*) Zuyder See bedeutet auf holländisch: Meer des Südens. Der große Meerbusen wird so genannt im Gegensatze zur Nordsee, die sich über ihm befindet. Man begreift daher, daß unter „Süd-Triton" „der Meergott der Zuyder See" verstanden werden soll.

Die „Hameçons" und die „Cabillauds" verheerten es nach der Reihe. Es wurde auch durch die Gelderländer ausgeplündert, welche es 1528 unter Anführung Martins van Rossem, Lieutenants des Herzogs von Egmont, mit Sturm nahmen. Jedoch vom siebzehnten Jahrhunderte an traten dort, wenn auch nicht durchaus friedliche, wenigstens weit ruhigere Zustände ein.

Die Bevölkerung und namentlich der Pöbel waren indessen zu jener Zeit nicht so sanftmütig wie jetzt. Eine Rede, und bisweilen selbst ein Wort, genügte, um die Stadt in Aufruhr zu versetzen und in ihren Straßen Blut fließen zu lassen. Dafür zeugt jener Volksaufruhr, der am 20. September 1672 stattfand.

An jenem Tage band ein Weib aus dem niederen Volke, namens Roo-Griet, welche gegen den Bürgermeister einen äußerst starken Groll gefaßt hatte, sich ein Fäßchen wie eine Trommel vor, und durchlief dann die Stadt, indem sie auf diese improvisierte Trommel schlug mit dem Geschrei: „Kommt in Haufen, kommt in Haufen, Langewagen will entlaufen!" (te hoop, te hoop, Langewagen wil op de loop). Der eigentümliche, diesem Satze innewohnende Rhythmus verfehlte denn auch nicht, den Gassenpöbel aufzureizen, und bald befand sich Roo-Griet an der Spitze einer zerlumpten Schar, die mit ihr wiederholte: „Te hoop, te hoop, Langewagen wil op de loop!"

Langewagen verband mit seiner Eigenschaft des ersten städtischen Beamten noch die eines Kaufmanns. Er hatte in der Stadt zahlreiche Gläubiger; diese wurden scheu. Sie redeten sich ein, Langewagen sänne in Folge irgend eines ernstlichen Verlustes auf eine Flucht nach dem Auslande. (Nil novi sub sole!) Sie schlossen sich daher dem Tumult an und rückten vor das Haus des unglückseligen Bürgermeisters.

Dieser war nicht wenig überrascht, diese ganze Bande ankommen zu sehen. Er wußte nicht, was man eigentlich von ihm

wollte, aber er kannte seine lieben Untergebenen; und so hielt er es denn für geraten, über die hintere Mauer zu klettern und in großer Hast zu seinem Bruder zu fliehen. Er hatte wohl daran gethan, denn einige Augenblicke später wurde die Pforte durch Roo-Griets Spießgesellen eingeschlagen und das Haus der Plünderung preisgegeben.

Man rollte die Fässer auf die Straße, sie wurden eingeschlagen, und der Pöbel trank aus der Gosse die Weine des Bürgermeisters. Dann fing man an, alles, was man wegtragen konnte, aus dem Hause fortzuschleppen, und den Rest zerbrach man. Gemälde, Hausgerät, Fayencesachen, Spiegel, Kleidungsstücke, alles wurde zu den Fenstern hinausgeworfen und in tausend Stücke zerfetzt.

Erst als die Verwüstung völlig beendet war, langte die Landwehr an, um die Ordnung wiederherzustellen, was ihr nur mit Mühe gelang.

Im folgenden Jahre gab es abermals Kampf und Totschlag in den Straßen Hoorns; allein diesmal fand die Schlacht statt zwischen den kurländischen Husaren und den Matrosen einiger Schiffe, die im Begriffe standen, nach Indien abzufahren. Die Husaren waren die Angreifer gewesen, obwohl sie eigentlich nur ihre Aufgabe erfüllten, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Es bekam ihnen schlecht, denn die Seeleute richteten ein wahres Blutbad unter ihnen an.

Heutzutage wird es einem schwer, sich vorzustellen, daß diese öden Straßen, diese verlassenen Plätze durch derartige Aufläufe haben gestört werden können, und doch habe ich mich einen Augenblick in jene gute alte Zeit zurückversetzt gewähnt. In der That wurde ich eines schönen Morgens durch ein seltsames Getöse jählings aufgeweckt, das ich anfangs für eine schreckliche Kanonade hielt, indessen wurde ich bald beruhigt. Es war ganz einfach ein Schiff, das man mit Käse belud.

Diese Arbeit geschieht mittelst einer hölzernen Rinne, welche das Magazin und das Schiff miteinander in Verbindung setzt. Die Käse werden auf die Rinne gelegt und, kraft des Gesetzes der Schwere, fangen sie an zu rollen und fallen in das Schiff hinab, mit jenem dumpfen Getöse, das ich für ferne Kanonenschüsse gehalten hatte. Wunderbarer Irrtum! Er erinnert ungemein an das schreckliche und wenig schmeichelhafte Abenteuer mit den Walkmüllern, welches dem sinnreichen Junker Don Quijote de la Mancha zustieß.

Die Anzahl der so beladenen Schiffe ist sehr beträchtlich. Der Käse ist noch heutzutage das Haupterzeugnis, dem die Handelsthätigkeit der Einwohner Hoorns gilt. Alljährlich werden dort zwei Millionen fünfhunderttausend Kilogramms jener wohlschmeckenden Zukost verkauft. Es läßt sich begreifen, daß die Ausfuhr dieser Masse Käse, verbunden mit den Ergebnissen der Fischerei, es Hoorn ehemals gestattete, eine imposante Flotte und kühne Schiffer zu besitzen.

Innerhalb der Mauern Hoorns wurde Abel Janszoon Tasman geboren, welcher van Diemens- und Neuseeland entdeckte; ferner Jan Pietersz Koen, welcher 1619 Batavia gründete; endlich Wouter Corneliszoon Schouten, der 1616 zuerst die Südspitze Südamerikas umsegelte und ihr den Namen „Cap Hoorn" verlieh, zum Andenken an seine Vaterstadt. Hoorn erzeugte auch jene schrecklichen Matrosen, die am 11. Oktober 1573 keinen Anstand nahmen, die Flotte des Herzogs von Alba anzugreifen, welche der Graf von Bossu befehligte.

Der spanische Admiral hoffte, die großen Städte der Zuyder See billigen Kaufes gewinnen zu können. Sonoi, der in Nordholland für den Prinzen von Oranien befehligte, hatte große, mit Steinen beladene Schiffe in der Einfahrt des Y versenken lassen, um die Flotte zu verhindern, aus Amsterdam auszulaufen. Allein von Bossu, welcher mit den auf ihre eigenen Kräfte an-

gewiesenen Leuten von Enkhuizen und Hoorn leicht fertig werden zu können vermeinte, fuhr in die Zuyder See hinein. Seine Erwartung wurde indessen getäuscht. Am 11. Oktober wurde er kräftig angegriffen, und obwohl seine Schiffe bessere Segler und besser mit Geschützen versehen waren, so war dennoch seine ganze Flotte am selbigen Abend zerstreut oder genommen. Am folgenden Tage, dem 12. Oktober, wollte er die Schlacht fortsetzen, aber das Admiralschiff, worauf er sich befand, wurde durch die Holländer umzingelt, welche allein Herren der See geblieben waren. Da er nicht auf Hülfe hoffen konnte und jegliche Verlängerung des Widerstandes für unnütz hielt, so mußte der Admiral sich ergeben und wurde als Gefangener nach Hoorn gebracht, wo er drei Jahre blieb.*) Während ihre Gatten und ihre Söhne jene glorreiche Schlacht lieferten, drängten sich die Frauen und die Greise Hoorns auf dem Gestade und verfolgten mit Aengstlichkeit die Wechselfälle des Streites. Drei Häuser, von denen aus man das Seetreffen besonders gut sehen konnte, tragen noch heutigen Tages, zum Andenken an jene glorreiche Waffenthat, ein dreifaches Basrelief, das die Hauptmomente der Schlacht darstellt, nebst einigen, ziemlich sinnlosen und schwülstigen Versen, welche die Erinnerung daran fortzupflanzen bestimmt sind.

Indessen zählt Hoorn unter seinen Kindern nicht nur berühmte Seefahrer oder unerschrockene Schiffer, es hat auch einer großen Anzahl ehemals berühmter Aerzte das Leben gegeben, sowie auch Gelehrten auf us, deren nach der Zeitsitte sorgsam latinisierte Namen heutzutage in die tiefste Vergessenheit versunken sind. Sic transit gloria mundi.

Wenn es leicht ist, in den Hafen Hoorns hineinzugelangen, so ist es bedeutend weniger leicht, wieder herauszukommen. Das

*) Le Clerc, Geschichte der Vereinigten Provinzen.

kömmt daher, weil der Eingang mit einer einfachen Schleuse verschlossen ist, die nur dann geöffnet werden darf, wenn das Wasser der See und dasjenige der Kanäle ungefähr in gleichem Niveau steht. Diese Schwierigkeit zwang uns, in dieser reizenden Stadt etwas länger zu verweilen, als wir anfangs beabsichtigt hatten. Ich meinesteils bedauere übrigens in keiner Weise diese Aufenthaltsverlängerung, die uns gestattete, mit der netten Stadt und ihren Einwohnern nähere Bekanntschaft zu machen. Indessen verdankten wir der gezwungenen Muße, zu der wir verdammt waren, eine Enttäuschung.

Während unserer Wanderungen durch die Straßen stieg in van Heemskerck plötzlich der Wunsch auf, unsere sehr bescheidene gewöhnliche Kost mit etwas frischem Fleische zu bereichern. In meiner Eigenschaft als Schiffskoch erkundigte ich mich nach dem größten Fleischer der Stadt, dem wir einen Besuch abstatteten. Es war ein prächtiger Laden, mit Marmor gepflastert, mit poliertem Eisen begittert, und mit goldähnlich glänzenden Wagschalen ausgestattet; der Fleischerladen war herrlich eingerichtet, aber der Fleischvorrat ließ zu wünschen übrig. Rind- oder Hammelfleisch — daran war gar nicht zu denken, und die Fleischersfrau gestand uns im Vertrauen, es sei nur noch eine Kalbskeule zu haben. Gezwungen, unsere Wünsche auf das zu beschränken, was man hier „Urstoff um Ochsenfleisch zu machen“ nennt, hofften wir, mit reichlichem Vorrate an Bord zurückkehren zu können, als die Dame nach Ratserholung bei ihrem Gatten und ihrem ersten Gesellen wiederkam, um uns die Trauerbotschaft zu überbringen, ihre Kalbskeule wäre bereits für die Stadt Enkhuizen versagt, wo morgen großes Fest wäre, und es wäre daher unmöglich, sie uns zukommen zu lassen. Bittere Enttäuschung! Grausame Zerstörung einer schönen Illusion!

Da wir uns somit die Freuden der Tafel nicht verschaffen konnten, verlegten wir uns auf die Merkwürdigkeiten und ent-

leerten den Laden eines alten Juden von allem, was an passabel oder wirklich Gutem darin war.

Es ist hier so ziemlich gang und gebe, diese braven Kinder Israels zu verlästern, welche von Haus zu Hause gehen, bis zu den weitest entlegenen Landhäusern, um sich überall mit ihrer indiskreten Neugierde und ihrem lüsternen Naturtriebe einzudrängen. Es ist Unrecht, sie mit widrigen Beiwörtern zu brandmarken, denn wer vermag wohl zu sagen, welche Dienste sie der Kunst geleistet haben, indem sie eine Menge merkwürdiger und wertvoller Gegenstände vor der Zerstörung bewahrten, deren Wert ihren gleichgültigen Besitzern unbekannt war.

Wie viele wunderbare Gegenstände wären ohne diese jüdischen Raritätenhändler wohl aus der Welt verschwunden, wie viele unbedachtsam zerbrochen und verbrannt worden! Wie schade, daß sie nicht eher angefangen haben, das Land zu überfallen und die Häuser zu durchstöbern! Wie viel Schätze würden wir dann wohl noch besitzen, die jetzt für immer elendiglich verschwunden sind!

Es mochte sechs Uhr sein und wir waren soeben mit dem Mittagsessen in unserem Schiffe fertig, als man kam, um uns zu benachrichtigen, daß die Schleuse jetzt geöffnet werden würde. Ohne eine Minute zu verlieren, erteilten wir dem schipper den Befehl, in See zu gehen, und eine halbe Stunde später waren wir auf offenem Meere, durch eine frische Brise getrieben, welche unser großes rotes Segel blähte und die kleinen Wellen gegen die Seiten unseres Fahrzeuges plätschern ließ.

8.

Enkhuizen im Festschmuck. — Die Staatsmagazine. — Das Meisterstück Ferdinand Bols. — Der Degen des Admirals de Bossu. — Ein eleganter Klotz. — Der Maler und sein „Esel“. — Die tote Stadt lebt für einen Tag wieder auf. — Die Rennbahn. — Ohne Haare und Busen. — Die Altkatholiken. — Ein feindlicher Einfall an Bord. — Oeffentliche Abbitte zu Gunsten der französischen Flagge. — Unsere Abreise nach Medemblik.

Wir kamen in Enkhuizen um elf Uhr abends an. Zur Vorfeier der Lustbarkeiten des folgenden Tages hatte die Stadt sich mit einer freudestrahlenden Illumination geschmückt. Patriotische Lieder erschollen in der Ferne und gelangten bis zu uns, durch das Geräusch der Wogen abgeschwächt. Der Mond erhellte den Hafen, wo die Laternen der Schiffe munter auf und nieder schwankten, und im Hintergrunde richtete der Drommedarisbau seine hohen und breiten Thürme empor, oben mit einem schwatzhaften Glockenspiele gekrönt, welches seine heiteren Töne mit dem „Wilhelmus“ und dem Liede von Piet-Hein vermischte, wovon der Wiederhall die abgeschwächten Schlußreime zu uns herübertrug.

Wenn Hoorn eine hochbejahrte Frau zu sein scheint, deren abgemagerte Reize in ihren Umhüllungen zu viel Spielraum haben, was soll man dann erst von Enkhuizen sagen, das sich selbst überlebt hat? Da, wo einstmals mehr als sechzigtausend thätige und gewerbfleißige Einwohner zum Reichtum und zur Stärke Hollands das Ihrige beitrugen, würdet Ihr heute kaum fünftausend Seelen finden. Der Hafen, wo tausend Schiffe ausgerüstet wurden, besitzt heutzutage weniger als die Insel Marken. Die schweigsamen Straßen sind zu groß für die wenigen Wanderer, die sie durchschreiten, und einige Stadtteile sind ganz und gar verschwunden.

Man vermeide es, diese öde Stadt mit einem Einwohner zu durchwandern, der ihre Geschichte kennt, denn sonst läuft man

Gefahr, jeden Augenblick beim Anschauen verfallener Häuser und verlassener Wohnungen sagen zu hören: „Hier befand sich ehemals ein reicher handeltreibender Stadtteil, diese Wohnungen waren die unserer Aristokratie, einer der begütertsten, die auf der Welt existierte.“ Aber ein noch herzzerreißenderes Schauspiel zeigt sich einem, wenn man bis zu den letzten Häusern gelangt. Ihr meint wohl, die Stadt sei nun zu Ende? Keineswegs! In der Ferne, auf dem Felde, da erhebt sich ein Thor, das ehedem Einlaß in die Stadt gewährte. Vor einem Jahrhunderte dehnte die Stadt sich bis dahin aus, und die aneinander gehäuften Häuser drängten sich gegen dies Thor. Heute müßte man zwanzig Minuten lang Wiesen durchschreiten, um es zu erreichen. Und dies malerische Gebäude, dessen Dasein keinen Zweck mehr hat, erhebt sich dort, einsam und isoliert, zwecklos, erstaunt, sich hier so allein zu sehen, selbst ohne die Stadtmauern, um sich an sie anzulehnen, jene Mauern, welche seit langer Zeit eingestürzt sind unter der Einwirkung der Jahre und der Brecheisen der Menschen.

Welch ein schmerzliches Schauspiel bietet diese große grüne Wiese, wo das Gras beinahe so dicht wächst wie in den polders! Wie viele Menschen haben auf diesem still einsamen Felde, wo die Kühe weiden, wo die Schafe grasen, gelebt, wie viele Herzen haben da gelitten? Wie viel Erinnerungen bedeckt dies mit Maaßliebchen durchwirkte Gras? Hier hat man geliebt, geweint, geseufzt; hier haben kleine Kinder ihre weißen und rosigen Aermchen nach ihrer Mutter ausgestreckt; junge Mädchen haben zum ersten Male ihr Herz schlagen fühlen; und nichts ist am Leben geblieben, um an alles das zu erinnern.

Es ist ein ungeheuerer Kirchhof, aber ein Kirchhof ohne Namen, ohne Kreuz, ohne Gräber, ohne Särge, eine ungeheuere gemeinsame Gruft, ein riesiges Beinhaus, worin durcheinander liegen sowohl die Vergnügungen der Reichen als die Arbeit der Armen, der Gewerbfleiß der Handwerker und das Wirken und

Schaffen der Künstler. Wie viel mehr Ehrfurcht flößen doch Ruinen ein, als diese Einöde, und wie viel weniger betrüben sie unser Herz als diese grünende Wiese, das Bild der Vergänglichkeit alles Irdischen; man bedenke wohl, nicht uralte, ursprüngliche Volksstämme haben diese Wüste belebt, nicht unbekannte Tempel deckt dieser Rasen und bergen diese Blumen. Man gehe nur hundertundfünfzig Jahre zurück, und man wird diese Stätte noch bevölkert finden. Da gab es hier Straßen und Häuser, Warenspeicher und Kirchen, und tausende von Einwohnern gingen und kamen, thätig, betriebsam, reich durch ihre eigene Arbeit und diejenige ihrer Väter, sie besorgten ihre Geschäfte und überwachten die der Republik, eifersüchtig auf ihre Vorrechte, stolz auf ihre Freiheit, glücklich durch ihre Macht.

Wir kennen sie so gut, jene alten Holländer des vergangenen Jahrhunderts, mit ihren dunkeln Gewändern und ihren lichtvollen Gesichtern, ihren langen Perrücken und ihren noch längeren Pfeifen, daß wir sie wiederzusehen meinen, wenn wir einen Augenblick die Augen schließen. Freilich ist die Vision nur von kurzer Dauer, und sobald man die Augen wieder öffnet, erscheint das unselige Nichts in seiner Schreckensgestalt und giebt uns so zu sagen einen Dolchstich.

Doch lassen wir diese schmerzlichen Bilder ruhen! Van Heemskerck besitzt in Enkhuizen einen vortrefflichen Freund, Herrn H...., Verwalter der Flottenmagazine, einen liebenswürdigen und ausgezeichneten Menschen, der so freundlich war, uns als Cicerone zu dienen, und uns seinen traurigen Wohnort in seinen Einzelnheiten zeigte; denn von dieser großen Ruine giebt es noch zu interessanten Studien geeignete Ueberreste!

Unser erster Besuch galt natürlich den Staatsmagazinen, wo sich die Bojenfabrik befindet, vielleicht die wichtigste des Kontinents, und das erklärt sich leicht, denn nirgends in der Welt macht man wohl davon einen so ausgedehnten Gebrauch wie auf der Zuyder See.

Nach den Magazinen, deren innere Einrichtung bewunderungswürdig ist, besuchten wir das Stadthaus, welches von verhältnismäßig neuem Baue ist, da es van Kampen, den Baumeister des Amsterdamer Stadthauses, zum Urheber hatte. Es ist ein regelrechter Bau, wenn schon ohne großartigen Charakter; im Inneren ist es mit einer Menge von Gemälden an den Wänden, den Decken und über den Kaminen geziert, Werken von Gerhard von Lairesse, von Houbraken und von van Neck; die allegorischen Schöpfungen dieser Maler sind hinlänglich bekannt, so daß man es mir wohl erlassen wird, darüber zu reden. Das Zimmer der Waisen ist ganz mit alten Tapeten bekleidet, einer Art Gobelins von großer Feinheit. Sie stammen aus dem achtzehnten Jahrhunderte und stellen Halbgötter dar mit Perrücken und in Römertracht, im Stile Ludwigs XIV.

Aber im Privatzimmer des Bürgermeisters befindet sich ein prächtiges Stück, eine Perle von höchstem Werte. Es ist ein herrliches Gemälde von Ferdinand Bol, aber von Bol mit Rubensscher Begeisterung, ohne die Eigenschaften eingebüßt zu haben, welche er beim Austritte aus Rembrandts Atelier besaß. Das Kolorit ist kräftig, die Grundfarbe kernig, die Harmonie köstlich, die Zwischentöne des Helldunkels sind mit unendlicher Kunst verteilt, und die Formen der Frau und der Kinder, aus welchen diese schöne sinnbildliche Darstellung komponiert ist, haben jenen Reichtum der Zeichnung, jene Größe der Haltung, jene Freiheit der Stellungen, die den Werken dieser Art so wohl ansteht, und die man in der holländischen Schule so selten findet. Von den Werken Bols ist es sicher eines, das in seiner Art einzig ist.

Monnikendam besitzt das Halsband des Grafen de Bossu, Hoorn seinen Becher; in Enkhuizen findet man seinen Degen. Man bewahrt wenigstens sehr sorgsam im Stadthause ein enormes zweihändiges Schwert, das mir mehr den Eindruck macht, als

hätte es irgend einem Reiter- oder Landsknechte angehört, als dem Oberhaupte der spanischen Armada. In der That kann ich mir nur schwer einen Admiral vorstellen, der bei den Schlachtmanövern mit einem zweihändigen Schwerte unter dem Arme kommandiert haben sollte, denn an ein Aufhängen an seiner Seite ist angesichts der Größenverhältnisse der Waffe gar nicht zu denken.

Als einen anderen Grund, der mich sehr stark an ihrer Echtheit zweifeln läßt, betrachte ich ihre fast bäuerische Einfachheit. Zu einer Zeit, wo der geringste Edelmann den besten Teil seiner Einkünfte für seine Waffen und seine Ausrüstung verausgabte, wo die braven Bürger Amsterdams und selbst Enkhuizens vergoldete, ciselierte und mit Silber ausgelegte Degen trugen, kann ich kaum glauben, daß ein spanischer General aus einem vornehmen Hause, der wegen seiner Plündereien und seiner zweifelhaften Ehrenhaftigkeit berüchtigt war, sich mit einer so einfachen und so bescheidenen Waffe begnügt hätte. Alles in allem genommen, hat dieser Degen nur die Ueberlieferung für sich, und man weiß ja, wie Ueberlieferungen sich bilden.

Die Bodenräume des Stadthauses bergen ebenfalls einige Altertümer, die man nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Es ist ein halbes Dutzend namenloser Malereien, die nur durchaus ein örtliches Interesse haben, einige Porträts und das Beil mit dem Klotz, welche ehedem zu den Hinrichtungen dienten. Das Beil hat nichts Außergewöhnliches; ich möchte selbst sagen, daß es von alltäglicher Gestalt ist und jedes Schmucks ermangelt; aber mit dem Klotze verhält es sich nicht so. In der That ist dieser mit sehr hübschen sinnbildlichen Figuren geziert, die ohne Zweifel keinen anderen Zweck hatten, als den Unglücklichen, kurz vor ihrer Enthauptung, einige angenehme Zerstreuungen zu verschaffen. Es frägt sich freilich, ob jene in ihrem letzten Augenblicke daran dachten, sich für diese zartfühlende Aufmerksamkeit erkenntlich zu zeigen.

Ich sagte weiter oben, wo von Vollendam die Rede war, daß die holländische Sprache sich eben so gut wie die französische zu guten und schlechten Wortspielen eigne. Das stadhuis von Enkhuizen lieferte mir dafür einen neuen Beweis. Eines Tages bat unser Freund H...., der zugleich Verwalter und talentvoller Künstler ist, den Bürgermeister um die Erlaubnis, eines der auf dem Stadthause befindlichen Gemälde kopieren zu dürfen. Die Erlaubnis wurde bewilligt und der städtische Beamte ließ den Ratsdiener benachrichtigen, es würde morgen ein Maler mit seiner Staffelei kommen, und man möchte ihn dann in den Saal der Heiraten hineinführen.

Nun ist Staffelei und Esel im Holländischen*) ein und dasselbe Wort (Ezel). Der wackere Pförtner, der in seinem Leben noch keine Staffelei gesehen hatte, fragte sich voll Unruhe, was wohl ein Maler zusammen mit einem Esel in dem Saale der Heiraten zu thun haben möchte. Die ganze Nacht hindurch sann er über diese ungeheuerliche Zusammenstellung nach. Indessen, da er ohne Murren zu gehorchen verstand, so stellte er keine unbescheidene Frage; allein als vorsichtiger und schonsamer Hausmeister, breitete er über den parquettierten Fußboden des Saales alte Tücher aus und bestreute das wieder mit einer dicken Lage Strohes.

Anderen Tages kam dann der Maler; er ergötzte sich sehr über diese Vorsichtsmaßregeln, aber die Leute, die an diesem Tage verheiratet wurden, fanden die Sache weit weniger heiter und nun erst der Bürgermeister! und ganz besonders der Hausmeister, denn der mußte seine Unkenntnis in künstlerischen Angelegenheiten mit seinem Posten bezahlen.

Nach Besichtigung des Stadthauses durchwanderten wir die altertümliche Stadt. Obwohl hübsche Häuserfaçaden in Enkhuizen

*) Auch im Deutschen kommt Esel in dieser Bedeutung vor. Vergleiche Grimm, Deutsch. Lex. III, 1148.

nicht ganz so zahlreich sind, wie in Hoorn, so sind sie dennoch in diesen öden und schweigsamen Straßen immerhin reichlich vorhanden. Eine der nettesten und originellsten ist unstreitig diejenige des Burger-Weeshuis (Bürger-Waisenhaus). Die Pforte ziert, in dem etwas verdrehten Stile der ersten Jahre des siebzehnten Jahrhunderts, ein Aufsatz, der von Säulen getragen wird, auf welchen sich zwei Waisenkinder aus behauenem und bemaltem Steine befinden, mit der eigenartigen und farbigen Tracht, die sie in jener Zeit trugen.

Im Inneren des Waisenhauses sind die Bettchen der Schlafsäle, die Tische des Speisesaales und die innere Ausstattung der Säle durchaus so geblieben, wie es vor hundert Jahren war, das heißt äußerst einfach und bescheiden, aber wunderbar sauber.

Der Schlafsaal der Mädchen ist ziemlich malerisch; er ist im Erdgeschoß gelegen und in eine Menge kleiner Zellen von gemaltem Holze eingeteilt, deren Inneres vor dem Blicke zudringlicher Augen durch große grüne Gardinen verschlossen wird. Ueber diesen Zellen ist ein Rundgang, von wo aus der Blick den ganzen Schlafsaal beherrscht.

Derjenige der Knaben ist einfacher, nichts weiter als ein großer Saal mit Bettchen ohne Vorhänge.

Hie und da trifft man in dem Waisenhause einige Malereien, die hinsichtlich der alten Trachten und Gebräuche einiges Interesse erregen. Aber abgesehen davon, daß in Bezug auf die Ausführung nichts Bemerkenswertes vorliegt, befinden sich alle diese unglücklichen Gemälde in einem so traurigen Zustande, — rissig, löcherig, verfault, — daß sie in diesem Zufluchtsorte der Jugend den kläglichsten Eindruck machen.

Zwei geräumige Zimmer, — wozu sie eigentlich bestimmt waren, ist mir nicht mehr recht gegenwärtig, — sind mit äußerst prächtigem und sehr schön erhaltenem Corduanleder ausgeschlagen. Leider sind die Möbel, die sich gegen diese herrlichen Ledertapeten

anlehnen, vom neumodigsten Mahagonyholz, und die großen Kamine im Stile Ludwig XIV., die so gut zur Verzierung dieser beiden Säle beitragen würden, sind durch dumme und alberne Malereien geschändet, die ihre ganze Wirkung stören.

Von dem Krankensaale würde ich gar nicht reden, hätte ich dort nicht einen Fehler der Farbenzusammenstellung gefunden, der mir in Holland auffallend erschien. In diesem trefflichen Lande scheinen die Einwohner wirklich vielen, gleichsam intuitiven Sinn für Harmonie der Farben zu besitzen. Die Häuser, obwohl oft in kräftigen, fast schreienden Tönen gehalten, sind nichtsdestoweniger dem Auge angenehm; in allen für Zwecke des gewöhnlichen Lebens bestimmten Gegenständen werden die Gegensätze der Farben mit unendlicher Geschicklichkeit gehandhabt. So zum Beispiel sind die Kübel, wohinein man die Milch gießt, stets blau angestrichen, was die Weiße der Milch gut hervortreten läßt; die Eimer, womit man Wasser aus den Kanälen schöpft, sind innen rot angestrichen, was die gelbliche Farbe des Wassers, das man gebraucht, weniger bemerken läßt; die Schiffe sind mit grünen, roten und schwarzen Tönen verziert, die so gut zusammengestellt sind, daß sie sich auf angenehme Weise geltend machen und namentlich durch ihre Umgebung außerordentlich wirksam werden. Da nun alle diese Farbenkombinationen wohl kaum das Ergebnis einer Berechnung sein können, so kann man daraus schließen, daß die Holländer aus bloßem Naturtrieb Meister in der Farbengebung sind. Nun haben aber in diesem Krankensaale die Bettchen gelbe Vorhänge. Gelbe Vorhänge bei einem Kranken, um durch den Wiederschein seine bleiche und krankhafte Gesichtsfarbe gelb zu machen — wahrlich, ein arger Mißgriff, dessen ich mich kaum versehen hätte!

Beim Ausgange aus dem Waisenhause durchschritten wir dessen Garten, der wunderbar unterhalten und prächtig mit Blumen geziert ist. Liebe kleine Wesen waren da, um zu spielen

und spazieren zu gehen. Ich liebe die Blumen unter den Augen der Kinder. Die Jugendblüte der Pflanzen und menschlicher Wesen so vereinigt zu sehen, das ist ein Schauspiel, das mein Herz stets gerührt hat. Aber diese schönen Pflanzen mit ihren lebensfrischen Farben haben mich an diesem Orte traurig gestimmt. Ihr armen Kinder, die ihr nie mehr die Küsse einer Mutter fühlen werdet, ihr seid noch mehr zu beklagen als die, welche, indem sie euch verließen, für immer auf euere Liebe, euere Liebkosungen und das Glück, euch in ihre Arme zu schließen, verzichten mußten!

Einige Minuten vom Burger-Weeshuis erhebt sich die Wester-Kerk, welches die größte und eine der ältesten Kirchen der Stadt ist. Sie wurde gegen das vierzehnte Jahrhundert erbaut, und ihr Turm gehört zu den höchsten, die im Lande sind. Von seiner Spitze aus kann man das Land auf eine ungemein große Entfernung hin übersehen, und von seinem Fuße aus sieht man die Stadt sich entrollen, oder wenigstens das, was davon übrig geblieben ist. Bei Betrachtung dieser Dächer und Türmchen, dieser Straßen und dieser Kanäle, und auch der Spuren des Anbaues, die in der Ferne im Lande erscheinen, macht man sich ein genaues Bild von der Weise, wie die Städte entstehen, leben und sterben.

Der Ursprung Enkhuizens geht acht bis neun Jahrhunderte zurück, nicht weiter. Gegen das Jahr 1000, zur Zeit des Grafen Diedrich III., wurden einige Häuser (enkele huizen) auf dieser Landzunge gebaut, die eine kleine Halbinsel an jener anderen Halbinsel bildet, welche damals Westfriesland hieß. 1279 hatte Enkhuizen noch keine Mauern, und die Soldaten Jans von Arckel und Nikolaus', des Herrn von Pütten, bemächtigten sich seiner und verbrannten es. Beinahe zwei Jahrhunderte später, 1426, bemächtigten sich die Kennemers ihrerseits der Stadt; das Jahr darauf kamen die Truppen von Jakoba von Baiern, Gräfin von

Holland unversehens in die Stadt, fanden die Hauptbürger derselben bei Festgelagen und schnitten hundert der angesehensten den Kopf ab; 1514 bedrohte sie eine Ueberschwemmung mit völliger Zerstörung; sie riß einen Teil ihrer Wälle, sowie eines ihrer reichsten Viertel fort. Drei Jahre später bemühten sich die Gelderländer, sie zu überrumpeln, und Enkhuizen verdankte seine Rettung lediglich der Ebbe, welche die Schiffe des Grafen von Egmont auf dem Trockenen ließ.

Das ist doch gewiß ein wechselvolles Dasein, und dennoch, trotz aller dieser Schicksalsschläge war das Vermögen der Stadt von Tag zu Tag angewachsen. Sie galt für eine der geräumigsten und der reichsten Hollands. „Sie ist schön, groß, sauber und reich an schönen Kanälen, sowohl für die Bequemlichkeit der Bürger, wie auch für die des Handels," schrieb von Parival, und der Hafen Enkhuizens war in der ganzen Welt berühmt.

Dieser Hafen, der uns heutzutage so enge und so wenig bedeutend erscheint, hatte 1395 den Grafen Albert von Holland sich an der Spitze der dreitausend flachen Fahrzeuge einschiffen sehen, welche sein Heer nach Friesland brachten. Seitdem hatte er eine ungemein große Flotte besessen, welche sich alljährlich um die Schiffe vermehrte, die seine Werfte verließen. Der Häringsfang war eine der Quellen seines Reichtums, und seine unerschrockenen Seeleute hatten auf ihren Streifzügen nach dem Norden einen solchen Ruf erlangt, daß Karl der Fünfte und Philipp der Zweite auf ihren königlichen Schiffen keine andere Mannschaften haben wollten, als die, welche ihnen der Hafen Enkhuizens lieferte, „weil sie sie," wie ein Zeitgenosse sagt, „als die erfahrensten und als kundiger im Nord- und Westmeere, denn irgend welche andere betrachteten."

Indessen sollten diese Ehrenbezeugungen und die ungeheueren Summen, welche die Spanier für Enkhuizens Befestigung und

Verschönerung verausgabt hatten, durchaus nicht die Herzen seiner freien Einwohner fesseln. Enkhuizen war die erste Stadt Nordhollands, welche Wilhelm dem Schweigsamen ihre Thore öffnete. Im Jahre 1572, am 10. Juni, sandten seine vornehmsten Einwohner eine Deputation an den Grafen von der Mark, den Stellvertreter des Prinzen von Oranien, mit der Bitte, die reiche Stadt unter seinen Schutz zu nehmen, „und zu diesem Ende ihnen gütigst einige Landreiter zu senden, um ihnen bei der Beseitigung der Zwangsherrschaft des Herzogs von Alba zu helfen."

Nachdem die Stadt nun Herrin ihres Geschickes geworden war, blühte sie noch einige Jahre. Ihre Fischereien, ihre Salzwerke, „ihre Schiffahrt und ihr Seehandel, welcher die Ursache der Wohlfahrt aller anderen Handwerke ist," waren für sie unerschöpfliche Quellen des Reichtums. Aber bald wurde der Verfall seines erstaunlichen Glanzes beschleunigt durch die Nachbarschaft Hoorns und Alkmaars, durch die allmähliche Versandung seines Hafens und vielleicht auch durch den abnehmenden Unternehmungsgeist seiner Bürger, die zu reich geworden waren, um leichten Sinnes irgend etwas zu wagen. Vergebens bemühte man sich 1591, seine Größe und Bedeutung zu vermehren, indem man „an allen Orten schöne Gebäude und sehr passend miteinander übereinstimmende Straßen baute. Enkhuizen hatte seinen größten Glanz ausgestrahlt; schon 1678 hatte sein Handel ganz bedeutend abgenommen. Ein Jahrhundert später leerten sich seine Häuser, da seine Kinder sie verließen; seine Straßen schienen zu weit ausgedehnt, das Gras wucherte auf den Kais und in den Ritzen der zerbröckelnden Mauern. Die Stadt war in vollem Verfalle.

Dieses ergreifende Geschichtsbild glaubte ich sich unter meinen Augen entrollen zu sehen, während ich Enkhuizen von meiner Sternwarte herab betrachtete. Allein plötzlich schien die ein-

geschlafene Stadt zu erwachen, die Straßen hallten wieder von munterem Geschrei, die vom Lande ankommenden Wagen ließen das Backsteinpflaster und die Fensterscheiben der Häuser erklingen, und die mit den Nationalfarben beflaggten Fenster erinnerten uns daran, daß an diesem Tage ein Fest gefeiert wurde, und daß wir die Toten ruhen lassen müßten, um uns ein wenig mit den Lebenden zu beschäftigen.

Im Inneren ist die Westerkirche, wie alle protestantischen Gotteshäuser, leer und kalt, weiß angetüncht und mit schwarzen Marmorplatten gepflastert. Indessen hat sie das seltene Glück gehabt, einen Teil des wundervollen Holzgetäfels zu bewahren, das sie einst zierte und das eine lebhafte Sehnsucht nach dem verschwundenen Teile hervorruft. Eine Art Lettner in ihr, welcher von sechs Verschlingungen kleeblattähnlicher Linien mit anmutiger Bildhauerarbeit gebildet wird, die mit einem Gemisch mythologischer Bilder und biblischer Gegenstände beladen sind, und sich aus dem Jahre 1542 herschreiben, würde ein Wunder von Erhaltung sein, wenn man nicht magere Erzsäulchen an die Stelle seiner altertümlichen Silbersäulen gesetzt hätte. Eine Kanzel aus derselben Zeit, im schönsten Stile gehalten, obschon die Treppe bedeutend jünger ist, als der übrige Teil und eine wegen ihrer Zeichnung und ihrer Ausführung bemerkenswerte Thür vom Jahre 1638 liefern herrliche Muster dessen, was die Künstler dieses Landes in der guten Zeit zu machen verstanden und der Schätze, die wir heutzutage besitzen würden, wäre nicht die Reformation in alle diese Heiligtümer mit ihrer kalten Vernunft, mit ihrem nach wohl durchdachten Prinzipien verfahrenden Fanatismus und mit ihrer bilderstürmerischen Raserei eingedrungen.

Das Fest, welches Enkhuizen aus seinem dumpfen Hinbrüten herausriß, war eine Art Agrikultur-Ausstellung mit Prämien, verbunden mit einem Pferderennen. Da uns nun die equestrischen

Leistungen und Künste spezieller interessierten, als der Anblick der wunderbar großen Kartoffeln oder der Dampfpflüge, so richteten wir unsere Schritte nach dem Wettrennen.

Die Bahn war seltsam ausgewählt. Es war eine lange, nicht eben allzubreite Straße, die man mit Sand bestreut hatte und in welcher man zu beiden Seiten dicke Seile ausgespannt hatte, um das liebe Publikum vor Verletzungen durch die Renner zu beschützen. Mitten auf der Rennbahn bargen zwei Bretterbuden einerseits die Mitglieder des Jury, und andererseits ein Militärorchester, das unter den Beifallsbezeugungen der Menge Vaterlandslieder und Volksweisen herleierte.

Auf der Bahn trabten große starke Pferde aus Leibeskräften; ungesattelt wurden sie von nicht minder großen und kräftigen Burschen geritten; an dem einen Vorderfuße hatten sie eine Art Wulst oder Ring, der sie am Galoppieren hindern sollte.

Die Bauern Nordhollands legen auf diese Rennen einen großen Wert. Für sie ist es eine Sache der Eigenliebe, einen dieser Traber, dieser Sieger in den örtlichen Wettkämpfen ihr eigen zu nennen, und da sie meistens sehr reich sind, so bezahlen sie die guten Renner mit fabelhaften Preisen.

Für uns war diese Versammlung von Pferdeliebhabern ein ganz besonders glücklicher Zufall, denn es wurde uns dadurch möglich, mit einem Schlage die Trachten aller umliegenden Dörfer zu sehen. Da waren schwarz gekleidete Bauern mit Ueberrock und kleiner Mütze, gleichgültig, unempfindlich und anscheinend einer fremden Welt angehörig; frische Bäuerinnen, die gewiß sehr nett sein würden, hätten sie nicht die Sucht, sich zu entstellen und systematisch das zu zerstören, was ihren Reiz bilden und sie anmutig machen könnte.

Man denke sich nur, daß, — nicht zufrieden damit, den Kopf in wunderliche Hüte zu stecken, wahre wandelnde, mit Bändern und Blumen überladene Gärten — sie sich jener zwei

Zierden berauben, auf welche die Frauen in jedem anderen Lande eher eine übertriebene Sorgfalt verwenden, nämlich der Haare und des Busens. Und doch sind dieses die wahren Reize der Frau, weil es vorzugsweise die sichtbaren charakteristischen Merkmale sind, welche sie vom starken, oder wenn Ihr lieber wollt, vom häßlichen Geschlechte unterscheiden.

Die Bäuerinnen in Nordholland schneiden sich aber an ihrem Hochzeitstage die Haare ab. Umsonst bittet und fleht der Gatte, die fatale Scheere beraubt den hübschen Kopf, der darauf in eine goldene helmähnliche Haube eingekerkert wird. Verzierungen aller Art werden angewandt, um diesen Akt des Vandalismus so viel wie möglich abzuschwächen: metallene Stirnbänder, Stirnbinden, goldene Korkzieher umgeben die Stirne, welche zwei abscheuliche Ansätze von schwarzen Pferdehaaren verunzieren, die den tollsten Eindruck machen, zumal wenn sie blonde Augenbrauen und blaue Augen neben sich haben. Diese Schwelgerei in Goldschmiedsware wird dann wieder versteckt durch eine zierlich geformte Mütze, die man aber ihrerseits schleunigst wieder unter jenem scheußlichen Hute verschwinden läßt, einem wahren Blumenbeete, dessen ich schon oben gedachte. Gleichzeitig mit dem Haarabschneiden erfolgt bei den Frauen die Abplattung des Busens; durch alle nur erdenklichen Mittel mühen sie sich ab, denselben zurückzudrängen. Einige, welche sich durchaus nicht an die sich dagegen empörende Natur kehren wollen, haben schwer darunter zu leiden, und ziehen sich schmerzhafte Krankheiten zu, aber das alles thut nichts, an diesem seit langer Zeit überlieferten, zugleich lächerlichen und gefahrvollen Gebrauche wird mit einer wahrhaft unbegreiflichen Kraft festgehalten.

Es ist leicht, den Ursprung jener beklagenswerten Gebräuche in dem protestantischen Rigorismus zu finden. Die Frau soll danach in ihrem Haushalte nur die Mutter der Kinder und die Schlüsselbewahrerin der Wohnung sein:

„Aproche toy du feu, mais touche pas la flame;
L'excès d'amour n'est bon, non mesmes en sa femme:
Qui se comporte au lict plus mollement que fault,
Au milieu d'un amour sacré, se faict ribauld.“*)

So drückte sich ehemals der alte Jakob Cats aus, jener Volksdichter, dessen sittliche Werke noch vor einigen Jahren mit der heiligen Schrift die Verehrung des holländischen Volkes teilten; jener Musensohn, der in einer Vermischung der Vernunft und Sprödigkeit mit der Dichtung sich rühmte, in seinem Leben nur seine gesetzmäßige Frau umschmeichelt, geliebt und erkannt zu haben.

Alle die bilderstürmerischen Verirrungen, die heutzutage schwer auf jenen braven Bäuerinnen lasten, sind in obigen vier Versen enthalten. Die Frau darf in ihrem Gatten gar keine Begierden erregen, und dieser muß seine zärtlichen Neigungen auf die stofflichen Bedürfnisse des Lebens beschränken. Indessen da man denn doch schließlich nicht mehr Royalist zu sein braucht, als der König selbst, warum sollen wir uns da noch weiter über diese Dinge aufhalten, wenn die braven Leute sich nun einmal zu einem solchen Leben bequemen? Sicherlich sind die Gewohnheiten, auf welche ich hier hinweise, bedauernswürdig; doch, was läßt sich dagegen thun? Im Namen des gesunden Menschenverstandes und der beleidigten Kunst dagegen Verwahrung einlegen, — das haben wir eben gethan, und wollen nun zu anderen Gegenständen übergehen.

Wenn es leicht ist, in den religiösen Ueberlieferungen und in der übertriebenen Sittenstrenge der Reformation die Quelle

*) Nähere dich dem Feuer, aber berühre nicht die Flamme;
Das Uebermaß der Liebe ist nicht gut, selbst nicht bei der Gattin!
Wer sich im Bette wollüstiger benimmt als es not thut,
Der macht sich, mitten in einer geweihten Liebe, zum Buhlen.

der grausamen Behandlung zu finden, der die Frauen ihren Körper unterwerfen, so kann man nicht gleiches sagen von jener verschwenderischen Fülle von Goldsachen und Juwelen, mit denen sie sich so überreich herausputzen. Während der langen Jahre, die ich in Holland zugebracht, habe ich in die Gründe jenes glänzenden Prunkens einzudringen gesucht. Die Freunde, die ich dieserhalb befragte, wissen kaum mehr darüber zu sagen, als ich; und unter allen, die ich zu Rate gezogen habe, hat ein einziger mir eine Erklärung geliefert, die, wenn nicht glaubwürdig, wenigstens originell ist.

„Die Holländer der alten Zeit," sagte er mir, „waren als Zechbrüder berüchtigt. Unsere Gemälde, unsere Lieder und unsere Bücher zeugen davon. Zuweilen endeten die Trinkgelage mit hitzigen Streitigkeiten, wobei auch die Schläge nicht gespart wurden. Ohne Zweifel nahmen die Frauen diesen metallischen Kopfputz an, um ihr Haupt vor den Mißhandlungen von Seiten ihrer Ehegatten zu schützen."

Wenn die Erklärung nicht wahr ist, so ist sie doch gewiß gut ausgedacht. Indessen befriedigte sie mich doch nur halb, denn, obwohl Parival irgendwo verzeichnet, daß gewisse städtische Behörden, um die häuslichen Zwiste seltener zu machen, die Gewohnheit hätten, den Gemahl, der seine Frau schlüge, mit einer Buße von einem Schinken anzusehen, und die Frau, die ihren Gatten geschlagen, zwei Schinken entrichten zu lassen, so kann ich denn doch nicht glauben, daß die Streitigkeiten dermaßen häufig gewesen seien, um einen so kostbaren Gebrauch allgemein einzuführen. In der That kosten jene Kopfaufsätze durchschnittlich vier- bis fünfhundert Mark.

Ich hatte den gesuchten Grund in etwas anderem zu finden geglaubt, nämlich in jener ganz eigentümlichen Lage, welche die Halbinsel Nordholland in ein wahres Floß umgestaltet. Nun ist es thatsächlich zu bemerken, daß die Seevölkerschaften für Geschmeide schwärmen; Fischerinnen, Schifferinnen, Fischhändlerinnen, alles, was mit dem Meere in engerem oder weiterem Zusammenhange steht, bedeckt sich gern mit dicken Ketten, mit gewichtigen Ohrringen und mit riesigen Broschen. Allein, erst vor ein paar Tagen haben Marken und Vollendam meine Bemerkung Lügen gestraft. Was ist daraus zu schließen? Ich weiß es nicht. Eines ist sicher: die Sitte muß einen Ursprung und einen Grund ihres Bestehens haben; ich überlasse anderen die Sorge, das doppelte Geheimnis zu ergründen, welches beides, Ursprung und Grund, umhüllt.

Es blieben uns noch mehrere Sachen in Enkhuizen zu sehen übrig, namentlich die Kirche der Altkatholiken und die Priestergewänder, die sie enthält. Leider wurden wir durch einen kleinen Unfall, den niemand vorhersehen konnte, daran verhindert.

Weil der Name „Altkatholiken" mir gerade unter der Feder ist, so muß ich bemerken, daß diese Sekte, die man allgemein für ganz neu hält, und die in diesen letzten Zeiten viel von sich hat reden lassen, in den Niederlanden schon über ein Jahrhundert bestand, ehe die Deutschen ihr bei sich Schutz und günstige Aufnahme gewährten. In der That wurde 1725 der Erzbischof von Utrecht, das erste Haupt jener kleinen Gemeinde, in den Bann gethan, weil er sich offen gegen die Bulle „Unigenitus" aufgelehnt hatte. Durch die holländische Regierung unterstützt, welche als gute Calvinistin den Widerstand gegen die päpstlichen Verordnungen ermutigte, gründete er die erste Altkatholikengemeinde, welche auf dem Festlande von Europa bestanden hat.

Die Spaltung war übrigens leicht vorauszusehen. Die Geistlichkeit Utrechts hatte bereits das Formular Alexanders VII. verworfen, und der Besuch Anton Arnolds, sowie auch der Aufenthalt Quesnels in Holland hatten die Diözesanbehörden nicht wenig in ihrem Unabhängigkeitssinn bestärkt.

Als der Papst seinen Bannfluch gegen den Erzbischof und

seine Geistlichkeit schleuderte, verbot er den holländischen Katholiken, fortan die Machtvollkommenheit dieser geistlichen Behörden anzuerkennen; aber ein Teil derselben blieb ihren alten Pastoren treu zugethan, und der Erzbischof konnte nicht allein fortfahren, seinen Sprengel zu verwalten, sondern auch Bischöfe zu ernennen, die von seiner Oberleitung abhingen.

Seit jener Zeit bilden die niederländischen Altkatholiken, unter dem Namen „Utrechter Kirche", eine kleine Gemeinde für sich, welche etwa sechstausend Anhänger zählt und außer ihrem Erzbischofsitze zwei Bistümer, nämlich diejenigen Haarlems und Deventers, besitzt. Der Erzbischof verwaltet den Sprengel und ernennt die Bischöfe; ihm steht in seinem Amte ein Kapitel zur Seite, welches aus sieben Domherren und einem Dechanten zusammengesetzt ist. Beim Tode des Erzbischofes besorgt das Kapitel provisorisch die Verwaltung der Kirche, indem sie einen oder mehrere Vikare ernennt, und beschäftigt sich mit der Wahl eines neuen Erzbischofes. Sobald der neue Titular-Erzbischof durch das Kapitel designiert worden ist, wird der Papst davon benachrichtigt, und in Antwort auf die Meldung, die ihm von dieser wichtigen Nachricht Kunde giebt, thut derselbe den neuen Erzbischof und seine Geistlichkeit in den Kirchenbann; — diese giebt den Gläubigen Kenntnis von der Bannbulle, und man geht, ohne sich daran zu kehren, darüber hinweg.

Seit 1725 werden die Sachen in dieser Weise gehandhabt. Die verschiedenen Regierungen, welche in den Niederlanden aufeinander gefolgt sind, haben stets die kleine Gemeinde unterstützt, und Napoleon selbst geruhte 1811, ihr einen besonderen Schutz zu bewilligen. Er verlangte, daß Willebrord van Os als Erzbischof von Utrecht anerkannt würde und alle die mit seinem Range verknüpften Vorrechte genießen dürfte. Die holländischen Altkatholiken führen übrigens ein fromm-andächtiges und stilles Leben; sie vermeiden es, von sich reden zu machen. In Rom und

in den päpstlich gesinnten Kreisen behandelt man sie wie „Jansenisten". Sie verwahren sich aber energisch gegen diese Bezeichnung, obwohl die Bezüchtigung, bei Lichte betrachtet, nicht für verleumderisch angesehen werden kann. In der That verwerfen sie das Formular Alexanders VII., welches die Gläubigen verpflichtet zu schwören, daß sie die fünf aus dem Buche des Jansenius, genannt „Augustinus", gezogenen Lehrsätze verabscheuen. Da sie die Lehren des Bischofes von Löwen durchaus nicht ablehnen, so könnten sie, ohne sich zu schämen, einen Namen annehmen, den zu führen die großen Männer von Port-Royal sich nicht gescheut haben.

Was in der Verwaltung jener kleinen Kirche besonders merkwürdig ist, das ist die Ernennung des Erzbischofes durch das Kapitel. Nun macht aber das Kapitel sich selbst wieder vollzählig. Man kann daher nach dieser Thatsache schon allein über den ganz eigentümlichen Charakter der kleinen Gemeinde urteilen; weil die Gläubigen weder an der Bildung des Kapitels, noch an der Wahl des Erzbischofes teilnehmen, so steht derselbe in schroffem Gegensatze zu dem, was heutzutage bei den schweizerischen und deutschen Altkatholiken vor sich geht.

Ich sagte oben, wir wären an der Besichtigung der Merkwürdigkeiten, die uns in Enkhuizen noch zu betrachten blieben, verhindert worden. Ich muß nun noch erzählen, in Folge welcher Ereignisse unser Aufenthalt in der Stadt abgekürzt wurde, und warum wir das Städtchen schneller verließen, als wir anfangs vorhatten.

Man wird sich erinnern, daß wir unter zweifacher Flagge reisten, nämlich unter der niederländischen, die am Top unseres Mastes, und unter der französischen, welche am Hinterteile unseres Fahrzeuges angebracht war. Dies mußte wohl einigen bösen Buben, die am Deiche arbeiteten, mißfallen haben, denn bei seiner Rückkehr benachrichtigte unser schipper van Heemskerck, jene

„Polderjongens“ hätten sagen lassen, man möge die französische Fahne streichen, sonst würden sie selbst kommen, um sie herunterzureißen. Obgleich mein Freund dieser Drohung keine große Wichtigkeit beimaß, so glaubte er doch, den Bürgermeister davon benachrichtigen zu müssen, und schrieb also einen Brief, den er nach dem Stadthause schickte.

Ich meinerseits wurde gar nicht von dem, was vorging, benachrichtigt, und ich hatte bedeutend bei den Kochöfen zu schaffen, denn an jenem Tage hatten wir großen Empfang an Bord und in meiner Eigenschaft als Inhaber des „cordon bleu“ ließ ich es mir angelegen sein, mich selbst zu übertreffen.

Unsere Gäste, unter welchen sich Herr H..., unser liebenswürdiger Cicerone und seine Gemahlin befanden, hatten meiner Küche alle Ehre erwiesen; das Frühstück ging gemächlich zu Ende und wir wollten eben den Kaffee herumreichen, als sich plötzlich über unseren Häuptern ein schreckliches Getöse erhob. Männer erkletterten das Schiff mit Leitern und liefen auf Deck unter seltsamem Geschrei. Die Gäste und ich, die in nichts eingeweiht waren, wir fragten uns mit Erstaunen, was dieser Lärm zu bedeuten hätte, während van Heemskerck, welcher die Wahrheit ahnte, auf Deck eilte.

Mit welcher Geschwindigkeit wir ihm auch folgten, so muß ich doch sagen, daß, als wir zu ihm kamen, die Schlacht bereits gewonnen war. Mit einem ungeheueren Knüttel bewaffnet, hatte er die Angreifer zerstreut und hielt sich neben der französischen Flagge in einer so heldenmäßig entschiedenen Stellung, daß nicht einer der Leute, welche die Fahne abgerissen hatten und sich anschickten, sie zu zerreißen, einen Schritt vorwärts zu thun wagte. „Ich sage nichts vom Zweiten,“ wiederholte van Heemskerck zornentbrannt, „aber der Erste, der herankommt, wird seinen Lohn empfangen.“

Als mein Freund diese Worte aussprach, sah er so schrecklich

aus, mit seinem riesig großen Wuchs und seinen breiten Schultern, und seine durch die Wut gerunzelten Augenbrauen und gekräuselten Lippen verliehen seinen Worten einen solchen Ausdruck der Wahrheit, daß die Ueberzeugung unseren Angreifern in die Seele eindrang und niemand von ihnen der Erste sein wollte. Ja noch mehr, als sie Verstärkung ankommen sahen, zogen sie sich eilends zurück und bestiegen kläglicherweise die Böte wieder, die sie herangebracht hatten.

Nachdem wir nun wieder Herren unseres Schiffes geworden waren, wollte van Heemskerck unsere Flagge wieder aufziehen lassen, aber unser trefflicher Freund, Herr H..., behauptete, da wir eine öffentliche Beschimpfung erlitten hätten, so könnten wir auch mit vollem Rechte eine amtliche Genugthuung beanspruchen.

In Folge dessen suchte er den Bürgermeister auf und erzählte ihm den soeben vorgekommenen Auftritt. Mit dem lobenswertesten Eifer und in Begleitung der vier Untergebenen, über die er verfügen konnte, verließ der ehrenwerte Beamte das Festmahl, bei dem er den Vorsitz führte, um sich zu uns zu begeben. Mit vollkommener Höflichkeit bezeugte er uns das Bedauern, welches er über den Vorfall empfände, entschuldigte sich im Namen der Bevölkerung Enkhuizens herzlich bei uns, und nachdem er durch seine Diener unsere Fahne wieder hatte aufziehen lassen und zweien derselben die Bewachung unseres Verdecks übertragen hatte, begab er sich mit den beiden anderen auf den Deich, wo er eine Untersuchung gegen unsere kampfbegierigen Nachbarn begann.

Eine Stunde später erhielten wir von neuem seinen Besuch, und er sprach zu uns: „Die Missethat meiner Stadtleute ist nicht so schlimm, wie ich es meinte. Ein Taugenichts hat ihnen den Kopf verdreht; früher hat dieser schlechte Mensch, den ich seit einiger Zeit ganz besonders überwachen lasse, an Bord eines französischen Fischerfahrzeuges gedient, und hat in Havre eine

Verurteilung zu sechs Monaten Gefängnis verwirkt, für irgend ein von ihm begangenes Verbrechen. Er hat da nun eine Gelegenheit gefunden, sich zu rächen, und seine Genossen haben sich dummerweise mit fortreißen lassen."

Der Bürgermeister erklärte uns dann weiter, diese Leute, wüthend über ihren Unstern, hätten sich in der Stadt zerstreut und, da das Fest ihnen einen starken Zuzug betrunkener und leicht verführbarer Leute liefern dürfte, so würden sie nicht ermangeln, das zu benutzen und später mit zahlreicher Verstärkung wieder kommen.

„Meine vier Leute und ich," so fuhr der ehrenwerte Beamte fort, „wir werden Ihren Bord nicht verlassen und uns Achtung verschaffen, so weit dies nun eben in unserer Gewalt stehen wird; allein, da es mir recht peinlich sein würde, gerade an einem solchen Tage wie heute, sich hier eine förmliche Schlacht entspinnen zu sehen und dagegen einschreiten zu müssen, so würden Sie mir einen wirklichen Gefallen erweisen, wenn Sie sich gütigst von hier entfernen wollten."

Auf diese Bemerkung voll Weisheit, welche durch van Heemskercks richtige Beobachtung bestärkt wurde, wir reisten ja schließlich nicht, um Schlachten zu liefern, sondern um das Land zu studieren, wurde dann die sofortige Abfahrt beschlossen.

Während dieser Zeit hatte sich eine Menge Menschen auf dem abschüssigen Rande des Dammes versammelt. Es mochten wohl hundertfünfzig bis zweihundert Personen sein, die alle wegen dieses Kommens und Gehens in größter Spannung waren. Als sie erfahren hatten, warum es sich handelte, zeigten sie eine lebhafte Entrüstung gegen die Polderjongens. Namentlich die Frauen, und sie bildeten die Mehrzahl, zeigten sich ganz besonders aufgeregt.

„Laßt sie nur kommen," riefen sie, „laßt sie nur kommen, wir wollen's schon machen!"

Trotz dieser Beweise von Mitgefühl änderten wir dennoch nichts an unserem Entschlusse. Eine halbe Stunde später erreichten wir bereits die hohe See, begleitet durch die Zurufe unserer neuen Freunde und mit unserem trefflichen Herrn H... an Bord, der den Wunsch ausgesprochen hatte, uns bis Medemblik zu begleiten, um uns nicht so hastig zu verlassen.

Bald verlor sich Enkhuizen im Nebel. Der Drommedaris mit seinen dicken, aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts herstammenden Türmen zeichnete sich auf dem Silbergrunde des Himmels schwarz ab. Die Stadt erschien uns in ihrer Gesamtheit, wie sie kaum die grünen Linien beherrschte, die sie umgaben, und unwillkürlich drängte sich mir die Frage auf, ob das denn wirklich jene blühende Stadt wäre, die in den Künsten glänzte als Vaterstadt eines Paul Potter und des Kupferstechers C. Bosseus, die ehemals berühmt war wegen ihrer „guten Seeleute und lobenswerten Lootsen", und die vor zwei Jahrhunderten eine solche Wichtigkeit besaß, daß die Beschreibung all ihres Glanzes nicht weniger als neunhundert Seiten einnahm.*)

9.

Die Mißgeschicke des Kochs. — Ein Fest für Augen und Nase. — Die Hauptstadt Westfrieslands. — Die verfehlte Taufe des Königs Radbod. — Kurze Rückkehr zum Leben. — Neugierde zweier Verlobten. — Das Standbild der Medea. — Etymologische Untersuchungen über „Medemblik". — Ein Bildnis Radbods.

Zu Lande ist der Weg von Enkhuizen nach Medemblik ziemlich rasch zurückgelegt; zur See ist das aber anders, wegen

*) Es giebt etwa zehn Beschreibungen oder Geschichten von Enkhuizen. Diejenigen, die man am häufigsten in den Büchersammlungen antrifft, sind die 1666, 1710, 1719 und 1747 veröffentlichten. Das Verzeichnis der Bürgermeister hat man von 1438 an.

des Umweges, den eine Art Halbinsel nötig macht, die der „Geldershoek“, die Gelderspitze heißt; warum, das weiß ich eigentlich nicht.

Nach Umsegelung des van de Venschen Leuchtfeuers mußten wir gerade nordwärts hinauffahren, um den richtigen Wind zu bekommen, aber in jenem Augenblicke änderte sich das Wetter, und das bis dahin vollkommen ruhige Meer wurde erregt und ging sehr hohl. Indessen würde ich diese Einzelheit gar nicht einmal erwähnen, wenn sie nicht die Ursache eines leichten Unfalles gewesen wäre, der mir während des übrigen Teiles unserer Reise tausend kleine Scherze eingebracht hat und noch heute einbringt.

Als sich das Wetter änderte, war ich in der Küche beschäftigt. Ich verwandte gerade meine ganze Sorgfalt auf einen wunderbaren Chokoladen-Crême, von dem ich die schönsten Resultate und die schmeichelhaftesten Lobsprüche erwartete; doch der Mensch denkt und der Wind lenkt. Alles ging nach Wunsche, bis es einer starken Welle beliebte, mitzuspielen, wodurch dann der Ofen erschüttert wurde und meine Tiegel ihren kochenden und kostbaren Inhalt auf den Fußboden und auf mich selbst ausgossen; für mich war das eine um so grausamere Enttäuschung, als die Undankbaren, für die ich mich abgequält hatte, sich ohne Unterlaß über mich lustig machten und mich fortwährend fragten, ob das etwa eine neue Mode wäre, Schiffe mit Chokoladen-Crême zu reinigen.

Aeußerst aufgebracht über diese widerlichen Scherze, fing ich entschlossen an zu streiken, und nichts Geringeres, als das herrliche Schauspiel, das sich jetzt vor unseren Augen entfaltete, wäre wohl im Stande gewesen, die heftige Erbitterung, die ein so schwarzer Undank mir einflößte, teilweise zu besänftigen.

Dies Schauspiel war aber auch wirklich wunderbar. Wir fuhren gerade auf Medemblik zu. Die Stadt mit ihrem Turme und ihrem Schlosse erschien uns am Horizonte wie ein langes,

schwärzlichgrünes Band, das sich, nach oben ausgezackt, von einem rosenfarbenen Himmel abhob, der danach durch viele Töne, ein graues Rosa, ein blasses, dunkles und ins Rotbraune fallendes Violett hindurchging, um über unseren Häuptern zu einer schönen blauen Färbung zu gelangen. Zu den Füßen der Stadt wiederholte die See, jene herrlichen Tonleitern reflektierend und noch feiner lasierend, getreulich die Farbenabstufungen des Himmels und vollendete auf diese Weise das Gemälde. Unmöglich kann man sich etwas Feineres denken, hinsichtlich des Tones, etwas Zarteres im Kolorit und etwas so zu sagen Uebernatürlicheres. Einem Maler, der einen derartigen Effekt wiedergäbe, ohne etwas daran zu ändern, würde man ganz bestimmt nachsagen, er hätte ihn phantastisch erfunden.

Bald gesellte sich ein anderer nicht minder angenehmer Sinnesgenuß zu dem, den wir bereits empfanden. Obwohl wir noch über drei Kilometer von der Küste entfernt waren, und obwohl die niedrigen, flachen Wiesen, welche Medemblik umgeben, kaum sichtbar waren, verbreitete sich dennoch um uns ein köstlicher Wohlgeruch geschnittenen Heues, den uns der Südwestwind brachte, und durchduftete unser Fahrzeug. Dieser Heugeruch ist einer der lieblichsten Düfte des Feldes, und ihn auf offenem Meere zu riechen, hat etwas wahrhaft Ungewöhnliches. Doch leider war dieser Genuß nicht von langer Dauer. Bald danach näherten wir uns dem Lande, und Dank dem Winde, der genau von hinten kam, liefen wir schnurstracks in den Hafen Medembliks hinein.

Ist Enkhuizen ein weit ausgedehnter Kirchhof, so ist Medemblik ein wahres Grab. Wenn selbst die Pest, die Hungersnot und die Cholera dort ihren beständigen Wohnsitz aufgeschlagen hätten, so könnte die nette Stadt kein verödeteres Aussehen haben. Durchschreitet man sie, so fühlt man sich von einer trostlosen Traurigkeit befallen, man empfindet ein Gefühl von Kälte. Eine Art schmerzlichen, unerklärlichen Mißbehagens durchdringt und umhüllt

Euch, und schließlich bedrückt Euch dies dumpfe Schweigen wie wenn Blei auf Euch laste. Und doch ist dieser Hafen ohne Schiffe einer der geräumigsten, die sich an der Zuyder See befinden. Jene Kais ohne Wanderer, jene Baumgänge ohne Spaziergänger, jene seit einem Jahrhundert bestehenden Anlagen, jene öden und verlassenen Straßen sind breit, wohl gelegen, gut gebaut, und wenn ein reger Verkehr ihnen neues Leben einhauchen würde, so wäre es eine reizende Stadt und würde zu denen gehören, die man gerne besucht und zu denen man mit Vergnügen wiederkehrt.

Wollte ich Euch die Geschichte Medemblicks erzählen, so müßte ich Euch die Westfrieslands vortragen; denn dieses Städtchen, das heutzutage nicht einmal dreitausend Seelen in seinen Mauern zählt, war ehemals die Hauptstadt des ganzen Landes. Zu einer Zeit, wo Enkhuizen und Hoorn noch gar nicht existierten, beherbergte sie schon Herrscher und Heere; sie enthielt gar manchen Palast. Sie war das Hoflager des berühmten Königs Radbod; Pipin von Herstal und sein Sohn Karl Martel hielten es in ihrer Eigenschaft als gute Christen für der Mühe wert, ihn zu besuchen, um ihn mit Lanzenstichen und Waffenmassen zu bekehren.

Man muß indessen wohl annehmen, daß jene gewaltsamen Mittel, so viel Ueberredungskunst sie auch besitzen mochten, dennoch keine ganz aufrichtige Bekehrungen herbeiführten, denn in dem Augenblicke, wo er aus den Händen Wolframs, des Bischofes von Sens, die Taufe empfangen sollte, stiegen in jenem selben Radbod Bedenken auf, und er fragte den ehrwürdigen Prälaten, ob seine königlichen Vorfahren in der Hölle oder im Paradiese wären.

Der Bischof antwortete unbedachtsam genug, die müßten sich wohl in der Hölle befinden, da sie nicht getauft worden wären. Als Radbod dies vornahm, zog er den Fuß, den er schon in das Taufbecken gesetzt hatte, zurück und sagte: „Dann ist es doch besser, daß ich dahin gehe, wo der größte Teil meiner Verwandten

und Freunde ist, als daß ich der kleinen Schar derer folge, die im Paradiese sind."

Nach diesem witzelnden Radbod erkoren sein Sohn Aldegil und eine große Anzahl friesischer Könige Medemblik zu ihrem Lieblingsaufenthalte. Die hohe Auszeichnung schützte indessen die edle Hauptstadt nicht vor den zwei Geißeln jener wirren Zeiten, der Plünderung und dem Feuer. Wie ihre Nachbarstädte, so wurde auch sie mehrere Male durch die Flammen zerstört.

807 verbrannten vierzig Häuser durch Blitz. 1517 legten die Gelderländer die Stadt in Asche. Nur ihr uneinnehmbares Schloß blieb stehen, und die Stadt erhob sich nur aus ihren Trümmern, um 1547 abermals niederzubrennen.

Heutzutage ist sie in Altersschwäche versunken, und es ist keine Einäscherung mehr nöthig, um sie von der Karte der Niederlande verschwinden zu lassen. Ihre Mauern fangen an, zu zerbröckeln, ihre Häuser stürzen nach und nach ein und lassen dann klaffende Löcher zwischen einander, ähnlich den Zahnlücken im Munde eines Greises. Nur der Mittelpunkt der Stadt wird noch mit jener holländischen Sorgfalt unterhalten, die so gut das Alter verbirgt; jedoch in der Umgegend des Hafens, da fühlt man, daß das Leben sich zurückzieht und daß über kurz oder lang die Wohnungen den Einwohnern nachfolgen werden.

Vor weniger als einem Jahrhunderte hatte Medemblik noch einen gewissen Glanz, es teilte mit Hoorn und Enkhuizen das Münzrecht, es rüstete Flotten aus und die Admiralität ließ an einem seiner prächtigen Seebecken die schönste Werfte anlegen, die Holland je besessen. Jene herrlichen Gebäude bestehen noch heute, aber verödet und verfallen. Nachdem sie als Werft gedient hatten, wurden sie in Seilerwerkstätten umgewandelt; darauf sahen sie noch einmal schöne Tage, als sie unter Napoleons Regierung wieder Schiffsbauplätze geworden waren.

Viele Schiffe gingen daraus hervor, um gegen das vereinte

Europa zu streiten. Viele andere liefen dort ein, um die ruhmreichen Wunden zu heilen, welche die Kanonen der Engländer ihnen geschlagen. Und selbst noch 1829, als jene großen und schönen Bauten als Seeschule benutzt wurden, konnten die Seekadetten, die dahin kamen, um sich auf ferne und gefahrvolle Züge vorzubereiten, in den Höfen der Werft geschnitzte und vergoldete Schilder sehen, mit den Namen der letzten französischen Schiffe, die, einen Zufluchtsort aufsuchend, dorthin gekommen waren.

Jenes Institut mit seiner jungen und lebensfrischen Bevölkerung brachte noch einmal neue Thätigkeit, neues Leben nach Medemblik. Die Trommel, das Klarin und, besser als das, die munteren Lieder und das Gelächter der Jugend, ließen seine alten Häuser wiederhallen und seinen altertümlichen Turm erbeben. Allein das war nur ein Blitzstrahl, die Anstalt verließ die Stadt gar bald. Einige Fieberfälle, obwohl nicht ein einziger von ihnen tötlich war, brachten das Land in den übeln Ruf der Ungesundheit. Die Seeschule wurde nach Breda verlegt, von wo sie dann später wieder nach Nieuwe-Diep zurückkehren mußte, wo sie sich noch heute befindet.

Nach dem Abzuge ihrer munteren Seekadetten ist die Stadt in ihre düstere, todähnliche Ruhe zurückverfallen. Der große Bauhof ist heutzutage an einen Prediger vermietet, der ein Dutzend Räume einnimmt von den drei- oder vierhundert, die das Gebäude enthält. Einige weiße und schwarze Kühe weiden ruhig das Gras ab, das zwischen den Pflastersteinen hervorschießt, sowie auf dem großen Hofe, den die geräumigen Gebäude umgeben, die jetzt leer und öde dastehen. Der ehemalige Garten des Admirals, der früher wegen seiner künstlichen Hügel und Thäler in ganz Holland, und wegen seines reichen Blumenflors in ganz Europa berühmt war, ist mit Rüben und Kartoffeln bepflanzt. Es giebt nichts so Trauriges und Düsteres, wie dieses ungeheuere Gebäude. Es ist eine Einöde mitten in einer Wüste.

Uebrigens ist die Stadt kaum lebendiger und heiterer als die alte Anstalt. Wenn drei Fremde in ihren öden Straßen umhergehen, so ist das schon ein kleines Ereignis. Neugierige Gesichter drücken sich dann an die Fensterscheiben. Wir merken, daß uns durch die horretjes (Fensterschirme) und die weißen Gardinen scheue und doch neugierige Blicke verfolgen. Die Frauen neigen sich zu den Thüren hinaus, um uns länger zu sehen, und die seltenen Wanderer, die man antrifft, bleiben zuerst stehen, um uns mit Neugier anzuschauen, und kehren sich dann um, um uns mit ihren Blicken zu begleiten, oder sie machen geschickt einen kleinen Umweg und stellen sich auf unseren Weg, um uns noch einmal bequemer betrachten zu können.

Als wir bei einer sehr hübschen Wohnung vorbeikamen, deren Fenster sperrweit offen standen, machte ich meine Freunde auf ein blondes und frisches, junges und verliebtes Brautpaar aufmerksam. Hand in Hand, Blick in Blick sagten sie sich im Vertrauen jene tausend Nichtigkeiten, die in ihrem Alter einen so großen Platz im Leben einnehmen. Sie waren beide stark damit beschäftigt; er hatte einen gerührten Blick und um ihr Mündchen bildete ein Lächeln feine Falten. Sie sahen uns vorüber gehen. In einem Augenblicke machten Blick und Lächeln einer neugierigen Spannung Platz. In einem Handumdrehen hatten sie Oberkleider, Sonnenschirm, Stock und Hüte genommen, und zehn mal begegneten wir unserem reizenden, blonden und verliebten Pärchen, welches durch schlaue Berechnungen unseren Weg vorherzusehen und sich stets dahin zu begeben wußte, wo es uns ganz mit Muße in Augenschein nehmen konnte.

„Seien Sie überzeugt," sagte Herr H.... zu mir, als er mein Befremden bemerkte, „seien Sie überzeugt, unsere hiesige Anwesenheit ist ein großes Ereignis. In vielen Tagen wird man noch davon sprechen. Man wird fragen: Wer waren jene Fremden? Was wollen sie hier? Und die Vermutungen werden

ihren Gang gehen, langsam herbeigeholt und dann mit peinlicher Mühe ausgesponnen durch einen klug und weise ausgearbeiteten Gedanken, durch ein reiflich überlegtes Wort."

Obgleich ich annehmen will, daß Herr H.... die Sache denn doch ein wenig übertrieb, so muß ich doch bekennen, daß unwillkürlich meine Eindrücke seine Worte bestätigten, und es kam mir vor, als wohnten wir den letzten Zügen einer an Auszehrung, Schweigen und Langerweile sterbenden Stadt bei.

Die eintönigen, nicht enden wollenden, grünenden Wiesen, die sich rings um Medemblik ausdehnen und, so weit das Auge reicht, ihre schläfrige Einförmigkeit entfalten, haben wohl ein wenig zu diesem frühzeitigen Hinscheiden, zu dieser Sammlung aller Eindrücke der Verödung beigetragen, welchen die Stadt unterliegt. Doch muß man hinzufügen, daß die Einwohner auch wohl ihrerseits alles Mögliche gethan haben, um zu diesem traurigen Resultate zu gelangen.

So steht zum Beispiele Medemblik mit der übrigen Welt kaum in regelmäßiger Verbindung. Es hat, um sich an die Lebenden anzuschließen, nur einen Schwächling von Eilwagen, der es mit Hoorn verbindet, und man braucht von hier aus mehr Zeit, um seine Briefe nach Amsterdam zu befördern, als zu einer Reise von Calais nach Marseille.

Außerdem scheint man mutwillig alles zu zerstören, was vielleicht die Fremden anziehen könnte. Das stadhuis besaß ehedem einen merkwürdigen Saal, der Stadtrat hat das Holzgetäfel daraus an einen Kunstliebhaber in Haag verkauft. Ein altertümliches Schloß, eine der allerältesten Reliquieen der Niederlande, richtete am Eingange des Hafens seine majestätischen Türme empor, — man hat sie zerstört.

Und doch war dies alte Gebäude eine merkwürdige Ruine. Vielleicht war sie eben nicht sehr schön, wenn man nach den alten Kupferstichen darüber urteilt, aber sie war wenigstens sehr

interessant; denn, wenn die Ueberlieferung wahr ist, so hatte der König Radbod nebst seinem Hofe in diesem altertümlichen Schlosse seinen Sitz. Nichtsdestoweniger muß ich sagen, daß mir die Trümmer, die ich mit Sorgfalt untersucht habe, aus viel späterer Zeit zu sein scheinen, als ihr angeblicher Ursprung, und Spuren von Spitzbogen, die man in der Dicke der Mauern wiederfindet, leiten mich zu der Annahme, daß das Schloß durch Florens V. auf den Ruinen des Palastes Radbods wieder aufgebaut worden ist.

Wie dem auch sei, mag nun diese alte Burg vor der Entstehung der Zuyder See erbaut sein, so wie man es erzählt, oder lange Zeit nachher, wie es wahrscheinlicher ist, jedenfalls verdiente sie eine bessere Behandlung als die, welche ihr widerfahren ist. Ihr ehrwürdiges Aeußere und ihre hoch empor steigenden Massen bezeugten die altertümliche Pracht Medemblks. Aus diesem Grunde hatte sie ein Anrecht auf mehr Rücksichten.

Die Stätte, worauf sich noch heutzutage jene erhabenen Spuren erheben, war übrigens selbst vom höchsten Altertume an ein berühmter und geweihter Ort. Dort erhob sich das Standbild der großen Medea; dort befand sich die Altarstätte jener mächtigen Göttin, welcher man Menschenopfer darbrachte. Wenn Guiccardini Glauben verdient, so verdankt die Stadt jenem Standbilde des friesischen Idols sogar ihren Namen. Da jenes Standbild vergoldet war, berichtet der berühmte Reisende, so sagte man, wenn die Sonnenstrahlen darauf schienen, gewöhnlich: „Medea blickt," das heißt „strahlt", und abkürzend „Medeblickt", und diesen Namen hat der Ort bis jetzt behalten.

Nach anderen würde der Namen des Städtchens herstammen von dem Flusse Medemelach, der es vor Zeiten bespülte und dessen Bett jetzt durch die Zuyder See eingenommen wäre. Allein, da es kaum leichter ist, Spuren vom Medemelach zu finden, als Spuren des Standbildes, so scheint es mir sehr schwierig, die Frage zu entscheiden.

Uebrigens beunruhigt das auch die Einwohner Medemblik's durchaus nicht. Der altertümliche Ursprung ihrer Stadt macht ihnen kein Kopfzerbrechen, wenigstens nicht mehr als die noch davon bestehenden Spuren, und in jenem alten Schlosse, von dem wir eben redeten, hat der große Wachsaal sich seines alten Holzgetäfels berauben sehen, um eine schöne Tapete zu fünfundzwanzig Sous das Stück dafür anzunehmen, mit einem weißen Plafond, und um dann ein ganz gewöhnlicher Concertsaal zu werden. Das mag nun wohl ganz bequem sein, aber sicherlich ist es sehr häßlich.

Ein Bildnis des Königs Radbod hängt in jenem Saale, und in dem angrenzenden Raume befinden sich einige an Wandhaken aufgehängte Rüstungen. Die Rüstungen sind ohne Wert. Aber da die Bewahrerin jener Reichtümer behauptete, das Bildnis Radbods stammte aus der Zeit des alten friesischen Königs und wäre nach der Natur gemalt, so hatte ich die Neugierde, es in der Nähe zu betrachten, denn es ist ganz oben in dem Saale an einem dunklen Orte aufgehängt und ganz beschmutzt und verräuchert. Vermittelst einer langen Leiter stieg ich hinauf und ermittelte, wie ich es mir wohl gedacht hatte, daß es ein schlechtes, mit einer Inschrift in römischen Buchstaben versehenes Oelgemälde war, und daß sein Alter nicht über das sechzehnte Jahrhundert hinausgeht.

Indessen hütete ich mich wohl, die ehrwürdige Wärterin eines Besseren zu belehren. In ihrem Alter sind die Illusionen ein köstliches Gut. Man hat deren so viele während seines ganzen Lebens ausgesät, daß man notgedrungen an denen, die noch bleiben, festhalten muß, und ich würde es wie eine schlechte Handlung, ja fast wie ein Verbrechen betrachtet haben, ihr die Augen zu öffnen.

Als wir das alte Schloß verließen, hatten wir so ziemlich alles besucht, was Medemblik noch Anziehendes und Merkwürdiges

enthält, alles, was heutzutage von dem früheren Glanze bleibt, den vor Zeiten die altertümliche Hauptstadt, der Aufenthaltsort der friesischen Könige, ausstrahlte.

10.

Quer durch Nordholland. — Opperdoes. — Die gemalte Natur. — Ställe wie Säle. — Das Haus mit den zwei Pforten. — Leichenfeierlichkeiten. — Eine Pforte für eine andere angesehen.

Unser trefflicher Freund, Herr H...., hatte uns verlassen, um mit dem Hoorner Eilwagen, welcher mit dem Enkhuizener Anschluß hat, nach Hause zu reisen. Das Wetter war ziemlich stürmisch, und der Weg zur See lang und schwierig. Da wir an keinem anderen Platze an der Küste mehr anzulegen hatten, so beschlossen wir, Nieuwe Diep mittelst des Landweges zu erreichen. Zu dem Ende mieteten wir einen Wagen, und nachdem wir denselben mit einigem Gepäck beladen hatten, machten wir uns nach Nord-Scharwoude auf den Weg, wo wir die Eisenbahn erreichen mußten.

Wir hatten auf diese Weise die Hälfte der Halbinsel zu durchfahren, und zwar ihre interessanteste Hälfte, die, wohin der Geist der Neuzeit noch nicht gedrungen ist. Ich werde indessen nicht alle die Dörfchen beschreiben, die wir durchreisen mußten. Jene artigen Weiler sehen sich alle ähnlich, und man hat sie schon so manchmal geschildert. Allein sie sind so merkwürdig, so seltsam, so ganz abweichend von allem, was man anderswo sieht, daß ich nicht umhin kann, ihnen hier einige Zeilen zu widmen.

Das erste Dorf, das wir erblickten, war Opperdoes. Es tauchte aus großen Rapsfeldern auf, und seine Häuser, welche von weitem abwechselnd blau und rot erschienen, je nachdem man

die Vorderseiten oder die Dächer sah, brachten den eigentümlichsten Eindruck hervor. Diese Vereinigung der drei Grundfarben, aus denen alle anderen Farben hervorgehen, erzeugt eine seltsame Gesamtwirkung. Als wir näher kamen, trat zu der allgemeinen Harmonie jener Haupttöne noch eine Menge kleiner, heiterer und lebhafter Nebentöne hinzu, welche, weit entfernt, die Wirkung abzuschwächen, im Gegenteile ihre Intensität verdoppelten.

Es ist kaum überraschend, daß die Bauern Nordhollands, mit derartigen Schauspielen vor den Augen, von Natur große Koloristen sind. Auch ist man bei dem Herannahen an die ersten Häuser eines Weilers darauf vorbereitet, sie mit dem sie umschließenden Rahmen im Einklange zu finden, das heißt die lebhaftesten Farbenabstufungen zeigend. Allein, die Liebe zur Farbengebung beschränkt sich hier leider nicht darauf, in hellen und grellen Tönen das Holzwerk hervorzuheben, welches von den Backsteinen der Vorderseite absticht. Nein, man bemalt auch Gegenstände in der Natur; der Erdboden ist vor dem unvermeidlichen Pinsel ebenso wenig sicher, wie die Bäume. In der That, bis zu ihren unteren Zweigen bekommen die Bäume einen Anstrich mit weißer, perlgrauer oder himmelblauer Tünche, der ihnen ein seltsames Ansehen verleiht, und der Boden, der das Haus umgiebt, sowohl wie die Laubgänge des Gärtchens, werden strohgelb, mit zwei roten Streifen an jeder Seite angemalt.*) Diese wunderliche Anmalerei giebt den Laubgängen das Aussehen eines auseinander gerollten Teppichs und läßt sie merkwürdig grell gegen die beschnittenen Hecken und die Blumengärten abstechen, welche sie mit ihren vielfältigen Windungen umgeben.

---

*) In jenem Teile Nordhollands ist der Boden dermaßen schlecht, daß man gezwungen ist, alle Wege, Bahnen, Gänge, Höfe und Durchgänge mit Backsteinen zu pflastern. Dies erklärt, wie es möglich ist, sie mit Farben anzustreichen.

Die Gatter, Pforten, durchbrochenen Geländer und kleinen Brücken, — denn jedes Haus ist mit einem Graben voll Wasser umgeben, — sind auch mit hellen Farben bemalt. Was die Wohnung anbetrifft, so wird ihre düstere Vorderseite durch den Rand der Fenster aufgeheitert, den man strohgelb anmalt, sowie auch durch die Fensterläden und die Rollvorhänge, die in einem Spinatgrün erglänzen, wie man es schöner nicht im Traume sehen kann.

Ihr kennt gerüchtweise jene wunderbaren Ställe, die mit Fayencekacheln ausgelegt, mit verschiedenfarbigem Sande bestreut, sauberer als ein Saal sind, wo man nicht rauchen, noch husten, noch speien darf, deren Fußboden man nicht betreten darf, ohne vorher große weißgefärbte Holzschuhe angezogen zu haben, und in welchen den schönen weißen und schwarzen Kühen, welche symmetrisch zu beiden Seiten auf stets frischer Streu aufgestellt sind, der Schwanz am Plafond festgebunden ist, aus Furcht, daß sie in zarten Augenblicken sich beschmutzen könnten. Nun, in jenen netten Weilern findet man sie, diese unvergleichlichen Ställe, mit ihrem Zeughause von Eimern, Kannen und Töpfen, glänzend geputzt und schimmernd, daß man meinen sollte, sie wären von Gold oder vergoldetem Silber.

Bisweilen gewahrt man am Ende des Stalles ein Gesellschaftszimmer, in denen schöne und frische junge Mädchen, mit großen Mützen, vergoldetem Helm, sich mit kleinen Phantasiearbeiten oder reizenden „Frivolitäten“ beschäftigen. Das kömmt daher, weil viele dieser Bauern Millionäre sind, welche, ganz in ihrer Käseproduktion aufgehend, in einer behaglichen Einfachheit dahin leben, ohne Sorgen im Geiste, ohne Leidenschaften im Herzen, unbekannt mit dem, was in der Ferne vorgeht, wenig darum bekümmert, was in der Nähe geschieht, und welche dabei jährlich Haufen Silbers und Goldes aufstapeln.

Jene Häuser haben meistens zwei Pforten, eine kleine, an-

spruchslose, welche für die täglichen Bedürfnisse dient, die andere mit Schnitzwerk, Verzierungen und Vergoldungen, die sich nur bei den großen Ereignissen des Lebens öffnet, nämlich bei Taufen, bei Heiraten und bei Todesfällen. Taufen und Hochzeiten geben Anlaß zu großen Festlichkeiten und nicht enden wollenden Gastmählern. Was den Tod anbelangt, so wird er von den Hinterbliebenen hingenommen, wie eine jener Notwendigkeiten, vor denen man das Haupt beugen muß. Die Herzen sind nach und nach durch die strenge Regelung des Lebens verknöchert. Aufregungen haben wenig Gewalt über sie und die Liebe selbst wird in diesen still gelassenen Seelen zu einer bedächtigen, ernsten und planmäßigen Empfindung. Auch wird man von leidenschaftlicher Verzweiflung, von schrecklichen Seelenschmerzen und trostloser Betrübnis wohl kaum etwas bemerken. Das Bedauern tritt auf ruhige und abgemessene Weise an den Tag; die Thränen brechen so zu sagen zu bestimmter Stunde hervor.

Wenn einer jener begüterten Bauern sein rechtschaffenes und friedliches Leben verlassen muß, um zur ewigen Ruhe einzugehen, dann kleidet man ihn sorgfältig ganz in Schwarz, und auf sein Haupt setzt man eine weiße, baumwollene Mütze. Darauf legt man ihn in den Sarg, den man mit seinem Deckel zudeckt, wobei man jedoch Bedacht darauf nimmt, daß das Gesicht unbedeckt bleibt. Den folgenden Morgen versammelt sich die Familie um die Leiche. Der Schullehrer kömmt mit seiner dicken Bibel, die er auf die Totenbahre legt. Er fängt an aus der heiligen Schrift vorzulesen und auch die Verwandten des Dahingeschiedenen nehmen an diesem Vorlesen teil. Die mit einer gewaltig großen schwarzen Kappe vermummte Witwe sitzt allein, ihr Gemüt sammelnd und schweigend, zu den Füßen ihres Gemahls. Nicht lange danach erscheint auch der Prediger (Domine). Er spricht Gebete und hält bisweilen eine kleine den Umständen angemessene Anrede, die fast immer ungefähr dieselbe ist. Er vergleicht das

Leben mit einem vorüberfliegenden Vogel; er redet von den himmlischen Freuden, die uns in der anderen Welt erwarten, von der Barmherzigkeit Gottes und von seiner unaussprechlichen Güte. In diesem Augenblicke treten die Nachbarn in das Zimmer, und die Witwe, welche bis dahin ruhig geblieben war, fängt an, ein herzzerreißendes Geschrei zu erheben. Trotz dieses Schmerzensausbruchs schließt man den Sarg, trägt die Leiche fort. Dieselbe wird durch die große vergoldete Thür hinausgebracht, man setzt sie auf einen Karren, und die Witwe, die ihren Gemahl bis zu seiner letzten Wohnung begleiten muß, setzt sich ernst auf den Sarg.

So aufrichtig nun auch die Trauer sein mag, und so wahrhaft auch der Schmerz, der ungemein große Platz, den die Haushaltssorgen und die materiellen Beschäftigungen in diesem armen Herzen einnehmen, werden in demselben bald wieder ihr Recht geltend machen. Die Witwe wird ihr ruhiges, friedliches Leben fortführen, und wer weiß, ob nicht vor Verlauf einiger Jahre die vergoldete Thüre sich wieder öffnen wird, doch diesmal für eine Hochzeit und nicht wegen eines Todesfalles. Es ist schon lange her, gewiß fünf oder sechs Jahre, da gab mir einer meiner guten Freunde, der aus dem Lande herstammt, Aufschluß über alle diese Sachen. Es war in der Umgegend von Alkmaar, wo wir gut gefrühstückt hatten. Er wollte mir eine jener reizenden Behausungen zeigen, und, nachdem er mich in den Garten hineingeführt und mir die berühmte vergoldete Pforte gezeigt hatte, sagte er: „Da ist nun die kleine Pforte; lassen Sie uns hineingehen."

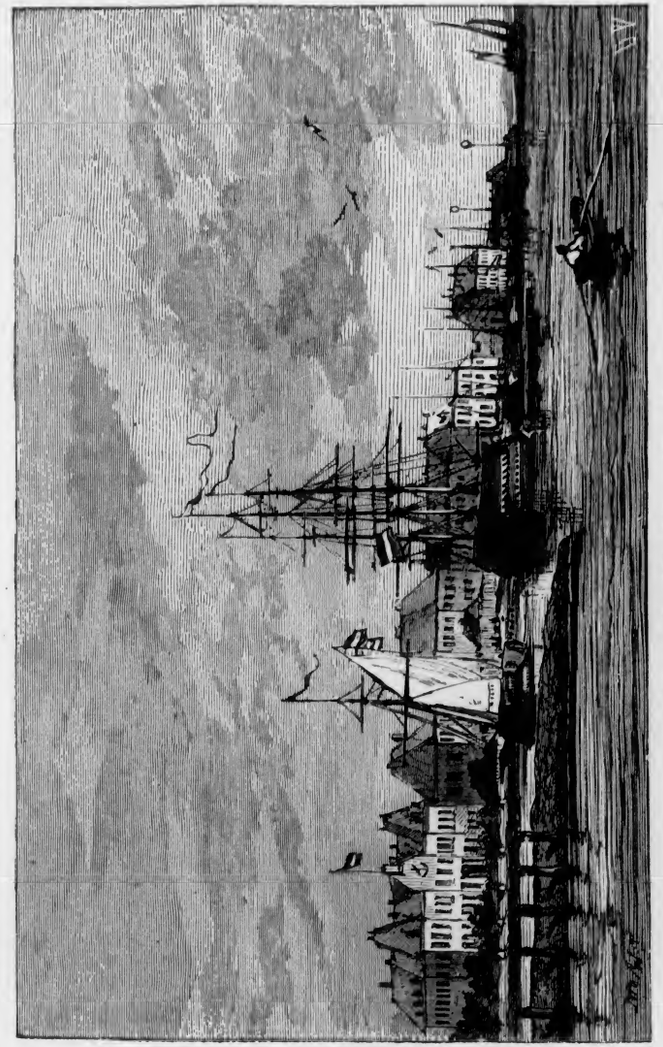
Doch mein Freund täuschte sich. Die fragliche Thüre gab Zutritt in einen jener kleinen, wenig mit Hausgerät versehenen Zufluchtsörter, wohin man in Gesellschaft nicht zu gehen pflegt. Ziemlich verlegen über unseren Irrtum, schlossen wir hurtig die Opferstätte wieder zu. Doch als wir uns umsahen, erblickten wir

drei frische und muntere Gesichter, zugleich staunend und kichernd, welche, gegen die Scheibe gepreßt, uns erstaunt betrachteten. Ich überlasse es Euch zu bedenken, ob jene Blicke unsere Verlegenheit steigerten. Wir ergriffen die Flucht, verfolgt von den Ausbrüchen eines silberhellen Lachens, und ohne zu wagen, uns umzusehen, eilten wir mit kläglichen Gesichtern wieder unserem Wagen zu. Seit jener Zeit ist es mir häufig vorgekommen, irgend eine jener reizenden Behausungen zu besuchen, und niemals habe ich eine Anwandlung der Heiterkeit unterdrücken können, bei der Erinnerung an jene dritte Thüre, deren Geheimnisse mir ein trefflicher Freund so unwillkürlicherweise offenbart hatte.

11.

Nieuwe-Diep. — Der Gastwirt als Dichter und der Haushofmeister als leidenschaftlicher Musikfreund. — Eine entstehende Stadt. — Der Helder. — Die Seeschule. — Der Lieutenant van Speyk. — Der Deich. — Die holländische Flotte. — Seekampf. — Drei Dörfer unter den Fluten.

Wenn Ihr jemals eine Kunstreise nach Nordholland unternehmt, und Euere Schritte Euch nach Nieuwe-Diep führen, so verfehlt nicht, im Gasthofe „Den Burg“ abzusteigen. Spitzt Euch indessen nicht darauf, dort bessere Betten zu finden als anderswo, oder reichlichere und besser angerichtete Mahlzeiten. Ich will Euch sogar verraten, daß im allgemeinen die Klingeln schlecht im Stande sind, und daß die Bedienung ziemlich mangelhaft ist. Doch, wenn Ihr Künstlerfreund seid, wie ich es nicht bezweifle, so werdet Ihr Euch da so recht heimisch fühlen, denn der Wirt, der treffliche Herr de Brenk, ist zugleich Gastwirt und Dichter, und sein Oberkellner ist ein Virtuose ersten Ranges.



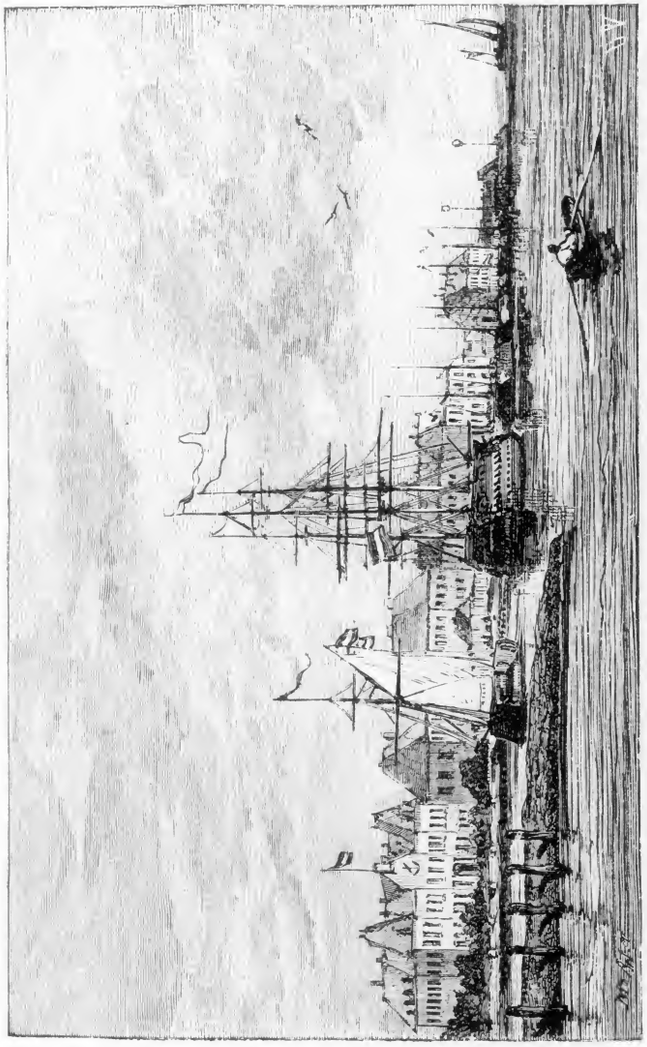
Nieuwe-Diep, Ansicht vom Meere aus.

drei frische und muntere Gesichter, zugleich staunend und kichernd, welche, gegen die Scheibe gepreßt, uns erstaunt betrachteten. Ich überlasse es Euch zu bedenken, ob jene Blicke unsere Verlegenheit steigerten. Wir ergriffen die Flucht, verfolgt von den Ausbrüchen eines silberhellen Lachens, und ohne zu wagen, uns umzusehen, eilten wir mit kläglichen Gesichtern wieder unserem Wagen zu. Seit jener Zeit ist es mir häufig vorgekommen, irgend eine jener reizenden Behausungen zu besuchen, und niemals habe ich eine Anwandlung der Heiterkeit unterdrücken können, bei der Erinnerung an jene dritte Thüre, deren Geheimnisse mir ein trefflicher Freund so unwillkürlicherweise offenbart hatte.

11.

Nieuwe-Diep. — Der Gastwirt als Dichter und der Haushofmeister als leidenschaftlicher Musikfreund. — Eine entstehende Stadt. — Der Helder. — Die Seeschule. — Der Lieutenant van Speyk. — Der Deich. — Die holländische Flotte. — Seekampf. — Drei Dörfer unter den Fluten.

Wenn Ihr jemals eine Kunstreise nach Nordholland unternehmt, und Euere Schritte Euch nach Nieuwe-Diep führen, so verfehlt nicht, im Gasthofe „Den Burg" abzusteigen. Spitzt Euch indessen nicht darauf, dort bessere Betten zu finden als anderswo, oder reichlichere und besser angerichtete Mahlzeiten. Ich will Euch sogar verraten, daß im allgemeinen die Klingeln schlecht im Stande sind, und daß die Bedienung ziemlich mangelhaft ist. Doch, wenn Ihr Künstlerfreund seid, wie ich es nicht bezweifle, so werdet Ihr Euch da so recht heimisch fühlen, denn der Wirt, der treffliche Herr de Brenk, ist zugleich Gastwirt und Dichter, und sein Oberkellner ist ein Virtuose ersten Ranges.



Nieuwe-Diep, Ansicht vom Meere aus.

Gebt Euch jedoch nicht der Hoffnung hin, Euch gleich am ersten Tage mit dem Herrn des Hauses unterhalten zu können. Herr B. R. de Brenk ist den einfachen Sterblichen durchaus nicht zugänglich; er lebt in den Wolken, und wenn er auf diese Erde herabzusteigen geruht, dann bannt er sich in sein Zimmer, wo er einen sanften Verkehr mit den Musen unterhält. Ich will Euch sogar in aller Freimütigkeit bekennen, daß es mir, trotz meiner Eigenschaft als Kunststudiengenosse, und trotzdem, daß ich dreimal in seinem Gasthofe verweilt habe, noch nie vergönnt gewesen ist, seine begeisterten Züge zu betrachten.

Glücklicherweise ist der Oberkellner zugänglicher. Er leitet das Haus, empfängt die Reisenden und geruht, sich um sie zu bekümmern. Es ist ein schöner Bursche, mit lebhaft gefärbtem Teint, braunem Schnurrbarte und einem künstlerisch gepflegten Haarbüschel, der sich auf seiner Stirne wiegt. Er trägt an beiden Händen Ringe und kennt alle seine Vorzüge sehr genau. Er ist von der Natur mit einer furchtbaren Baritonstimme begabt. Ganz verliebt in seine Kunst, und durchdrungen von der Einsicht, wie scheußlich egoistisch es sein würde, derartige Schätze zu verbergen, läßt er sich zum Vortrage seiner höchsten und tiefsten Noten nicht lange nötigen. Eine Note, die beispielsweise niemals verfehlt, sehr hoch zu sein, das ist die letzte, zu bezahlende Hotelnote.

Bisweilen, wenn seine Kunst ihn über die Maßen in Anspruch nimmt, stört er durch seine unzeitigen Rouladen den Schlummer des müden Reisenden, oder ersetzt durch harmonische Tonwellen die Flasche Bayerisch, die man bei ihm bestellt hatte; doch wer würde sich über solch jämmerliche Kleinigkeiten zu beschweren wagen, wenn die Kunst eine so wichtige Rolle dabei spielt?

Wenn die Bedienung im Gasthofe „Den Burg“ etwas zu wünschen übrig läßt, so ist auf der anderen Seite die Aussicht dort prächtig. Man hat vor seinen Augen die Rhede von Texel mit ihren Panzerschiffen und den Hafen Nieuwe-Diep, welcher

einen prächtigen Halbkreis bildet, starrend von Masten, und beflaggt mit Fahnen aller Farben.

Hier sind wir nicht mehr in einem in Verfall geratenen Lande, wir wohnen hier nicht mehr dem Todeskampfe einer einst berühmten, heutzutage aber vergessenen Stadt bei. Im Gegenteil, eine entstehende Stadt haben wir hier vor Augen. Vor sechzig Jahren bestanden diese Kais, diese Häuser, dieser unendliche Deich noch kaum, und die Straßen, voll summender Unruhe und emsiger Geschäftigkeit, haben einen Anstrich von Jugend und Kraft, der nach den Ruinen, die wir in den letzten Tagen gesehen, den Geist mit neuer Thatkraft ausrüstet und dem Herzen wohlthut.

Streng genommen, darf man das Nieuwe-Diep (Neue Tief), welches nur der Hafen ist, nicht mit dem Helder verwechseln, der die eigentliche Stadt ist; allein die Häuser gehen derartig in einander über, die Straßen setzen sich so genau fort, daß der Reisende Mühe hätte, festzustellen, wo das Eine aufhört und das Andere anfängt. Die breiten und niedrigen, sauberen und bequemen Wohnhäuser folgen und gleichen sich derartig, daß man im Nieuwe-Diep ist, ohne den Helder verlassen zu haben, und daß man in den Helder hineinkömmt, ohne aus dem Nieuwe-Diep hinausgegangen zu sein. Die Bevölkerung ist ebenfalls die nämliche, dann und wann ein Bürgersmann, viele Handeltreibende, noch mehr Seeleute, denn hier befinden sich ja die großen Werfte und die Lagerräume der holländischen Flotte.

Der Hafen bildet einen Halbmond. Er wird durch einen großen Damm beschützt, der ein Riesenwerk künstlichen Wasserbaues ist. An beiden Enden offen, was den Zugang erleichtert, bietet er den größten Schiffen einen sicheren Zufluchtsort, selbst bei dem schlimmsten Wetter. Endlich, — und das ist in Holland ein unschätzbarer Vorteil, — erreicht das Wasser, das die Kaimauern bespült, eine hinreichende Tiefe, um die Kriegsschiffe und selbst die riesenhaften Packetboote der niederländischen Gesellschaft

ohne Gefahr anlanden zu lassen. Mitten in diesem Halbkreise öffnet sich der große nordholländische Kanal, dessen Aufgabe es ist, Amsterdam die Schiffe mit bedeutendem Tonnenbetrag zuzuführen, da diese, ihres Tiefganges wegen, nicht durch die Zuyder See fahren können. Obgleich jener Kanal breit und tief ist, so genügt er dennoch der Handelsthätigkeit der großen Stadt nicht mehr, und in diesem Augenblicke durchsticht der Staat die Halbinsel in ihrer Breite, um der Hauptstadt neue Wege zu eröffnen. Allein bis die Amsterdamsche Kanaal Maatschappy die großartigen Arbeiten, die sie unternommen, vollendet haben wird, werden noch viele Schiffe durch den nordholländischen Kanal fahren.

Längs des großen Kais von Nieuwe-Diep folgen eine Reihe von Anlagen auf einander, welche das Seewesen betreffen und seit achtzig Jahren erbaut sind. Zuerst kömmt ein großes Gebäude in Quadratform, mit grauer Vorderseite, welches man den Palast nennt, und welches dem Unteradmiral, der den Oberbefehl über den Hafen hat, zur Wohnung dient. Dann kömmt die Seeschule, die nämliche, die sich ehemals in Medemblik und später in Breda befand; darauf erblickt man das Krankenhaus, die Kasernen, die Lagerhäuser u. s. w.

Mit Ausnahme der Werfte und der Marine-Magazine, die gewaltig groß sind, deren Beschreibung mich aber zu weit führen würde, ist die Seeschule das einzige jener Gebäude, das wahrhaftes Interesse erregt. Ich habe es mit großer Sorgfalt besehen, denn es verdient studiert und als Muster hingestellt zu werden.

In Bezug auf die Einrichtung würde es, wie ich glaube, schwer sein, etwas zugleich Bequemeres und Passenderes aufzufinden. Da ist kein unnützer Aufwand, nichts von jenen überflüssigen Vergoldungen, von jenen schlecht gebauten Karyatiden, von jenen Malereien dritten Ranges, die den Geschmack irreleiten und die Aufmerksamkeit ablenken. Ueberall herrscht eine

behagliche Zierlichkeit, eine geschmackvolle Einfachheit, eine ängstliche Sauberkeit. Die dienstlichen Verrichtungen sind gut verteilt, die Einrichtung bequem, die Zimmer sind gut ventiliert, es ist mit einem Worte alles, was not thut, um Ordnung und Gesundheit zu erhalten, in jener prächtigen Anlage vereinigt.

Im ersten Stocke sind die Schlafsäle eingerichtet, mit ihren drei Reihen Hängematten; die Studiensäle, das physikalische und chemische Laboratorium, sowie die Bibliothek, welche eine beträchtliche Reihe von Büchern enthält, die auf die Flotte und auf die fernen Seereisen Bezug haben, und anziehende Zeichenmappen in sich schließt, worin jeder Seekadett vor seinem Abschiede von der Schule eine eigenhändige Zeichnung zurücklassen muß. Im Erdgeschoß befinden sich die Speise- und Spielsäle, denn das Nützliche muß sich mit dem Angenehmen vereinigen; die Trinkstube, die ein wahrer kleiner Verein ist, und die Empfangs-, Unterhaltungs- und Musiksäle. In der That sind die Künste nicht aus dem Hause verbannt, und ausgezeichnete Pianos sind dieser liebenswürdigen Jugend zur Verfügung gestellt. Im großen Speisesaale bemerke ich auch einige gute Gemälde. Es sind zwei Seestücke von Schotel, welche den Lieutenant van Speyk darstellen, der sein Schiff lieber in die Luft sprengte, als daß er es übergeben hätte, ferner die Bildnisse dreier berühmter Admiräle, Kinder des freien Hollands, Cornelis Evertszoon, Jan Evertszoon und der große de Ruyter. Ein anderes Bildnis de Ruyters hängt im Empfangssaale. Man schreibt es Bol zu, da es aber durchaus demjenigen gleicht, welches ich in Hoorn hervorgehoben habe und welches keinen Namen zeigt, so ist wohl anzunehmen, daß dies nur eine Kopie nach Bol und kein Original ist.

Auf dem weiten Grasplatze vor der Anstalt erhebt sich ein kostbares Ueberbleibsel aus alten Zeiten. Es ist der Mast aus van Speyks Schiffe, der aus Pietät von Antwerpen hergebracht und hier den zukünftigen Seeleuten vor Augen gestellt ist, um

ihnen ihre Pflicht anzuzeigen, wenn sie jemals, wie der heldenmütige Lieutenant, ihren Bord überfallen und die Flagge ihres Vaterlandes durch den Feind mit Füßen getreten sähen.

In dem Augenblicke, wo wir die Anstalt besahen (es war an einem Sonntage), war sie von ihrer jungen und intelligenten Bevölkerung verlassen. Die Zöglinge waren in Reihe und Glied nach der Kirche gegangen, mit einem Musikchor voran und den Seeleuten des Geschwaders hinterher, welches immer im Nieuwe-Diep vor Anker liegt. Gewiß könnte diese Art, die Leute auf kriegerische Weise und mit klingendem Spiele zum Gottesdienste zu führen, uns wohl zu einigen ernsten Erwägungen Anlaß geben. Allein, da unsere Reise vor allen Dingen eine künstlerische ist, so will ich Euch dieselben um so lieber erlassen, als dieser kleine Ausgang nicht ohne eine gewisse örtliche Färbung ist, so daß man an malerischem Effekte wieder gewinnt, was man an Gewissensfreiheit einbüßt.

Geht man längs des Kais weiter, so kömmt man zu den Verteidigungswerken des Hafens und zu dem berühmten Deiche des Helders, der die vorgeschobenen Batterieen unter sich verbindet. Dieser Deich gilt für eines der erstaunlichsten Werke, die in dieser Art erbaut worden sind. Er erstreckt sich bis zum Fort des Erbprinzen (Erfprins) und mißt auf diese Weise nahe an acht Kilometer an Länge. Es ist ein prächtiger Weg, mit Schreckschanzen und Kanonen eingefaßt, zehn Meter hoch, zwanzig breit, und ganz und gar aus Steinen und Felsstücken erbaut, die man aus Belgien und Norwegen herbeigeholt hat. Seine ersten Grundlagen ruhen auf fünfzig Meter Tiefe. Man kann nur mit Mühe glauben, wenn man diesen langen Hügel von zwei Meilen Länge sieht, daß er ein Menschenwerk sein könnte, und die Einbildungskraft steht bewundernd still, wenn sie bedenkt, welche wunderbare Menge von Materialien man dort hat aufhäufen müssen, um den Andrang der Wogen und Hochfluten sicher abzuhalten.

Jene wundervollen Arbeiten stammen aus dem Jahre 1811, oder wurden wenigstens zu jener Zeit begonnen, denn sie wurden erst bedeutend später vollendet. Napoleon der Erste, der den Gedanken dazu faßte, hatte große Absichten mit der Zuyder See. Er wollte daraus ein ungeheueres Wasserbecken machen für Schiffe, Menschen und Kanonen, eine fortwährende Drohung für England, und bei diesem Gedanken legte er viel Gewicht darauf, den Eingang zu jener See zu schließen.

Wenn er vom Nieuwe-Diep und vom Helder redete, dann sagte er: „Ich werde es zum Gibraltar des Nordens machen."

Spanische Gefangene entwarfen diese riesigen Arbeiten; sie haben bewirkt, daß man heutzutage die Durchfahrt zwischen der Insel Texel und der Küste selbst nicht mit Gewalt erzwingen könnte. In der That wird der Deich durch die zusammenzielenden Feuer seiner zahlreichen Batterien verteidigt, welche mit Kanonen größten Kalibers bewaffnet sind, und auf der texeler Küste, die durch eine Reihe von Dünen gebildet wird, kann man schwimmende Batterieen auf den Strand setzen, die ein fast unbesiegbares Hindernis abgeben würden.

Diese schwimmenden Batterien, deren Gegenstück man, glaube ich, wohl schwerlich in einer anderen Flotte finden dürfte, sind höchst seltsamen Baues. Es sind wirklich kleine geblendete Forts mit sehr geringem Tiefgang, weshalb sie denn auch auf Sandbänken Stellung fassen können, welche den gewöhnlichen Schiffen vollständig unzugänglich sind.

Abgesehen von diesen schwimmenden Batterieen besitzen die Niederlande zur Verteidigung ihrer Küsten noch eine furchtbare Ausrüstung. Dies kleine Land, das kaum drei und eine halbe Million Einwohner zählt, kann mehr Schiffe in Schlachtlinie aufstellen, als manche Großmacht, deren Stimme geräuschvoll in der diplomatischen Welt Europas wiederhallt. In der That zählt die holländische Flotte nicht weniger als hundertachtzehn Kriegsschiffe. Von dieser Anzahl sind sechsundvierzig ganz besonders zur Verteidigung der Küsten bestimmt. Sie bestehen aus fünf schwimmenden Batterieen, fünf gepanzerten Widderschiffen, zehn Monitors und sechsundzwanzig Kanonenbooten, welche zusammen zweihundertdreißig Geschütze großen Kalibers tragen. Um diese furchtbare Verteidigung zu verstärken, besitzt die niederländische Flotte außerdem siebenundzwanzig Schiffe, die sie mit dem Namen „Allgemeine Dienste" bezeichnet und die mit vierhundertzweiundzwanzig Kanonen bewehrt sind. Das sind Widderschiffe, Panzerfregatten und Schraubendampfer, die fast sämtlich in diesen letzten Jahren gebaut sind. Dann zählt sie noch unter dem Namen „Besondere Dienste" sechzehn Schiffe, welche gegenwärtig als Küstenwächter, Kasernen oder Schulschiffe verwandt werden und zur Verteidigung der engen Durchfahrten gebraucht oder an die Mündungen der Flüsse gelegt werden könnten. Diese Reserveflotte ist mit zweihundertachtundfünfzig Geschützen aller Größen bewaffnet.

Alles dies bildet die Flotte des Mutterstaates. Die Kolonieen ihrerseits besitzen eine besondere Flotte, welche etwa dreißig Schiffe umfaßt, die mit ungefähr hundertfünfzig Feuerschlünden sehr verschiedenen Kalibers bewaffnet sind.

Man ersieht aus diesen in Europa wenig bekannten Zahlen, die indessen von der größten Genauigkeit sind, daß die gegenwärtige Niederlande in der That die würdige Tochter ist jenes Hollands der De Witts, der De Ruyters, der Tromps, deren Flotte fast ein Jahrhundert lang ohne Nebenbuhlerin in der Welt war und auf allen Meeren die ruhmreiche Fahne der vereinigten Provinzen umherführte.

Leider ist das Landheer weit entfernt davon, ebenso furchtbar zu sein, und da ein Angriff zu See jeden Tag unwahrscheinlicher wird, so ist es sehr zu befürchten, daß diese stattliche Flotte vielmehr ein Gegenstand der lüsternen Begierde, als der Furcht

werde, nämlich für den ehrgeizigen Nachbarn, der mit Neid auf die Zuyder See, die Mündung der Schelde und der Maas und das niederländische Ostindien hinschielt.

Allein, um wieder auf Nieuwe-Diep zurückzukommen, dieser prächtige Deich, der den Helder schützt, bietet eine sehr hübsche Promenade. Auf der einen Seite erblickt man die Stadt mit ihren niedrigen Häusern, welche aussehen, als wollten sie sich hinter dem schützenden Damme verkriechen, auf der anderen Seite das Meer mit seinen wundervollen Tönen, seiner stets wechselnden Färbung, und in der Ferne die Dünen Texels, welche das Türmchen von „Den Burg“ beherrscht.

Dort, in dieser geräumigen Durchfahrt, vor derselben Stelle, die dieser Deich bedeckt, lieferten am 21. August 1673 die verbündeten englischen und französischen Flotten dem C. Tromp und De Ruyter eine Schlacht. Der Sieg schwankte lebhaft hin und her; er blieb unentschieden. Obwohl die Holländer geringer an Anzahl waren, so verloren sie doch nicht ein einziges ihrer Schiffe. Die Engländer dagegen verloren mehrere. Es war die dritte Schlacht, die in jenem Jahre zwischen den Holländern und den Verbündeten geliefert wurde. Wie viel Blut, Geld und Geisteskraft wurde da nicht ohne Nutzen für die Menschheit verschwendet!

Wenn man seinen Weg auf dem Deiche fortsetzt, so gelangt man, nachdem man bei dem Fort vorüber ist, zu den Dünen, jenem beweglichen Walle, der Holland schützt und dessen Festhaltung erst in den letzten Jahren durch die Anlage von Anpflanzungen gelungen ist. Ehemals dehnte die Küste sich noch weiter aus, aber die Nordsee hat sprung- und stoßweise jene sandigen Strecken verschlungen. Die Fluten haben das Gefilde geebnet, und an der Stelle, wo sich einst anmutige Dörfer erhoben, ist jetzt nur noch eine gefahrvolle Sandbank vorhanden.

Ein holländischer Ingenieur, Conrad, hat vor kurzem eine vergleichende Karte entworfen, welche die Spitze des Helders im

Jahre 1571 und ihren Zustand drei Jahrhunderte später abbildet. Zweihundertfünfundzwanzig Hektare Landes, drei bedeutende Gruppen von Wohnungen, Huysduynen, Lange Buyrt und der ehemalige Helder sind verschlungen worden und unter den Fluten geblieben. Es ist ein sehr trauriges Schauspiel, dieses Nichts, diese ewigen und stets beweglichen Wellen, wie sie mit ihrem gelblichen Teppich jene für immer verschwundenen Dörfer bedecken.

Glücklicherweise giebt Nieuwe-Diep uns neben jenem düsteren Gemälde das Bild des Lebens, jenes überströmenden und fruchtbaren Daseins, welches, nicht zufrieden mit dem von ihm eingenommenen Boden, in die Ferne zieht, um neue Reichtümer zu erobern und unbekannte Welten zu bevölkern.

Es giebt kaum einen reizenderen Anblick, als ihn dieser nette Hafen bietet, wenn es acht schlägt und die Aufforderung zum Heimgange sich von allen Seiten hören läßt. Der Klang der Hörner und der Trommeln, das Pfeifen der Hochbootsmänner, die Befehle der Offiziere, alles dies verschwimmt in einem seltsamen Getöse, das voll Reiz ist und welchem sich die munteren und lauten Unterhaltungen der Matrosen zugesellen, die in aller Eile wieder ihren Bord aufsuchen.

Es scheint, als wolle die Natur gegen jene außerordentliche Belebung abstechen, wenn einige Minuten später die ruhige und majestätische Sonne langsam am Horizonte hinabsteigt und alles wieder in das Stillschweigen der Nacht versinkt, jenen ehrfurchtgebietenden Schlummer der unsterblichen Natur.

12.

Wir stechen wieder in See. — Oude Schild. — Texel. — Das Eierland. — Texel unter den Römern. — Seine Trennung vom Festlande. — Ueberschwemmung von 1825. — Die Schafe und die Austern. — Willem Barends und Jakob van Heemskerck. — Marten Harpertsz Tromp.

Als wir Nieuwe-Diep verließen, hatte sich die Personenzahl unserer kleinen Expedition um einen Freund vermehrt. Herr Johann Deketh, Konservator an der königlichen Bibliothek im Haag, hatte sich uns im Helder angeschlossen und wollte mit uns zusammen die Fahrt vollenden, die wir vor vierzehn Tagen begonnen hatten.

Eines Montags, um sechs Uhr abends, gingen wir unter Segel. Das Meer war vollkommen still und das Wetter durchaus ruhig. Glatt wie ein Spiegel, ward die große Wassermasse, die sich bis an die Nordsee ausdehnt, nicht einmal durch einen Zephyr gekräuselt, — ein trauriger Zustand, wenn man in einem Segelschiffe fährt. Zwei mit Ruderern des Hafens bemannte Schaluppen schleppten uns nach der offenen See, wo wir fast zwei Stunden lang blieben, ohne merklich weiter zu kommen. Doch nach und nach wurde das Wetter frischer, eine leichte Brise erhob sich und wir fingen an, eine gewisse Schnelligkeit anzunehmen. Niemandem übrigens fiel es ein, sich darüber zu beklagen. Der Abend war wunderbar schön, lauwarm, sanft, gewürzt durch bie salzigen Wohlgerüche der See. Die Sonne überströmte mit ihren letzten Strahlen die Gewässer und die Inseln der Küste. Alles wurde durch ihre glühenden Reflexe vergoldet, und in der Ferne, an Bord der Panzerfregatten hörte man die Matrosen jene alten Schifferlieder singen, die fast in allen Ländern gleich sind und deren ein wenig eintönige Weise etwas an sich hat, was das Herz durchdringt und erregt, und in ihm ferne Erinnerungen auftauchen läßt.

Es war neun Uhr vorbei, als wir in Oude Schild, den alten Hafen Texels, einliefen. Wir hatten viel Mühe, einen passenden Platz zu finden, wegen der großen Fülle von Schiffen und von Fischern. Indessen gelang es uns schließlich, uns unterzubringen; allein inzwischen war es Nacht geworden, und wir waren gezwungen, jeglichen Versuch eines Streifzuges auf der Insel auf den folgenden Tag zu verschieben.

Zweimal bereits war ich nach Texel gekommen, und ich muß sagen, daß auch dieses Mal noch mein Eindruck beim Ausschiffen der nämliche war, wie bei meinen vorhergehenden Reisen. Wenn man diese seltsame Insel betritt, so kömmt es einem vor, als stiege man in einen ungeheueren Kessel hinunter, der mit einem dicken grünen Teppiche ausgelegt wäre. Eine weite Wiese, die mit einigen Bäumen besetzt und mit einigen Marktflecken, mit Schafen, Kühen und Pferden, die in Freiheit weiden, bevölkert ist; das Alles umgeben von einem Gürtel von Deichen und Dünen, die überall die Aussicht begrenzen, das ist das Panorama, das auf den ersten Blick dieser merkwürdige Winkel der Erde darbietet. Man fühlt sich unter den Fluten, es kömmt einem fast vor, als sei man in einem Loche, in einem Keller unter freiem Himmel. Das ist eine wunderliche Empfindung, die man kaum erklären oder mit Worten ausdrücken kann, aber die nichts destoweniger sehr stark und durchaus einzig in ihrer Art ist.

Der Deich, der den Süden der Insel schützt, ist ein prächtiges Werk, fast ebenso wichtig, wie der Deich des Helders. 1774 erbaut, erhebt er sich achtzehn Fuß über die höchsten Fluten, und die Arbeiten, worauf er ruht, dehnen sich unter einem Winkel von fünfundvierzig Graden fast zweihundert Fuß unter dem Meere aus. An dieser Stelle, wo diese Arbeiten anfangen, hat man in dreißig Meter tiefem Wasser arbeiten müssen. Ein anderer, sehr merkwürdiger Deich, wenn schon von geringeren Dimensionen, ist derjenige, wodurch Eierland (Eijerland), das vor 1630 eine

getrennte Insel bildete, zu jener Zeit mit Texel verbunden wurde. Der wunderliche Name dieser Insel kömmt von der beträchtlichen Menge Vögel her, die sich jedes Jahr dahin begeben, um Eier zu legen und zu brüten. Der Boden verschwindet beinahe gänzlich unter den Ueberresten aller Art, welche jene merkwürdigen Einwohner zurücklassen, die nach Erfüllung ihrer natürlichen Pflichten von dannen fliegen gen Norwegen und Dänemark, wo sie die ganze schöne Jahreszeit zubringen.

Nach der Seite der Nordsee zu sind sowohl Eierland wie auch Texel durch einen vierfachen Wall von Dünen geschützt, bewegliche Hügel, deren Aeußeres, nackt, öde und wüst, grell gegen die grünenden Wiesen absticht, die sie gegen die Einbrüche des Meeres verteidigen. Uebrigens sind diese Dünen durchaus nicht der Teil der Insel, dessen Durchwanderung das wenigste Interesse böte. Der Zugang dazu ist kaum anders möglich als zu Fuß oder zu Pferde, und dann noch sinkt man bis an den Knöchel in jenen feinen Treibsand ein, der unter dem Fuße der Pferde zurückweicht. Aber nichts ist seltsamer, als dieser durch keinen Uebergang vermittelte Sprung aus einer grünen fruchtbaren Wiese in eine dürre, wüste, sonnenverbrannte Einöde, die sich ausdehnt, so weit das Auge reicht, und die weit eher den Wüsten Afrikas als dem feuchten und eingeweichten Boden Nordhollands entnommen zu sein scheint.

Die grünende Ebene, welche die Deiche und die Dünen einfassen, ist durch ein halb Dutzend artiger Dörfer bevölkert, deren eines, welches vorzugsweise der Flecken (Den Burg) heißt, bei weitem das beträchtlichste ist. Zwei der anderen Weiler, Oude Schild und Nieuwe Schild, liegen auf der Küste; die übrigen, Conksdorp, Hoorn, Oestereind, Wal und Koog, erheitern das Innere des Eilandes mit ihren freundlichen Türmen.

„Den Burg", obgleich sehr alten Ursprunges, hat doch durchaus keinen großen Charakter und unterscheidet sich von den

Dörfern Nordhollands lediglich durch sein ältliches Aussehen. Inmitten des Fleckens erhebt sich auf einem kleinen, durch Menschenhand aufgeführten Erdhügel eine Kirche, welche aus dem vierzehnten Jahrhunderte stammt und seiner Zeit gewiß sehr schön gewesen ist. Die Maßverhältnisse derselben sind glücklich gewählt, die Bauart schlank und zierlich, die Ausschmückung fein und gut ausgeprägt. Sie befindet sich mitten in einem kleinen eingefriedigten Raume, der von dem ehemaligen Kirchhofe umgeben ist, wo sich einige Grabsteine zeigen und planlos und ungeregelt ihre Inschriften zur Schau tragen. Der „Kerkhof" ist von Mauern umschlossen, und die kleine Pforte, welche allein den Zutritt zu diesem einsamen Orte gestattet, scheint ihn von der übrigen Welt absondern zu wollen, um ihn in einen Ruheort für die Toten und eine Stätte der stillen Andacht für die Lebenden zu machen.

Die Kirche ist so ziemlich das einzige monumentale Gebäude, das sich in dem Flecken befindet. Im vorigen Jahrhunderte sah man dort noch das Kloster, in das die Gräfin Ada 1205 eingeschlossen wurde. Zur Zeit der Reformation verließen die Mönche die Insel, nachdem sie aus ihrer kleinen Festung vertrieben waren, und das Kloster wurde ein Waisenhaus. Heutzutage haben die Waisen einen schönen, anmutigen Bau, der ihnen als Zufluchtsort dient, und wenn jene geräumigen Säle und jene weiten Durchgänge für den Forscher und für den Künstler nicht das nämliche Verdienst haben, wie die alten Bögen, welche altertümliche Balustraden tragen, so haben doch wenigstens die armen Kinder ein Schauspiel vor Augen, welches mit ihren jungen Erregungen und ihren Frühlingsgedanken mehr im Einklange steht. Obwohl Texel nur wenige dem Altertumsforscher interessante Erinnerungen weckt, so ist es doch gewiß, daß es von den ersten Zeiten unserer christlichen Zeitrechnung an von einem gewerbfleißigen, starken Geschlechte bevölkert war. Die Römer verweilten

dort; diese Thatsache ist jetzt nicht mehr in Zweifel zu ziehen, seitdem man im vorigen Jahrhunderte in den „Tumuli“ mehrere Denkmünzen mit dem Bildnisse des Tiberius, des Trajan und des Caligula gefunden hat. Drusus Nero besuchte Texel zu der Zeit, wo er jenen berühmten Graben ausführen ließ, welcher die Yssel mit dem Rheine verbinden sollte. Germanicus mußte während der Reise nach dem Norden, von welcher Tacitus erzählt, dort mit seiner Flotte anhalten. Uebrigens ist es ja auch nichts weniger als überraschend, daß zu jener Zeit, wo das noch mit dem Festlande verbundene Texel die Nordküste des Landes der Bataver bildete, dasselbe den Römern als ein trefflicher Vorposten erschien, der ihnen gestattete, den hohen Norden zu überwachen und im Notfalle neue Eroberungen vorzubereiten.

Man ist nicht ganz im klaren über den Zeitpunkt, wo Texel jählings vom Festlande losgerissen wurde. Einige Schriftsteller haben behauptet, unermeßliche Wälder, welche es mit dem Norden Hollands verbanden, wären erst in den ersten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts von den Wellen verschlungen worden. Was diesen Behauptungen einen Schein der Begründung gab, ist der Umstand, daß der Meeresgrund in der Gegend des Eilandes stellenweise von Baumwurzeln eingenommen ist, die eine Gefahr für die Schiffahrt bilden. Diese Trümmer der Pflanzenwelt sind noch so fest mit dem Boden verwachsen, daß Schiffe gezwungen wurden, ihre Anker darin stecken zu lassen, da es ihnen nicht gelang, sie aus den Holzzweigen, in die sie festgehakt hatten, wieder emporzuziehen. Allein Belegstücke von höchster Wichtigkeit führen den Ursprung der Insel bedeutend weiter zurück.

Die Archive Utrechts erwähnen unter den Verträgen, worin die Besitzungen der Sanct Martinskirche aufgeführt sind, gewisse Gebiete, welche sich im Jahre 900 auf der Insel Texel befanden und von dem Domkapitel der Kirche abhingen; jene Territorien wurden im Namen des Bischofes Otbald ver-

waltet.*) Im Jahre 985 machte Kaiser Otto der Dritte die Insel Texel zur Grafschaft und Graf Diedrich der Zweite wurde damit belehnt. Es ist daher hinsichtlich dieses Gegenstandes gar kein Irrtum möglich, und die Trennung vom Festlande schiebt sich mindestens bis zu der großen Wasserflut von 860 zurück, welche beinahe diesen ganzen Winkel Nordeuropas verschlungen hätte.

Indessen war die Grafschaft, die Diedrich dem Zweiten übergeben wurde, weit entfernt, der Insel zu ähneln, sowie wir sie heutzutage sehen; 1173, 1395 und 1400 riefen furchtbare Stürme, deren Gedächtnis uns die Chroniken aus jener Zeit bewahrt haben, bedeutende Veränderungen in der Gestalt des Gebietes hervor. Seine Ausdehnung wurde außerdem durch die Eingriffe, die sich jenes neue Meer, der Zuyder See, erlaubte, bedeutend geschmälert; denn dieser See hatte sich bis in das Herz des platten Landes einen Weg eröffnet.

Die Thätigkeit der Texeler gestattete ihnen indessen, mit Erfolg gegen die stets verheerenden Fluten zu streiten, und durch Austrocknung der Teiche und Moräste und gleichzeitige Urbarmachung des Bodens kamen sie soweit, ihrer Insel einen Teil ihrer ursprünglichen Ausdehnung wiederzugeben. Jene Anstrengungen wurden jedoch häufig durch die stets aufrührerische Natur im Schach gehalten, und noch in unserem Jahrhundert, nämlich im Februar 1825, hätte ein schrecklicher Orkan die Insel, ihre Dörfer und ihre Bewohner beinahe für immer von der Erdoberfläche verwischt. Die Gewalt der entfesselten Naturkräfte war so groß, daß die Deiche brachen. Die Insel wurde fast ganz überschwemmt und das meiste Vieh ertrank.

Heutigen Tages sind diese durch jene Katastrophe an-

*) Man sehe außerdem die „Beschryving van het oude Batavische zeestrand“ (Haag 1753) und die „Brieven over Texel“ (Delft 1789).

gerichteten Verheerungen wieder gut gemacht. Texel hat sein früheres Aussehen wieder angenommen. Seine ausgedehnten Weideländer ernähren zweitausend Stück Rinder, etwa tausend Pferde und über dreißigtausend Schafe. Die texelschen Schafe sind nicht nur in Holland, sondern auch in England und Dänemark berühmt. Jedes Jahr führt die Insel etwa zwölftausend von ihnen aus, welche in die fetten Weiden Nord- oder Süd-Hollands übersiedeln, um dort einen ferneren Zuwachs an Wohlbeleibtheit zu suchen, worauf sie dann in das Ausland geschickt werden. Der Schafmarkt, welcher sehr malerisch ist, findet siebenmal jährlich statt: am 6., 13. und 20. März, am 18. Juli, 1. August, 9. Oktober und 15. November. Einen gar merkwürdigen Anblick bieten diese Heere von Schafen und Lämmern, die zur Uebersiedelung auf das Festland eingeschifft werden.

Die Austern Texels genießen in ganz Holland eines mindestens eben so großen Rufes wie seine Schafe; indessen geben die Untiefen, auf denen sich ehedem sehr beträchtliche Austerbänke ausdehnten, jetzt fast nichts mehr her, und die Austern, die man noch in Texel findet, sind von den englischen Küsten eingeführt und empfangen dort ihre unerläßliche Pflege und Mästung.

Auch dem Verkehre der Insel haben in der letzten Zeit ganz besondere Gefahren gedroht und zwar ist diesmal der Fortschritt daran schuld. Früher nämlich, vor Erfindung der Dampfkraft, kam eine bedeutende Menge auf der Zuyder See befrachteter Schiffe bis nach Texel und mußte dort, durch Gegenwind aufgehalten, die Möglichkeit abwarten, in die Nordsee einzulaufen. Es ist leicht begreiflich, daß die Anwesenheit dieser Schiffe und ihrer Mannschaften, welche bisweilen ganze Monate hindurch da blieben, für die Bewohner der Küste eine Erwerbsquelle war. Heutzutage ist dieser Handelszweig durch die Anwendung der Schleppdampfer ganz eingegangen.

Die Anzahl der Schiffe, welche seit fünf Jahrhunderten hier

vorbeigefahren sind, ist unberechenbar. Zu der Zeit, wo Amsterdam der größte Seeplatz Europas war, wo Enkhuizen, Hoorn, Harlingen und Medemblik Tausende von Schiffen für den Fischfang und den Handel mit Indien ausrüsteten, da mußte in jenen Gegenden eine Thätigkeit herrschen, wovon wir uns heutzutage nur schwerlich einen Begriff machen.

Uebrigens waren es nicht nur Handelsexpeditionen und Fischerflotten, welche von Texel ausliefen. Wie viele wissenschaftliche Expeditionen und Entdeckungsreisen haben ebenfalls die kleine Insel zum Ausgangspunkte gehabt! Von dort aus begaben sich am 5. Juni 1594 die vier Schiffe auf den Weg, die zum ersten Male durch das Eis des Nordpols einen neuen Weg aufsuchen sollten, um schneller nach Indien zu gelangen. Diese erste Unternehmung hatte natürlicherweise nicht den Erfolg, den man davon erwartete, doch führte sie zur Entdeckung Novaja Sembljas.

Man muß in den merkwürdigen Erzählungen jener unerschrockenen Schiffer von den überwundenen Schwierigkeiten, den erduldeten Qualen, den gegen die Naturkräfte und die Raubtiere des hohen Nordens tapfer geführten Kämpfen lesen. Allein alle jene Hindernisse waren nicht im Stande, solche Leute aufzuhalten. Der entschlossenste unter ihnen, Willem Barends, versuchte es noch zweimal, jene berühmte Durchfahrt zu entdecken, die seitdem noch so häufig aufgesucht und heutigen Tages noch nicht gefunden ist. Bei seiner letzten Seereise teilte er das Kommando der Expedition mit jenem furchtlosen Seemanne namens Jacob van Heemskerck; doch alles, was die übermenschlichen Anstrengungen jener unerschrockenen Männer erreichten, war nur eine schreckliche Ueberwinterung, die erste, die man in jenen eisigen Ländern durchgemacht hat.

Nichts kann eine Vorstellung der Leiden geben, welche diese braven Seeleute zu erdulden hatten. „Die Sonne," sagt ein

Zeitgenosse, „verbarg sich gänzlich, solch ein Schaudern ergriff sie über das Elend, das diese armen Leute zu erleiden hatten, und der Himmel bedeckte sich voll Trauer mit einem schwarzen Stirnbande.“ Erst am 5. Juni 1597 konnten sie sich aus jener schrecklichen Gegend der See entfernen. Willem Barends war gestorben, und unter Jacob van Heemskercks Leitung kamen die auf der Fahrt noch Uebriggebliebenen Ende Oktober desselben Jahres wieder in Amsterdam an.

Die, welche die Ermattungen und Entbehrungen überlebt hatten, empfingen von ihren Landsleuten die Aufnahme, die ihnen gebührte. Sie wurden von den Bürgern gehegt und gepflegt und von den Dichtern besungen; und einer dieser letzteren rief in prächtigen Worten aus: „Wenn wirklich, so wie es nicht zu bezweifeln ist, die Tugend in der Ueberwindung der Schwierigkeiten besteht, so sage ich, daß jene für ganz besonders tugendhaft gelten müssen, umsomehr, da sie unerhörte Hindernisse überwunden und unerhörte Arbeiten vollbracht haben“.

Auch der Admiral van Heemskerck wurde nicht vergessen. Er blieb im Besitze der Achtung seiner Landsleute und behielt den Oberbefehl über die Schiffe Amsterdams, bis zu jenem ruhmvollen Tage, wo er, zehn Jahre später, nämlich am 5. April 1607, es an der Spitze einer Handvoll braver Männer wagte, unter den Kanonen Gibraltars die spanische, durch Alvarez d'Avila befehligte, Flotte anzugreifen, und seinen kühnen Sieg mit seinem Leben bezahlte.

Ein anderes der ruhmvollen Kinder Alt-Hollands, ebenfalls ein unerschrockener Seemann, Marten Harpertsz Tromp, kam in einem Seekampfe um, der nicht weit von den Gestaden Texels entbrannte und drei lange Tage dauern sollte. Er hatte am 8. August 1653 mit seiner gewohnten Wut das englische Geschwader angegriffen, welches durch den Admiral Blake befehligt wurde; leider konnte er die Schlacht nicht bis zu Ende leiten

und wurde von einem Flintenschuß, ganz nahe bei Ter Heide, getötet.

Seit jener Zeit haben die Kanonen noch oft in der Nähe Texels ihre Donner erschallen lassen. Noch heutzutage hallt der Boden zuweilen von ihrem dumpfen Krachen wieder und die Dünen erbeben. Allein die Einwohner beben nicht mehr. Sie wissen, es sind die auf der Rhede vor Anker liegenden Schiffe, die sich üben und mit ihren Geschossen einen eingebildeten Feind verfolgen. Bisweilen auch erhellt sich das Texeler Fort mitten in der Nacht, und der dumpfe und verhängnisvolle Lärm der Kanone mischt sich in das Gebrüll des Seesturms; aber das geschieht dann, um die in See befindlichen Schiffe an die Nähe der Küste zu mahnen, oder um inbezug auf ein in Gefahr schwebendes Fahrzeug Signale zu geben.

13.

Friesland. — Friso, Bruno und Saxo. — Das gesegnete Friesland. — Der letzte König der Friesen und Karl der Große. — Die Empörung der Friesen. — Goldhaar und grüne Augen. — Die friesischen Gesandten in Rom. — Das freie Friesland. — Karl der Fünfte. — Rückkehr zur Freiheit. — Die Konstitution Frieslands.

Die anderen Inseln, die den Eingang der Zuyder See verschließen, sind Vieland, Terschelling und Ameland. Alle drei sind von gewaltig großen Sandbänken umgeben, die es fast unmöglich machen, sich ihnen zu nähern, und zwischen einander nur eine einzige einigermaßen tiefe Durchfahrt darbieten, welche den Namen „Vlie-Reede“ trägt, und welche man für die Mündung des alten Stromes Vlie*), das Flevum der Alten, hält.

*) In einer gewissen Anzahl niederländischer Provinzen wird das V wie f ausgesprochen.

Diese Inseln sind kaum bewohnt. Die bevölkertste unter ihnen ist Terschelling, welche zwei Flecken, Midsland und Hoorn, besitzt; was Ameland anbetrifft, so dürfte diese wohl mittelst geschickt angelegter Eindeichungen und natürlicher Anschwemmungen, die sich alljährlich zwischen ihr und der Küste ablagern, bald mit dem Festlande vereinigt sein, und also aufhören, eine Insel zu sein, um dann die Nordspitze Frieslands zu bilden. Da uns durchaus kein ästhetisches Interesse nach jenen Orten lockte, welche man wenig begüterte, verlorene, dem Mutterlande entlaufene Kinder nennen könnte, so richteten wir unseren Bug nach Harlingen zu, dem Haupthafen der Provinz Friesland.

Friesland, in dessen Inneres wir einzudringen im Begriff standen, ist ein von Nordholland durchaus verschiedenes Land. Es hat seine besondere Geschichte, seine eigentümlichen Sitten, und, ich möchte fast sagen, seinen eigenen Typus, wenn nicht seit einem Jahrhunderte der holländische Volksstamm sich mit dem friesischen so sehr vermischt hätte.

Die Urbevölkerungen dieses unfreundlichen Landes waren zu allen Zeiten auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtig. Sie hielten sich von den Nachbarvölkern fern, mieden es, sich mit ihnen zu vermischen, und wußten auf diese Weise ihre unterscheidenden Charakterzüge zu bewahren, und noch heutzutage sind sie auf ihren altertümlichen Ursprung und die Freiheit stolz, die man ihnen niemals hat rauben können. Nie wird ein Bewohner Frieslands, bei Angabe seiner Herstammung, Euch sagen: „Ich bin ein Friese“, sondern stets: „Ich bin ein freier Friese“ (vrye Fries). Das klingt vielleicht etwas hochmütig und anmaßend, aber die Geschichte rechtfertigt es dennoch.

Diese Geschichte, welche mit mehr als einem Punkte an die Sage und selbst an die Fabel streift, ist merkwürdig genug, um hier einen Platz zu finden; man möge mir daher erlauben, sie in einigen Zeilen zu entwerfen.

Nach den ältesten und angesehensten Schriftstellern waren die ersten Pioniere der Civilisation, die sich mitten in diesem Labyrinth von Morästen und in den unermeßlichen damals die ganze Küste einnehmenden Wäldern niederließen, Indier, die unter der Leitung dreier junger Fürsten, Friso, Bruno und Saxo, ihr Vaterland verlassen hatten, um in der Ferne einen Zufluchtsort gegen die Verfolgungen, deren Ziel sie waren, aufzusuchen. Jene Verfolgungen fanden statt bei einer Gelegenheit, die ich hier näher erörtern werde, und die auch nach Angabe der Chronikenschreiber jene weite und gefahrvolle Reise veranlaßte.

Es gab zu jener Zeit einen König und eine Königin, die in Ostindien wohnten und über ein Land regierten, welches man „das gesegnete Friesland“ nannte. Der König hatte das Unglück, der Königin zu mißfallen, und diese, von einer thörichten Liebe zu einem Manne niederen Standes entbrannt, beschloß diesen Menschen bis zu sich zu erheben und auf den Thron zu setzen. Um dies scheußliche Vorhaben auszuführen, tötete die Königin den König und, mit dieser schrecklichen Schandthat noch nicht zufrieden, suchte sie sich einige Zeit nachher auch der Kinder ihres hingeschiedenen Gemahles und aller Glieder der Königsfamilie zu entledigen.

Gegen jene Zeit befragte Alexander der Große, der Besieger des Königs Porus, diesen Fürsten über die hauptsächlichsten Völkerschaften, welche Indien bewohnten, und er verlangte namentlich Auskunft von ihm über das Königreich des „gesegneten Frieslands“, welches er damals hauptsächlich im Auge hatte. Porus befriedigte seinen Besieger und entwarf ihm ein ebenso imponirendes, wie genaues Bild von den Streitkräften, über welche Agrammus, der neue König dieses glücklichen Landes, verfügen könnte. Alexander, kühn, wie ein stets siegreicher Feldherr es ist, ließ sich durchaus nicht einschüchtern. Er beschloß, Agrammus ohne Verzug anzugreifen und sich seines Königreichs

zu bemächtigen. In jenem Augenblicke nun kamen Friso und seine Brüder, durch den Groll ihrer Mutter verfolgt, an der Spitze einer bedeutenden Volksabteilung zu Alexander, um ihm ihre Hülfe anzubieten, welche dieser denn auch bereitwilligst annahm.

Agrammus wurde geschlagen, verraten und meuchlings ermordet. Das gesegnete Friesland wurde den Eroberungen des Königs von Macedonien beigesellt, und letzterer übergab dem Friso und seinen Brüdern, um sie für ihre treue Mitwirkung zu belohnen, die Regierung dieses Königreichs, worauf ihre Geburt ihnen soviel Anrecht gab. Allein in dieser Welt ist nichts ewig. Alexander der Große bekam infolge einer allbekannten Unvorsichtigkeit einen Blutsturz und starb. Ein Priester, namens Sandrocatus, benutzte dieses Ereignis, um eine Volkspartei zu bilden, und zwei Jahre nach dem Tode des Eroberers erhob sich das gesegnete Friesland gegen die, welche es im Namen eines Fremden regiert hatten.

Friso und seine Brüder sahen wohl ein, daß sie mit einigen treuen Scharen es nicht zum zweiten Male versuchen könnten, ihr Vaterland zu erobern, sie verließen daher das Land und machten sich an der Spitze von dreihundert Schiffen auf den Weg, um auf gastlicheren Gestaden ein neues Königreich zu gründen, wo sie in Frieden zu leben hofften. Dies geschah im Jahre der Welt 3642, folglich dreihundert einundzwanzig Jahre vor Christi Geburt.*)

Zu jener Zeit waren die Reisen unendlich viel länger und gefahrvoller, als in unseren Tagen. Die drei Brüder und ihre thatkräftigen Gefährten trieben während acht auf einander folgen-

*) Für diese ganze Sage, sowie für die sie begleitenden chronologischen Angaben bleibt Johan Petit verantwortlich, der im sechzehnten Jahrhunderte eine Chronik über die Urgeschichte Frieslands veröffentlichte.

den Jahren auf den Wogen herum; sie zogen von Königreich zu Königreich und bettelten um etwas Platz zu einer Ansiedelung, der ihnen aber überall in gleicher Weise verweigert wurde. Endlich, nach Ueberwindung vieler Hindernisse, befanden sie sich eines schönen Tages auf hoher Nordsee, von dreihundert Fahrzeugen auf vierundfünfzig zusammengeschmolzen, da die übrigen während ihrer unermeßlich weiten Ueberfahrt untergegangen waren. Jetzt trennte sie auch noch ein Sturm von einander. Achtzehn von ihnen landeten in Preußen; zwölf fuhren nordwärts hinauf und machten erst an den Küsten Rußlands halt, und die übrigen, an deren Bord sich Friso und seine Brüder befanden, drangen ohne Hindernis durch den Vliestrom bis in die Mitte des jetzigen Frieslands vor, und nach Besitznahme des Bodens war ihre erste Sorge, dem Jupiter einen Tempel zu errichten, den sie in ihrer Sprache Stavo nannten. Rings um diesen Tempel erbauten sie dann eine Stadt, der sie den Namen Stavora gaben und die noch heute Stavoren heißt.

Hie verlasse ich die Chronik, der ich Schritt für Schritt gefolgt bin, um über das Mißgeschick jener unglücklichen Brüder und ihrer nicht minder unglücklichen Gefährten einige Bemerkungen zu machen. In der That mußten jene armen Verbannten einen ganz schrecklichen Unterschied finden zwischen den wundervollen Himmelsstrichen, unter welchen sie den besten Teil ihres Lebens zugebracht hatten, und den ungesunden, ungastlichen und reifbedeckten Gegenden, wo sie sich definitiv niederließen. Auch muß man annehmen, daß die Umstände ihnen übel mitspielten, da sie in dem riesigen Raume, den sie hatten durchfahren müssen (sei es nun, daß sie das Kap Hoorn oder das Vorgebirge der guten Hoffnung umfahren hatten), auch nicht einen kleinen Erdwinkel gefunden hatten, der frei war, oder ein Volk, das einwilligte, ihnen Gastfreundschaft anzubieten. Ein derartiges Mißgeschick zu einer Zeit, wo Griechenland, Kleinasien und Italien soviel

Kolonieen gründeten, — ist allerdings ein wenig unwahrscheinlich. Das wollte ich dem Leser bemerken. Nun wollen wir die Legende weiter verfolgen.

Friso war ein praktischer Mann. Er wußte, daß, wenn man sich auch fast immer versteht, so lange als es sich um Eroberungen handelt, doch das Einvernehmen unter Brüdern schwieriger wird, wenn man bei dem Zeitpunkte angelangt ist, wo es gilt, die Eroberung zu teilen und die Gewalt auszuüben. Darum machte er den Einfluß geltend, den er auf seine beiden Brüder ausübte, um sie zur Verfassung des Landes zu bewegen. Letztere fügten sich dann auch seinen Gründen, entfernten sich und lenkten ihre Schritte gen Deutschland, wo Saxo sich niederließ und das Königreich Sachsen gründete, während Bruno, welcher die Weser hinabgefahren war und sich weiter westwärts angesiedelt hatte, den Grundstein der Stadt Braunschweig legte. Von Friso, dem ersten Könige Frieslands, an besteht ein Stammbaum des Herrscherhauses, welcher in drei Teile, nämlich: die Fürsten Frieslands, die Herzöge und die Könige, eingeteilt ist und uns ohne Lücke bis zum Jahre 802 führt, wo der Kaiser Karl der Große, der Friesland mit seinem Reiche vereinigte, ihm Regenten verlieh.

Unglücklicherweise mißt jener Stammbaum den ersten Fürsten eine Langlebigkeit bei, die ihn sehr verdächtig macht. So zum Beispiel hätte ihm zufolge Friso achtundsechzig Jahre regiert; Adel, sein Sohn, vierundneunzig; Azinga, Adels Sohn, zweiundachtzig; Diocar, Azingas Sohn, achtzig und so fort. Da nun, wegen des Alters ihrer Väter, jene Fürsten keineswegs in ihrer zartesten Jugend den Thron besteigen konnten, so scheint es wenig glaublich, daß zu einer verhältnismäßig so nahe liegenden Zeit die Menschen das Vorrecht gehabt hätten, eine solche Anzahl von Jahren zu leben.

Ein anderer Punkt, hinsichtlich dessen die Chronik nur mit

Uebertreibung behaftet zu sein scheint, ist die Wichtigkeit und der Reichtum der durch Friso und seine Söhne gegründeten Städte. Diese angebliche Wohlfahrt steht in entschiedenstem Widerspruche mit dem, was die römischen Schriftsteller uns von dem Lande erzählen.

„Das Volk ist arm," sagt Tacitus; „auch hatte Drusus ihm keinen anderen Schoß auferlegt, als eine gewisse Anzahl Ochsenhäute, zum Gebrauche der römischen Truppen."

Eben dieser Schoß, den die Friesen ohne allzugroße Schwierigkeiten zu zahlen bewilligt hatten, wurde die Veranlassung zu ihren endlosen Kriegen mit den Römern. Olennius, der mit der Empfangnahme desselben beauftragt war, forderte, daß man ihm Auerochsenhäute lieferte, welche, schon an allen anderen Orten schwerer ausführbare Bedingung, in Friesland ganz unerfüllbar war, weil da die Haustiere nur klein von Wuchs waren. Die unglücklichen Friesen waren nun gezwungen, um die Steuer aufzubringen, zuerst ihre lebendigen Ochsen, dann ihre Ländereien und zuletzt ihre Frauen und ihre Kinder zu liefern, welche man in die Sklaverei abführte. Daher dann Entrüstung, Klagen und Empörungen.

Wenn die Römer durch den Glanz der Städte gewiß nicht überrascht wurden, so wurden sie dies durch die Thatkraft der Einwohner. Die Welteroberer fanden dort ihrer würdige Gegner, und die Friesen mit dem goldigen Haupthaare, auricomi, gelangten nicht nur dahin, das auf ihnen lastende Joch abzuschütteln, sondern auch die Truppen, welche damit beauftragt waren, sie im Zaume zu halten, zu überfallen und zu vernichten und „seit jener Zeit," fügt Tacitus hinzu, „war der Name der Friesen berühmt unter den Germanen." Ihr Ruf erscholl selbst bis nach Rom; ihr funkelndes Haar und ihre grünlichen Augen wurden dort zur Sache des feinen Tones, und der Kaiser Antonin scheute sich nicht, der Laune des Tages zu huldigen, indem er sich eine blonde Haartour aufsetzte.

Indessen wurde mit dem Fürsten Dibbalde Segon Frieden geschlossen. Friesland, nun mit den Römern verbündet, lieferte den Statthaltern des Claudius Hülfstruppen und schickte dem Kaiser Nero sogar Gesandte. Fast hätte eine unkluge Anspruchserhebung jener Gesandten die ganze Sache verdorben. Indem sie nämlich einer Vorstellung im Theater des Pompejus beiwohnten und durch das Schauspiel nur mäßig unterhalten wurden, fragten sie ihre Nachbarn, wer denn jene Personen in fremder Tracht wären, die man in der Mitte der Senatoren sitzen sähe. Man antwortete ihnen, jene Plätze wären für die Abgesandten der Völker bestimmt, welche sich durch ihren Mut und ihre Treue gegen das Reich am meisten ausgezeichnet hätten. „Kein Volk," riefen sie darauf aus, „ist treuer und mutiger als wir." Und ohne weitere Umstände setzten sie sich auf die Ehrenplätze. Zum Glück war der Kaiser an jenem Tag gut aufgelegt. Diese freimütige Kühnheit gefiel ihm, und er machte die Gesandten zu römischen Bürgern.

Das gute Einvernehmen war indessen doch nicht von langer Dauer zwischen den beiden Völkern. Mit Asconius, dem Sohne Tabbos, welcher der erste Herzog Frieslands war, begannen die Verwickelungen aufs neue. Asconius starb im Jahre 173 unserer Zeitrechnung, und sein Nachfolger Adelbold fing die Feindseligkeiten wieder an, obwohl er am Hofe des Kaisers erzogen war. Titus Bojocar, der ebenfalls in Rom erzogen worden war und seinem Bruder folgte, konzentrierte alle seine Anstrengungen auf die Bekämpfung der Vandalen und blieb der Verbündete der Römer. Seinem Beispiele folgten Ubbo, Haron Ubbo, Odelbald und Udolph Haron, die, nach ihm, nach einander den Titel „Herzog von Friesland" trugen.

Auf Udolph Haron folgte Richold Uffo, sein Schwager, der, im stolzen Bewußtsein der Siege, die er über die Dänen und Normannen davon getragen, den Königstitel annahm und

jene Dynastie begründete, die uns auf König Radbod leitet, von dem wir schon bei Gelegenheit Medembliks geredet haben. Dieser Radbod, der Feind Karl Martels, war übrigens durchaus nicht der erste der friesischen Könige, der mit den fränkischen Königen ein „Hühnchen zu pflücken" hatte. Vor ihm hatte bereits Beroald dem Clotar eine Schlacht geliefert, und Adgill I., sein Sohn, durch den fränkischen König in seinen Staaten gehalten, war verpflichtet gewesen, dem letzteren einen Schoß zu entrichten. Allein was die durch Karl Martel und Pipin von Heristal gegen Radbod unternommenen Kriege auszeichnet, ist ihr weit mehr religiöser, als volkstümlicher Charakter.

Wir haben gesehen, wie wenig aufrichtig die Bekehrung Radbods gewesen war; wir müssen indessen konstatieren, daß sein Nachfolger, Adgill II., ein sehr christlicher König war, sowie auch sein Sohn Gondobald, welcher seinem Vater im Jahre 737 folgte. Aber Radbod II., Bruder Gondobalds, welcher in Dänemark bei seiner Tante Othilde erzogen worden war, verfolgte die Christen, richtete die zerstörten Tempel wieder empor, vernichtete die neuen Kirchen und ließ 759 unweit der Kirche Doktums den heiligen Bonifacius und die einundfünfzig Priester töten, welche seine Geistlichkeit bildeten.

Eine derartige Missethat konnte nicht unbestraft bleiben. Der gute Kaiser Karl der Große, der sich zum Verteidiger der Kirche und zum Verbreiter ihrer Lehren aufgeworfen hatte, ergriff die Waffen gegen Radbod und vertrieb ihn im Jahre 775 aus seinen Besitzungen, nahm sein Königreich weg, vereinigte es mit dem Reiche und übertrug die Verwaltung einem Statthalter.*)

*) Die zwei Söhne Radbods II. verließen Friesland gleichfalls. Der ältere, Gondobald, ließ sich in Nordholland nieder und war der Urahn Diedrichs, des ersten Grafen von Holland. Der jüngere, Gerbrand, erlangte die

Von jenem Augenblicke an tritt die Geschichte Frieslands aus dem Dunkel hervor, das sie bis so weit eingehüllt hatte. Den durch den Kaiser ernannten Statthaltern folgten allmählich durch das Volk unmittelbar erkorene Statthalter und der Name „freie Provinz“, den Karl der Große Friesland verliehen hatte, war durchaus keine leere Bezeichnung. In der That besorgten die Friesen bis 1498 ihre Regierung selbst. Zu jener Zeit benutzte Kaiser Maximilian die inneren Spaltungen und Bürgerkriege, welche Friesland verheerten, das in zwei Lager geteilt war, — um sich zum Schiedsrichter in allen jenen Zwistigkeiten aufzuwerfen, und, als Erbe der Rechte des Hauses Burgund (durch seine Gemahlin), den Friesen den Herzog Albert von Sachsen als Graf oder „stadhouder“ aufzuzwingen.

Doch war es nichts Leichtes, dies in seine Freiheit verliebte und auf seine Vorrechte versessene Land zu regieren; Herzog Albert sollte es bald erfahren. Sein Sohn Heinrich verlor dort das Leben, und sein anderer Sohn, welcher die Hoffnung aufgab, jemals mit seinen Unterthanen fertig zu werden, verkaufte seinen Titel, seine Würde und seine Anrechte an Karl von Oesterreich, nach der einen Angabe für 100 000, nach anderen für 350 000 Gulden.

Solange als Karl nur Erzherzog war, gingen die Sachen kaum besser; doch als er zum Kaiser ernannt worden, zeigte sich seine Macht in einem so furchtbaren Lichte, daß die Friesen sich schließlich unterwarfen. Das hatte während der ganzen Regierungszeit Karls des Fünften, und auch während der sechzehn ersten Jahre der Regierung Philipps des Zweiten Bestand. Aber 1568 brach eine riesenhafte Empörung los. Der Statthalter der Provinz,

---

Herrschaft Egmont und starb 845, mit Hinterlassung eines Sohnes, namens Wolbrand, welcher der Stammvater der erlauchten Familie der Grafen von Egmont war.

ein Graf von Aremberg, wurde geschlagen und getötet durch den Grafen Ludwig von Nassau, Bruder des Prinzen von Oranien, welcher den Empörten zu Hülfe gekommen war. Indessen waren jene Erfolge keineswegs von langer Dauer. Gaspar de Robles, Graf von Billy, welcher von dem Herzog von Alba zum Statthalter Frieslands ernannt worden war, dämpfte den Aufstand, verjagte den Grafen von Nassau und behauptete das Land bis zum Friedensschlusse von Gent. Aber zu jener Zeit empörten sich die Friesen abermals und 1588 unterwarfen sie sich ganz dem Prinzen von Oranien und nahmen die reformierte Religion an.

Von dieser Epoche an lebte Friesland frei und ruhig. Obwohl es zu den sieben vereinigten Provinzen gehörte, unter welchen es die fünfte Stelle einnahm, so hatte es doch mit der Proving Groningen einen besonderen Statthalter und eine getrennte Verwaltung. Sein erster Statthalter war der Graf Johann von Nassau, Bruder Wilhelms von Oranien, welcher 1606, 71 Jahre alt, starb; er hinterließ, von seinen drei Frauen: Elisabeth von Leuchtenberg, Kunigunde von der Pfalz und Johanne von Wittgenstein, fünfundzwanzig Kinder und fünfundachtzig Nichten und Neffen.

Dem Grafen Johann von Nassau folgten: 1) Wilhelm Ludwig; 2) Ernst Casimir; 3) Heinrich Casimir; 4) Wilhelm Friedrich und endlich 5) Heinrich Casimir II.; alle diese Prinzen wurden durch Wahl zu Statthaltern ernannt. Heinrich Casimir II. erlangte es zuerst von den Staaten Frieslands, im Jahre 1674, daß die Statthalterschaft in seiner Familie erblich wurde, und kraft dieses Beschlusses wurde Johann Wilhelm Friso von Nassau beim Tode seines Vaters zu jenem hohen Posten erhoben. Dieser Prinz ertrank 1711 bei der Ueberfahrt über den Moerdyk mit Hinterlassung einer einzigen Tochter und eines Sohnes, der sechs Wochen nach seinem Tode, am 1. September

1711 zu Leeuwarden geboren wurde; dieser nach des Vaters Tode geborene Sohn Wilhelm Karl Heinrich Friso, wurde 1723, nach Erlangung der Aemter seines Vaters, zum Statthalter von Geldern ernannt und wurde 1747 Statthalter der sieben vereinigten Provinzen.

Wir wollen nun in einigen Umrissen angeben, welches denn eigentlich die besondere Verfassung der Regierung Frieslands war. Als eine der sieben vereinigten Provinzen sandte es seine Abgeordneten zur Versammlung der Generalstaaten und nahm auf diese Weise an der Verteilung der Aemter und an der Verwaltung des Freistaates teil. Im Inneren jedoch war es unabhängig, und die in zwei Abteilungen zerlegte Gewalt wurde hier durch zwei verschiedene obrigkeitliche Behörden ausgeübt. Die vollziehende Gewalt war in den Händen des Statthalters, der außerdem Oberbefehlshaber der Truppen war. Die gesetzgebende Gewalt gehörte ganz den Provinzialständen an, die sich folgendermaßen zusammensetzten und ergänzten:

Die Provinz war in vier Bezirke eingeteilt: den Westergau, den Ostergau, Siebenwalden und die Städte. Das Ganze enthielt elf Städte und dreißig Aemter (Grietenijen), welche alle das Recht besaßen, je zwei Abgeordnete zur Versammlung zu entsenden. Die Wahl dieser Abgeordneten fand zu bestimmten Zeiten statt. Die Amtmänner vereinigten dann alle Bürger, welche die zur Wahlberechtigung notwendige Menge von Gütern besaßen, und jedes Dorf ernannte unmittelbar zwei Abgeordnete. Diese Abgeordneten ersten Grades vereinigten sich im Hauptorte der Amtmannschaft, und wählten unter sich die zwei Mitglieder die das Amt bei der Stände-Versammlung vertreten mußten.

Nachdem die Provinzialstände nun als regierende Körperschaft eingesetzt waren, so überwiesen sie, um keine Eifersucht hervorzurufen, den Vorsitz ihrer Versammlung wechselsweise einem jeden der vier Bezirke. Außerdem erwählten diese Bezirke jeder

zwei Abgeordnete, welche, zusammen vereinigt, einen Verwaltungsausschuß bildeten, den man „die kleine Zahl“ nannte und der damit beauftragt war, von allen Angelegenheiten Kenntnis zu nehmen, die die Stände besonders interessieren konnten, und ihnen darüber Bericht abzustatten.

Der Statthalter hatte im Rate Sitz. Er hatte außerdem das Recht, die städtischen Magistrate zu ernennen und gewisse Grade in dem Heere zu vergeben. Aber die hohen Amtsposten des Landes und die höheren militärischen Grade wurden durch die Stände verliehen.

Die Justizverwaltung befand sich in den Händen der Amtmänner (grietmannen), die in erster Instanz Urteile fällten. Von ihren Entscheidungen appellierte man an den Gerichtshof und dieser allein hatte das Recht, über Verbrechen und Vergehen zu erkennen, die als Züchtigung eine Körperstrafe nach sich zogen. Die Verwaltung des Seewesens wurde von einem Admiralitätsrat besorgt, und ein Rechnungshof überwachte die Verwendung der öffentlichen Gelder.

Man sieht, daß hier in Anbetracht der Zeit eine sehr sinnreich ausgedachte Verwaltungsmaschine arbeitete, welche den Bürgern Garantieen der Freiheit und der guten Leitung bot, die man wohl schwerlich anderswo in Europa gefunden hätte. Die Friesen konnten daher mit gutem Rechte ausrufen: „Wir sind freie Friesen“.

Heutzutage, wo die centralisierende Kraft der französischen Revolution sich auch dort geltend gemacht hat, ist Friesland dem allgemeinen Rechte anheimgefallen. Es ist eine der elf Provinzen der Niederlande und nimmt als solche an der allgemeinen Verwaltung des Landes teil; aber, wie die anderen Abteilungen des Königreiches, hat es jeder besonderen inneren Verwaltung entsagt, um sich den Gesammtverfügungen anzuschließen, welche das ganze Volk leiten.

14.

Harlingen. — Sein Glanz, sein Verfall und seine Auferstehung. — Das Denkmal des Gaspar de Robles.

Zwei hohe Dämme, die in sanfter Neigung sich nach dem Meere zu abdachen, zwei durch die Jahre gebräunte Türme; zur Linken ein großes viereckiges Gebäude, ein kleiner aus Holz erbauter Leuchtturm; einige schwarze Mühlen und grüne Bäume — das ist der Anblick von Harlingen, wenn man von der Zuyder See kommt.

Nachdem man zwei große Docks, welche als Vorhafen dienen, und von denen das eine, augenblicklich im Bau begriffene, erst in zwei Jahren fertig sein wird, durchfahren hat, kommt man nach dem Stadteingange, welcher durch eine große Schleuse geschlossen ist. Neben der Schleuse erhebt sich ein kleines verziertes Thor, namens „Noorderhoofdpoortje", ein alter mit Gips betünchter Bau, der von einem ungeheuren schwarzen Dach bedeckt und von einem Turm mit Uhr überragt wird, welcher mehr einem dicken Schornstein als einem Wartturme ähnelt. Trotz dieser den Beschauer wahrlich nicht blendenden Gebäude hat Harlingen dennoch ein nettes und lachendes Aussehen. Die überhängenden Häuser, die Bäume, welche ihre grünen Zweige im Winde schütteln, selbst die Kanäle sehen so aus, als wollten sie den Reisenden willkommen heißen. Man atmet hier nicht, wie in Medemblik, oder in Enkhuizen, eine eingeschlossene Atmosphäre. Die Einwohner erscheinen auch thätiger, nicht so schweigsam, nicht so in Gedanken versunken. In einem Worte, die Stadt erscheint nicht eingeschlafen, sondern im Gegenteile, aufgeweckt, ja fast ausgelassen. Das kommt daher, weil wir uns nicht in einer in den letzten Zügen liegenden Oertlichkeit, sondern im Gegenteil in einer munteren Stadt befinden, die aus ihrer Asche wieder ersteht.

Harlingen ist in der That der große Hafen Frieslands, der alle die umliegenden Länder mit England in Verbindung bringt. Durch die Docks von Harlingen passieren, vor ihrer Seefahrt, die Berge von Käsen, von Obst und Eiern, welche das vereinigte Königreich verschlingt. In Harlingens Kanälen verschifft man die Ochsen und Schafe, die Kapaune und Schweine, die von dannen ziehen, um jene stattlichen Dickbäuche jenseits des Kanals abzurunden, ein wahres Danaidenfaß, welches in seine unergründlichen Tiefen alles das strudelmäßig hineinzieht, was nur die Gestade der Nordsee an guten und delikaten Nahrungsmitteln hervorbringen.

Auf Harlingen stürzen sich die Londoner Aufkäufer, um das Vieh und die Ernteprodukte fortzuführen, ferner, um „Butter in ihren Spinat zu thun," und um den blonden Misses eines Thackeray und eines Dickens zu gestatten, ihre unzähligen „Toasts" mit Butter zu bestreichen.

Sobald England anfing, seine Nahrungsstoffe aus den Ländern seiner Nachbarn zu importieren, und sobald auch der Ackerbau in Friesland genügend weit vorgeschritten war, um die Ausfuhr zu gestatten, kam Harlingen in den Besitz einer außergewöhnlichen Wohlhabenheit. Im zwölften Jahrhunderte gegründet,*) war es kaum aus der Erde erstanden, als es schon (1227) durch den Verfasser des „Utrechter Pergamentbuches"

*) Andreas Cornelius führt seine Gründung nur bis 1234 zurück. Aber das ist ein Irrtum, und Blaeu, der über diese Annahme des Cornelius berichtet, zeigt, wie wenig Glauben er derselben beimißt, durch seine Schlußworte: „Andreae quidem Cornelio adhibere fidem non audeo."

Der Name Harlingen kömmt von dem Schlosse des Herrn von Harlinga, welches ehemals neben dem Platze stand, wo die Stadt gebaut wurde.

Das Wappen Harlingens ist in vier Felder geteilt, deren erstes und viertes azurblau ist und je drei goldene Lilien enthält, während die beiden anderen rot sind und vier schwebende silberne Kreuze enthalten.

(Perkementenboek van Utrecht) in der Zahl der Städte Friesslands aufgeführt wurde. Anfangs von seiner Nachbarstadt Franeker abhängig, führte Harlingen bald sein eigenes und unabhängiges Leben. 1496 umgab es der „Podesta" Dekema mit Mauern, um es gegen seine äußeren Feinde zu beschützen, und 1500 versah Albert von Sachsen es mit einer Zwingburg, um seine Garnison gegen die Bürger der Stadt zu schützen; aber fünfzig Jahre später wurde der gewerbfleißigen Stadt ihr Mauer- und Turmgürtel zu enge. 1543 mußte man sie vergrößern. Ebenso mußte man 1574 und 1597 ihre Mauern zurückschieben und ihr die zahlreichen Behausungen beigesellen, die sich außerhalb ihrer Thore aneinander drängten. 1580 hatte sogar Wilhelm der Erste daran gedacht, einen Kriegshafen daraus zu machen, der Kriegsflotten beherbergen könnte und ein Zeughaus besäße. Leider fand dieser Plan in Amsterdam wenig Beifall, und der Statthalter mußte ihn aufgeben.

Wenn aber Harlingen sich auch nicht so gründlich umgestaltete und wenn es auch nicht einen kriegerischen Anstrich annahm, so blieb es doch nichts destoweniger einer der wichtigsten Handelshäfen der vereinigten Provinzen.

„Die Anzahl der Schiffe aller Arten, der Seeleute und der mit der Schiffahrt beschäftigten Menschen, die man in Harlingens Hafen sieht, ist kaum glaublich, ebenso wie auch die Ziffer der Geschäfte und die Anzahl der Umsätze, zu denen sein Handel Anlaß giebt," so schrieb der berühmte Geograph Blaeu 1668,*) und doch waren in jenem Augenblicke die Vorhäfen noch nicht gebaut, und die Schiffe von größerer Tragfähigkeit mußten daher, wegen der geringen Tiefe des alten Hafens, einen Kilometer von der Küste vor Anker gehen. Es lagen da zeitweise große Massen

*) Theatrum urbium Belgicae foederatae, 1668.

von Schiffen vor Anker, die allen Wechselfällen des Unwetters ausgesetzt waren.

Die französische Herrschaft unterbrach mit Einem Schlage diese stets wachsende Wohlfahrt. Unter ihr verschwand aller Handel mit England. Die fernen Seefahrten mußten ebenfalls aufgegeben werden, wegen der Kreuzer, welche den Eingang der Zuyder See versperrten. In weniger als sechs Jahren verlor jene artige, einst so blühende Stadt mit ihrem Handel all ihren Glanz und all ihre Wichtigkeit. Ihr Hafen war verödet. Während jener unglücklichen Jahre kamen kaum einige Schiffe in den Hafen, um die Ruhe seiner stagnierenden Gewässer zu stören. Ihre Kanäle, die nicht mehr durch tausende von Segeln beschattet waren, ihre Kais, auf denen nicht mehr eine emsige Menge hin und her wogte, ihre unnütz gewordenen Brücken, Schleusen und Deiche verfielen zusehends. Man war nicht nur mit Ruin, sondern auch noch außerdem mit Ueberschwemmung bedroht. Glücklicherweise hörte dieser, dem Städtchen so verderbliche Zustand 1813 auf. Von der Zeit an hat alles wieder seinen früheren Glanz angenommen, der Hafen hat seine Handelsthätigkeit wieder gefunden, und da die beiden Docks, welche bis vor einigen Jahren vorhanden waren, den Bedürfnissen der Schiffahrt nicht mehr genügen konnten, so baut man jetzt ein drittes, welches die Wichtigkeit der Stadt verdoppeln wird.

So wie in der guten Zeit, sind die Kais wiederum mit Magazinen und Lagerhäusern eingefaßt. Die Käse- und die Butterfässer sind aufgestapelt wie in einem Zeughause. Die Kanäle sind mit jenen dickbäuchigen, schwerfälligen Tjalks angefüllt, welche die Lebensmittel vom Lande heranbringen oder die Erzeugnisse dieses fruchtbaren Bodens in die Ferne tragen. Die Kais sind mit Warenballen überhäuft, und auf den Brücken sieht man jene emsige und geschäftige Menge verkehren, welche zur Zeit Blaeus der Stadt ein so reizendes Gepräge verlieh.

Leider bietet Harlingen, wenn es auch reich ist an mancherlei Dingen, doch dem Kunstliebhaber und dem Künstler nur eine sehr spärliche Ausbeute. Sein altes Schloß ist seit lange verschwunden, seine Thore und seine Mauern sind zerstört worden. Es bleibt ihm nur noch sein Stadthaus neueren Baues, es wurde nämlich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (1730—1733) erbaut; ferner eine Kirche aus dem fünfzehnten Jahrhundert und, ganz außerhalb der Stadt, das dem Gaspar de Robles, dem Herrn von Billy, errichtete Denkmal. Dieser zwang in seiner Eigenschaft als Statthalter Frieslands, unter der Oberhoheit Philipps des Zweiten, die Einwohner, die Deiche und die vorgeschobenen Werke zu bauen, welche noch heutzutage das Land gegen die Wut der Wogen verteidigen.

Dies Denkmal, das übrigens sehr häßlich ist und einem ungeheueren, aufrecht hingesetzten Petschaft gleicht, hat zahlreiche Wechselfälle durchgemacht. Schon zu der Zeit erbaut, wo Gaspar de Robles das Land regierte, bestand es aus einem hohen, schmalen, steinernen Fußgestell, aus welchem oben zwei Köpfe herausragten, von denen der eine die See, der andere das Festland betrachtete. Es wurde 1588 zerstört, zu der Zeit, wo die Friesen das Joch des Königs von Spanien auf immer abschüttelten. Später, als die Leidenschaften sich beruhigt hatten, und als man mit Unparteilichkeit erkannt hatte, daß, im Ganzen genommen, der spanische Statthalter dem Lande doch bedeutende Dienste geleistet hätte, richtete man das Denkmal wieder auf und machte es leider dem ursprünglichen Muster ähnlich. Jener zweite Schaft mit jenem schnurrbärtigen Doppelkopfe macht sicherlich einen kläglichen Eindruck, allein es ist anzunehmen, daß derselbe 1774, wo man ihn wieder herrichtete, anders beurteilt wurde; denn eine aus jener Zeit stammende Inschrift bemerkt mit Stolz, daß man diese zweite Ausgabe eines sehr häßlichen Denkmals dem Grafen Karl Georg von Wassenaer Twickel verdankt.

Indessen, wenn dies verunstaltete Brustbild gegen den Geschmack verstößt und wohl kaum verdient, als Muster genommen zu werden, so spricht es doch einen Zug des Dankgefühls aus, von dem wir gern Notiz nehmen. In der That ist es sehr selten, daß man seinen Feinden Gerechtigkeit widerfahren läßt, und dies öffentliche, wenn auch verspätet erschienene Zeugnis macht denen, die es errichtet haben, ebenso viel Ehre, wie demjenigen, dessen Andenken es verewigen soll.

Da wir nun im Bereiche der Oeffentlichkeit nichts fanden, was uns hätte genügen können, so mußten wir uns den Privatsammlungen zuwenden, oder vielmehr der einzigen einigermaßen wichtigen Sammlung, die sich in der Stadt befindet, es ist die des trefflichen Herrn Bos. Ich habe in einem anderen Buche*) die besten Gemälde jener Galerie beschrieben. Ich werde daher hier nicht von den Reichtümern reden, die ihr liebenswürdiger Eigentümer besitzt, sondern, wenn Ihr es erlaubt, von dem Besitzer selbst, welcher nicht nur ein reicher und arbeitsamer Mann, sondern auch einer jener unermüdlichen Liebhaber ist, wie sie glücklicherweise von Zeit zu Zeit geboren werden, um eine Menge unbekannter, verkannter und von ihren Besitzern verachteter Kunstgegenstände vor unrettbarer Zerstörung zu bewahren.

Herr Bos fing im Leben als Diener auf einem Pachthofe an, dann als Ladendiener. Anstatt die Wirtshäuser zu besuchen, kaufte er Bücher. Er belehrte und bildete sich, und da er emsig, sparsam und ordentlich war, so brachte er bald das kleine Kapital zusammen, dessen er bedurfte, um Geschäfte für seine eigene Rechnung zu unternehmen. Dann wurde er Käsehändler, — zuerst, wie sich das von selbst versteht, ein kleiner; allein seine Geschäfte wuchsen mit der Zeit heran, und mit den Geschäften die Verdienste, und zwar derart, daß er eines schönen Tages

*) Les Merveilles de l'art hollandais. Arnheim, D. A. Thieme, 1873.

als einer der Großhändler Harlingens und als bedeutender Kapitalist aufwachte.

Manche andere würden sich nun, auf jenem Punkte angelangt, gesagt haben, ein solcher, in so kurzer Zeit gemachter Weg, verdiente wohl als schließliche Belohnung ein wenig Ruhe. Herr Bos dachte nicht so. Er entbrannte mit einer schönen und edlen Leidenschaft für die Künste. Anstatt Staatspapiere zu kaufen, kaufte er sich Gemälde, ferner Bücher, um die Gemälde kennen zu lernen, und dies ging so weit, daß er, hier einen wertvollen Kupferstich, dort ein schätzbares Oelgemälde ausfindig machend, bald dahin gelangte, sich eine anziehende Sammlung und einen sehr genügenden Grad künstlerischen Wissens zu erwerben. Doch, um die ganze Tüchtigkeit dieses liebenswürdigen Kunstliebhabers vollkommen zu schätzen, muß man die zahllosen Schwierigkeiten kennen, die er zu überwinden hatte, um zu diesem Ziele zu gelangen. In der That ist es keine Kleinigkeit, es anders zu machen, als alle anderen Leute, wenn man ein Städtchen wie Harlingen bewohnt. Die Zungen sind hier ebenso geschäftig, wie in unseren kleinen französischen Städten. Anstatt einen braven Sammler zu ermutigen, machte man sich über ihn lustig und zog ihn ins Lächerliche. Sein Geschmack für die Künste galt für eine Manie. Man verschrie seine Einkäufe, es fehlte selbst wenig daran, daß man ihn für einen Narren gelten ließ, und trotzdem, daß er Erfolge erzielt hat, wird er doch noch heute von vielen seiner Freunde geradezu für einen Wahnsinnigen angesehen. Glücklicherweise tragen die Künste in sich unaussprechliche Freuden und tiefinnerliche Trostquellen, welche es einem leicht machen, sich über die Redensarten der Boshaften und die Einflüsterungen der Unwissenden und Dummköpfe hinwegzusetzen.

Als wir bei Herrn Bos vorsprachen, war er abwesend; allein, sobald Madame Bos Kenntnis von unseren Namen genommen hatte, bereitete sie uns den herzlichsten Empfang. Diese

Madame Bos ist übrigens eine reizende Frau, einfach und liebenswürdig, leutselig und verehrenswürdig zugleich, und trotz ihres großen Vermögens hat sie den Goldhelm und die große Mütze der Friesinnen der guten alten Zeit beibehalten.

Sie selbst wollte uns in der Sammlung herumführen und sandte in großer Eile nach ihrem Sohne, damit derselbe uns alle die Auskunft geben möchte, die uns vielleicht angenehm wäre. Herr Bos kehrte noch an demselben Abende nach der Stadt zurück. Gleich nach seiner Ankunft machte er uns einen Besuch an Bord und verließ uns erst, nachdem wir ihm versprochen hatten, den Abend bei ihm zuzubringen. Das thaten wir denn auch in recht friesischer Weise, das heißt so, daß wir während des Anschauens der Kupferstiche des alten Sammlers Teller voll soeskrakelingen (einer Art Brezel, die man mit Käse ißt) und einige Flaschen alten Weines leeren mußten.

Ein kleiner Zwischenfall, der sich einige Augenblicke vor unserem Fortgehen zutrug, rührte mich, wie ich bekennen muß, auf ganz besondere Art.

„Sie glauben vielleicht," sagte Herr Bos zu mir, „weil ich das Französische nicht verstehe, hätte ich das Buch nicht lesen können, das Sie über unsere nationale Kunst geschrieben haben. Sie irren sich, und zur Ueberzeugung sehen Sie hier die Uebersetzung."

Und der ehrwürdige Liebhaber hielt mir eine schriftliche Uebersetzung des vollständigen Werkes vor die Augen; es war eine beträchtliche Arbeit, die er ganz eigens zu seinem persönlichen Gebrauche und zu seinem Vergnügen hatte machen lassen. Nun hatte aber der treffliche Mann dabei ein noch um so viel größeres Verdienst, da ich mich sehr streng gegen einige seiner Gemälde gezeigt hatte, gegen deren Echtheit ich viel einzuwenden fand.

15.

Die Kinder Harlingens. — Menno Simonsz und die Mennoniten. — Das Schisma der Verlobten. — Die Kinder Jan de Witts.

Harlingen hat eine gewisse Anzahl zu ihrer Zeit berühmter Künstler hervorgebracht, deren Ruf und Werke nicht bis zu uns gelangt sind. Aus jener Schar von Malern und Kupferstechern steht nur Jakob Bakker noch heute bei den Kunstliebhabern in Ehren, und seine Verbindung mit G. Flink und sein Aufenthalt in Rembrandts Atelier haben ganz besonders dazu beigetragen, daß sein Namen nicht in Vergessenheit verfiel.*)

Einige Gelehrte und eine große Anzahl Wiedertäufer (predikanten) sind ebenfalls zu Harlingen geboren. Unter diesen letzteren sind Hero Sibertsma und Pieter Fontein zu erwähnen, welche am Ende des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Amsterdam Prediger waren und der Verbreitung der mennonitischen Lehren viel Vorschub leisteten. Es ist übrigens durchaus nicht überraschend, daß Friesland eine gewisse Anzahl Apostel des Anabaptismus hervorgebracht hat, da ja in dieser Provinz Menno Simonsz**) geboren ward und dort die meisten seiner Predigten hielt. Das Andenken, das dieser bescheidene Reformator in dem Lande hinterlassen hat, ist noch sehr lebendig, und wenn schon seine Lehren wohl kaum noch neue Anhänger

*) Eines der Hauptwerke Bakkers ist zu Amsterdam das Bürgerwaisenhaus (Burgerweeshuis).

**) Menno Simonsz wurde zu Witmarsum, unweit Franeker geboren, und zwar 1496 und nicht 1505, wie einige Schriftsteller irrtümlich angegeben haben. Sein Geburtsjahr geht klar aus einem Satze hervor, den man zu Anfang seines Bekenntnisses ließt: „Es geschah, daß ich im Jahre 1524, im Alter von achtundzwanzig Jahren, als katholischer Priester geweiht wurde ....“

erwerben, so erhalten sie sich doch in den Familien aufrecht, wie eine ehrwürdige Ueberlieferung, von welcher niemand abweichen möchte.

Uebrigens kann es uns durchaus nicht befremden, daß die Mennoniten für das Oberhaupt ihrer kleinen Kirche eine wahrhaft rührende Verehrung bewahrt haben, denn was den Menno Simonsz in seinem Leben, wie in seinen Schriften in die erste Reihe der Reformatoren seiner Zeit stellt, das ist seine tiefe Liebe zum Menschengeschlechte. Er verstand es, einfach in seinen Reden und bescheiden in seinen Worten zu sein, zu einer Zeit, wo es zum feinen Ton gehörte, sich in Spitzfindigkeiten der Dialektik zu ergehen, und wo der Glanz der sprachlichen Form oft den soliden Inhalt der Lehren ersetzte. Eben durch diese Einfachheit und diese Bescheidenheit gelang es ihm, die Herzen zu rühren, die Seelen zu erregen und rings um sich her eine Glaubenszunft braver Leute zu bilden, welche die schwersten Verfolgungen, ja selbst den Tod lieber erlitten, als daß sie die Lehren verleugnet hätten, welche er ihnen vorgetragen hatte.

Es lagen für ihn um so größere Verdienste in dieser Handlungsweise, als gerade in jener Zeit die in Flandern, Holland und ganz Deutschland verbreiteten öffentlichen Disputationen eine bedeutende Rolle in dem Gange der Ideen spielten. Sie hatten die Geister an jene knabenhaften Diskussionen, jene endlosen Wortkämpfe gewöhnt, die sich über irrige Auslegungen, über unwichtige Unterscheidungen ergingen und wegen ihrer Spitzfindigkeiten fast stets lächerlich waren. Jene Redeturniere hatten viele Geister irre geleitet und die Gedanken von dem sozialen Probleme abgelenkt, welches sich in Folge der religiösen Frage der Welt aufdrängte; auch befand die Gesellschaft sich unvorbereitet, als die Lehren Thomas Münzers und Carlstadts frei in die Oeffentlichkeit traten. Man bewaffnete sich auf beiden Seiten, und die Bauern verbrannten die Schlösser im Namen eines Gottes der Güte und

der Barmherzigkeit, während der Adel die Empörung der Bauern mit Strömen Blutes erstickte.

Gerade jene unheilbringende Gewohnheit religiöser Disputationen und Spitzfindigkeiten verwirrte auch das Gehirn des Johann Bockelsz und veranlaßte ihn, seine bescheidene Herberge zu verlassen, um nach Münster zu gehen und seine niedrige Lebensstellung gegen die ganz anders imponierende eines königlichen Propheten auszutauschen. Jene ärgerlichen Glaubenszwiste hielten die große reformatorische Bewegung auf und lähmten in den Händen derer selbst, die sie hervorgerufen hatten, den unendlichen Aufschwung, der die ganze Menschheit vorwärts schleudern sollte.

Menno Simonsz — und das ist eines seiner großen Verdienste — wußte sich außerhalb dieser den Todeskeim in sich tragenden Einflüsse zu halten. Als zufällig zu den Lehren der Wiedertäufer bekehrter römischer Priester versuchte er nur eine religiöse Reform und wollte keineswegs auf seine Reform eine gesellschaftliche Revolution pfropfen. Er verschmähte die Vorteile, die er aus dem Mitgefühle, aus der Zuneigung, ja aus der Begeisterung hätte ziehen können, welche er rings um sich her erregte, und lebte stets arm. Indem er sich mehr an das Herz des Menschen wandte, als an seinen Verstand, suchte er seine Anhänger weit mehr in den unteren Schichten der Gesellschaft, als in den reichen Klassen; denn er sah ein, daß nach *der* Seite hin mehr Elend zu lindern, mehr Trost zu spenden, mehr Gutes zu thun war. So erklärt es sich denn, daß, während Luther und Melanchthon, jene Fürstenfreunde, in der Ueppigkeit der Höfe lebten, beschützt durch die Freundschaft der Großen, verteidigt durch förmliche Heeresabteilungen, *er* immer in der Armut lebte, immer verfolgt und bedrückt durch den Haß derer, die ihn als einen Fortpflanzer des Werkes eines Thomas Münzer oder eines Jan von Leyden ansahen.

Ein anderer Punkt, welcher seinen Charakter von demjenigen der deutschen Reformatoren unterscheidet, ist der, daß er niemals den weltlichen Arm zu bewaffnen trachtete, um jeden Widerspruch niederzuschlagen. Niemals riß die Hitze seines Eifers ihn so weit hin, daß er gegen die, welche seine Lehren nicht teilten, das Volk zu Gewaltthaten aufgereizt hätte. Er hatte sich weder die traurigen Angebereien Luthers, noch die niedrigen Aufhetzereien Melanchthons vorzuwerfen, und er würde den deutschen Fürsten, die ihre Unterthanen besiegt hatten und sich eine Gewissensfrage daraus machten, das Blut der besiegten Empörer zu vergießen, gewiß nicht, wie folgt, geschrieben haben:

„Die Deutschen sind ein so zügelloses und dermaßen blutgieriges Volk, daß sie wohl noch strengere Züchtigungen verdienten. Gott hat der weltlichen Regierung den Namen „Schwert“ gegeben; sie handle also und schneide, so wie ein Schwert, das sie ja ist.“

Seine Seele spiegelte sich in seinen Worten ab; und wenn es seiner Redeweise bisweilen an Zierlichkeit mangelte, so hatte sie dagegen jene sanfte und überzeugende Wärme, die sich des Herzens bemächtigt und den einmal Ueberzeugten für sein ganzes Leben bindet. Uebrigens lag ja sein Lebenswandel vor aller Augen, schlicht und einfach, und mit hundertmal beredteren Tugenden angefüllt, als die blühendsten Reden.

Sein Stil ist in dem Wenigen, was er geschrieben hat, eher rauh, als elegant; seine Beweisgründe sind stark und nicht weit hergeholt, und bisweilen läßt er sich zu einer Polemik hinreißen, die mit der alltäglichsten Artigkeit nichts zu schaffen hat. Doch muß man der Zeit, in welcher er lebte, Rechnung tragen. Die Verfolgungen, denen er als Zielscheibe diente, die grausame, von seinen Schülern erduldete Behandlung, hatte ihn ganz außerordentlich erbittert. Außerdem wurde er bei solchem heftigen Wortwechsel durch die Heftigkeit seiner Gegner hingerissen.

Die Werke, die man von ihm hat, sind keineswegs lang ausgesponnene Arbeiten, sondern lediglich einige in der Hast niedergeschriebene und für die Bedürfnisse des Augenblickes verfaßte Abhandlungen. Man darf sich daher nicht wundern, darin denselben Gegenstand wieder und immer wieder zu vernehmen, und dieselben Beweisgründe drei- oder viermal vorkommen zu sehen.*) Jene Werkchen waren meistens Antworten, die er an seine Widersacher gerichtet hatte, und durch die Diskussion selbst war er gezwungen, mit jedem einzelnen Beweisgrunde seiner Gegner zu ringen, indem er alle die ihm selbst zu Gebote stehenden dagegen ausnutzte, mochte er sich derselben nun schon bedient haben oder nicht. In einigen dieser kleinen Schriften sucht er indessen seine Lehre festzustellen und verwirft die Kindertaufe oder den Paedobaptismus, unter Berufung auf jenes Wort Jesu Christi: „Gehet, lehret und taufet!“ Es ist dies übrigens auch der hervorragendste Punkt in seinem Schisma, daß man die Taufe nur einem seiner selbst bewußten Wesen geben soll, welches sie verlangt, und daß die Belehrung der heiligen Handlung vorangehen muß. Das ist auch so ziemlich das Einzige, was seine Anhänger davon beibehalten haben. In der That wich bis zu diesen letzten Jahren ihr Gottesdienst von demjenigen der Reformirten nur durch eine freiere Auslegung des Evangeliums, durch die Taufe der Erwachsenen, und die Weigerung ab, einen Eid zu leisten und Waffen zu tragen. Und noch dazu sind diese letzteren Ausnahmen durch Menno nur sehr unbestimmt angegeben in den dreiundzwanzig Abhandlungen, die durch seine Schüler vereinigt

*) Viele seiner Schriften haben keinen anderen Zweck, als seine Lehre von jeder Connivenz mit jener der Münsterschen Wiedertäufer frei zu machen und darzuthun, daß zwischen seinen Anregungen und denen seiner schrecklichen deutschen Religionsgenossen durchaus keine Gemeinschaft bestände.

wurden und die, nebst seinem Bekenntnisse, die einzigen Werke sind, die man von ihm kennt.*)

Diese Werke sind durchaus holländisch geschrieben, mit Ausnahme seiner Abhandlung über die Taufe, seines Bekenntnisses**) und der Erklärung, die er in Bezug auf die Fleischwerdung Jesu Christi aufstellt. Diese sind lateinisch. Nicht, daß diese letztere Sprache ihm etwa nicht geläufig war; allein in seiner Vorrede giebt er selbst die Gründe an, die ihn veranlaßten, die Volkssprache zu wählen, und es ist eigentlich eine Sonderbarkeit von ihm, daß er diese Gründe in lateinischer Sprache auseinandersetzt. Der Hauptbeweggrund übrigens, den er vorbringt, und der auch durchaus plausibel ist, liegt in seiner Befürchtung, sein Werk möchte in den Händen seiner Kollegen bleiben und sich dort verlieren, während er sich doch die Mühe genommen hatte, es für alle Christen zu schreiben.

Wollte man nun nach diesen wenigen Stücken ein Urteil fällen über den Einfluß, welchen Menno über seine Umgebung ausübte, so liefe man große Gefahr, sich zu täuschen; denn die meisten jener Werkchen handeln über Formfragen und haben nichts beim Lesen Hinreißendes oder Begeisterndes. Seine Haupt-

*) Es sind von den Werken des Menno Simonsz mehrere Ausgaben erschienen. Die erste ist von 1600. Sie ist sehr unvollständig, sowie auch diejenige von 1646. Die einzige wirklich vollständige stammt von 1681; es ist eine Folio-Ausgabe, die in Amsterdam veröffentlicht wurde unter dem Titel: „Vollständige Werke der Gottesgelehrtheit, von Menno Simonsz; gesammelt zum Ruhme Gottes und zur Belehrung des Nächsten durch einige Freunde der Wahrheit.“

**) Es giebt zwei Texte des Bekenntnisses des Menno Simonsz. Der eine ist lateinisch, der andere holländisch abgefaßt. Gewisse Personen behaupten, der lateinische Text sei nicht von Menno Simonsz selbst, sondern vielmehr von einem seiner Schüler. Diese Thatsache, die ziemlich schwer festzustellen ist, hat wenig Wichtigkeit und verdient nicht, daß man sich dabei aufhält.

stärke lag in seiner mündlichen Belehrung und in den Vorbildern, die sein Leben als Ergänzung zu seinen Lehren vor Augen stellte.

In der That wiederholte er gern jenes schöne Wort Carlstadts, daß „man das Evangelium nicht allzusehr als Stoff zu Untersuchungen behandeln muß, sondern daß es vor allem und ganz besonders gilt, es auszuüben."

Ich sagte oben, sein Leben wäre elend gewesen; er hat dies selbst in seinem Bekenntnisse gestanden, wo er, bei einem Vergleiche seines Daseins mit demjenigen seiner früheren Kollegen ausruft:

„Für diese heilige Sache nun habe ich seit achtzehn Jahren mit meiner kranken Frau und meinen kleinen Kindern umherirren müssen, Beängstigungen, vielfacher Trauer und Trübsalen, Qualen und Verfolgungen ohne Zahl preisgegeben. Und von jener Zeit an habe ich überall ein elendes Dasein dahingeschleppt, für mein Leben fürchtend, für meine Familie zitternd. Während die anderen Priester in guten Betten, warm mit Daunen zugedeckt, schlafen, muß ich meistens in den Ställen eine Zuflucht suchen und mich auf Mist betten. Während sie sich bei Gelegenheit von Heiraten oder Geburten in schwelgerischen Festmahlen, bei den Klängen einer lieblichen Musik ergötzen, müssen wir herumirren und, von bellenden Hunden verfolgt, ängstliche Blicke um uns her werfen, aus Furcht, von unseren Verfolgern entdeckt zu werden."

Die Gefahren, denen Menno und seine Anhänger ausgesetzt waren, bestanden wahrlich nicht bloß in der Einbildung. Gemäß der Gewohnheit jener Zeit, wurden durch Philipp den Zweiten auf ihre Köpfe Preise gesetzt. Zwei- oder dreimal wäre der Reformator beinahe ergriffen worden, einmal besonders unter ziemlich seltsamen Verhältnissen.

Menno befand sich mit mehreren ihm unbekannten Personen in einer Art geschlossenen Wagens, der als öffentliches Gefährte diente und den Personentransport zwischen Franeker und Leeuwarden vermittelte. In einiger Entfernung von dieser letzteren

Stadt wurde der Wagen durch eine Rotte spanischer Soldaten angehalten. Der Anführer der kleinen Schar näherte sich dem Schlage des Wagens und richtete an den armen Menno, der ihm gerade am nächsten war, die Frage:

„Ist Menno Simonsz unter Euch?"

Menno wandte sich darauf gegen seine Reisegefährten und wiederholte ihnen die Frage, und da ein jeder verneinend antwortete, so entgegnete er, zu den Spaniern gewandt:

„Sie sagen, Menno Simonsz sei nicht unter uns."

Durch diese ausweichende Antwort getäuscht, ließen die Soldaten den Wagen seinen Weg fortsetzen, und seit jener Zeit nennt man in Holland jene „seitwärts" gegebenen Antworten: Mennoniten-Lügen.

In den letzten Zeiten war das Leben Mennos indessen weniger getrübt. In der That wurde er gegen die Verfolgung durch den verborgenen Schutz des Herrn von Friesemburg sicher gestellt, welcher ihm einen Zufluchtsort anbot und seine Schüler in dem Städtchen Oldestale, zwischen Lübeck und Hamburg, welches von seiner Gerichtsbarkeit abhing, duldete.

Dieser Herr von Friesemburg war indessen durchaus nicht etwa ein frommer Mann; in seiner Jugend war sogar sein Lebenswandel sehr wenig regelmäßig gewesen. Aber auf einer Reise, die er in Holland machte, hatte er mehrere Menschen von seltener Rechtschaffenheit und anerkannter Biederkeit hinrichten sehen, weil sie sich zu den wiedertäuferischen Lehren bekannten. Ihre Geduld, ihre Langmut, der Mut, womit sie die entsetzlichsten Martern ertrugen, fiel ihm in hohem Grade auf. Er sagte sich, daß Lehren, welche die Seelen derartig entflammten, nicht verdammungswürdig sein könnten, und duldete, ohne indessen den neuen Glauben selbst anzunehmen, auf seinen Ländereien die Ausübung dieser geächteten Religion; auch gab er Menno Simonsz die Erlaubnis, in Oldestale zu verweilen.

In letzterem Städtchen starb der Reformator am 13. Januar 1561, im Alter von sechsundsechzig Jahren. Während dreißig Jahren, seitdem er aus der katholischen Kirche ausgetreten war, um seine neue Sekte zu gründen, hatte er nicht einen einzigen Tag aufgehört, in seinem Glauben zu verharren. Auf seinem Totenbette erneuerte er sein Bekenntnis, ermunterte seine ihn umgebenden Freunde, seine Lehren weiter zu verbreiten und, nachdem er seine Kinder umarmt hatte, gab er seinen Geist auf. Der Sitte jener Zeit gemäß, wurde er in seinem Garten begraben.

Getreu seinen Ermahnungen, fuhren seine Freunde und seine Schüler fort, in der neuen Bahn, die ihnen eröffnet war, vorwärts zu schreiten. Sie machten einige Proselyten, allein die Verfolgungen verdoppelten sich; und erst 1588, nach der definitiven Vertreibung der Spanier aus Friesland, konnte ihre kleine Kirche endlich auf dauerhafter Grundlage eingerichtet werden. Indessen verbreitete sich ihr Bekenntnis nicht mit großer Schnelligkeit, und gewann auch keine beträchtliche Zahl von Anhängern. Aber die kleine Glaubenszunft bildete eine große Familie, deren sämtliche Mitglieder, verbunden durch eine brüderliche Liebe, sich einander weiter halfen und unterstützten, und auf diese Weise dahin gelangten, über die Hindernisse zu triumphieren, welche sie auf ihren Lebenswegen hätten aufhalten können.

Das will nun nicht sagen, daß nie ein Gewölk diese vollkommene Harmonie getrübt hätte. Das hieße zu weit gehen, und im vorigen Jahrhundert hätte die kleine Gemeinde sich beinahe in zwei Zweige zerteilt, übrigens wegen einer anscheinend ziemlich nichtssagenden Ursache. Die Veranlassung dazu war folgende:

Ein junger Mennonit und eine Mennonitin aus Haarlem, welche seit fast zwei Jahren verlobt waren, wurden einige Tage vor ihrer Hochzeit dabei überrascht, wie sie sich zärtlicher umarmten, als es sich schickt. Die Sache kam einem gestrengen Herrn Pastor zu Ohren, und dieser scheute sich nicht, am darauf

folgenden Sonntage sich auf der Kanzel gegen diese verderbten und verkehrten Wesen zu erheben, welche keine Regel im Zaume halten kann, und die nicht im Stande sind, ihren fleischlichen Trieben zu gebieten. Nicht damit zufrieden, sich auf diese allgemeinen Sätze zu beschränken, machte der Gift und Galle sprudelnde Prediger seine Helden namhaft, und gab als Schlußeffekt sogar eine Erzählung des Vorfalls.

Das gab nun ein großes Aergernis in der ganzen Kirche, Entrüstung der Orthodoxen gegen die jungen Leute, und der Freisinnigen gegen den Pastor. Die Familie des Brautpaares war reich und wohlthätig; schnell bildete sich eine Partei für sie, und am folgenden Sonntage fand sich ein anderer Pastor, der die Kanzel bestieg, um den kleinen Fehltritt unserer Verliebten zu entschuldigen. Wiederum neues Aergernis und Spaltung unter den zwei Abteilungen der Mennoniten. Da aber das große Publikum von dem Geheimnisse, das sich im Tempel vollzogen, nichts erfahren sollte, so beschloß man, sich nicht in auffälliger Weise zu trennen; man beschloß ferner, die beiden getrennten Parteien sollten nicht die gemeinsame Kirche verlassen, sondern im Tempel durch eine Wand von einander abgesondert sein, so wie sie in der Auslegung der Sittenlehre durch eine Kluft getrennt wären.

Die Kirche wurde also in zwei Teile geschieden. Eine Mauer erhob sich in der Mitte. Auf der einen Seite entschuldigte man die unter Verlobten ausgewechselten Küsse, auf der anderen Seite verdammte man sie mit Nachdruck. Das dauerte nun so etliche Jahre, bis eines schönen Tages der gesunde Menschenverstand denn doch in diesem Zank und Hader wieder die Oberhand bekam; man umarmte sich und die Mauer ward niedergerissen.

In unseren Tagen weicht der Gottesdienst der Mennoniten nicht merklich von demjenigen der Calvinisten ab. Die Lehre ist

so ziemlich dieselbe, mit Ausnahme jedoch der wesentlichen Unterschiede, die ich schon angegeben habe, Taufe der Erwachsenen, Weigerung, einen Eid zu leisten und Waffen zu tragen, freiere Auslegung der heiligen Schrift. Dieser letztere Punkt ist in der jüngsten Zeit sogar dermaßen dehnsam geworden, daß gegenwärtig wohl manche Mennoniten für Freidenker gelten können. Die Pforten der Kirche sind ihnen dieserhalb durchaus nicht verschlossen. Nie, zu keiner Zeit war eine Secte duldsamer. „Ich will das zu ihrem Lobe sagen," schrieb von Parival 1678, „daß sie das Evangelium und die Stellen der Schrift erklären, ohne zu schreien und ohne sich gegen irgend jemanden aufzuregen; sie thun es vielmehr mit Sanftmut und mit Erbauung des Nächsten."

Ferner darf man auch nicht etwa aus ihrer Weigerung, die Waffen zu tragen, den Schluß ziehen, daß sie furchtsamer seien als andere Menschen. Durchaus nicht. Das war bei ihnen nicht eine Sache der Furcht, sondern der Ueberzeugung. Bei den Belagerungen Haarlems und Leydens sah man sie, durch ihren Eid gebunden, keine Waffen tragen, aber zu den Wällen kochendes Oel und Materialien, um die Breschen auszubessern, herbeischleppen. Sie schleuderten sogar gern entzündete Fackeln auf die Belagerer und gingen in das Handgemenge, um die Verwundeten zu holen, die sie zur Pflege in die Stadt brachten.

Noch mehr, 1650, als der Graf von Nassau versuchte, Amsterdam zu überrumpeln, zögerten die Mennoniten nicht, ihr Gelübde zu brechen, und die Waffen zu ergreifen, um sich den Bürgern anzuschließen. 1672, als die beiden Brüder De Witt auf eine so unglückliche Weise durch Meuchelmord umkamen, und ihre Leichname, welche der Volkshaufen durch die Straßen schleifte, am Galgen aufgehängt wurden, da waren die armen Kinder jener unglücklichen Schlachtopfer einen Augenblick ohne Zufluchtsort. Niemand wagte es, sich mit ihnen zu befassen, aus Furcht, sich die Rache des Pöbels zuzuziehen. Da öffnete ihnen eine

mennonitische Leinwandhändlerin ihr Haus und verschaffte ihnen Schutz in ihrem eigenen Zimmer.

Aus allen diesen Beispielen sieht man, daß gewiß nicht Mangel an Herzhaftigkeit die Mennoniten ehemals zu der Weigerung, ihrem Vaterlande zu dienen, veranlaßte. Heutzutage ist jener Beschluß, keine Waffen zu tragen, außer Gebrauch gekommen. Das Losen der Rekruten behandelt alle religiösen Bekenntnisse in unbeugsamer Weise gleichmäßig, und das holländische Heer zählt in seinen Reihen mehrere verdienstvolle Offiziere, welche der in Rede stehenden Religion angehören.

Indessen ist es noch nicht gar lange her, als noch Ausnahmen zu Gunsten der Schüler Mennos gemacht wurden. Als Holland unter französischer Herrschaft stand, wurden die Mennoniten zu zwei verschiedenen Malen für frei vom Kriegsdienste erklärt; das erste Mal durch den Ausschuß des öffentlichen Wohles, und das zweite Mal durch den Kaiser Napoleon.

Die Lehren des Menno Simonsz haben sich allerdings bei weitem nicht so allgemein verbreitet, wie es ihr Urheber hoffte, aber sie sind doch auch nicht allein auf Holland beschränkt geblieben. Man findet Mennoniten in Flandern, im Elsaß, in England, und von da hat die Sekte sich bis in die Vereinigten Staaten ausgedehnt. Heutzutage, wo der Bekehrungseifer erkaltet ist, darf man nicht mehr hoffen, daß die kleine Gemeinde sich noch viel ausdehnen könne. Aber die Mennoniten fahren fort, in der Welt eine große Familie zu bilden, deren Mitglieder, durch eine Achtung und eine Zuneigung vereint, die allerdings etwas ausschließlich sein mögen, — sich helfen, sich schätzen und sich gegenseitig zur Uebung der Tugend ermahnen.

Obgleich diese Dinge keinen wesentlichen Teil meiner Reisebeschreibung ausmachen, so glaubte ich doch von ihnen reden zu sollen, weil sie meines Wissens in Frankreich oder in französischer Sprache noch nie veröffentlicht worden sind. Ich habe es möglichst

kurz gethan. Indeſſen bitte ich wegen dieſer langen Abſchweifung um Entſchuldigung, und fahre nun in meiner Erzählung da fort, wo ich ſtehen geblieben war.

16.

Eiſenbahn und Trekſchuit. — Die Pachthöfe Frieslands. — Schlittſchuhe und Schlittſchuhläufer. — Die Böte. — Die Kirmeß.

Obwohl Leeuwarden durchaus keine tote Stadt iſt, und obwohl es ſich nicht mehr an der Zuyder See befindet, ſo war es uns doch ſo gut wie unmöglich, — da wir nun doch einmal in Harlingen waren, — nicht auch die nur eine halbe Stunde entfernte Hauptſtadt Frieslands zu beſuchen. Eines ſchönen Morgens alſo ſetzten wir uns in den Dampfwagen und fuhren friſch darauf los nach der großen Stadt.

Die Eiſenbahnen ſind erſt ſeit kurzer Zeit in Friesland einheimiſch geworden. Bis vor wenigen Jahren bedienten Trekſchuit und Eilwagen die wichtigen Städte auf eine ziemlich launenhafte Weiſe, und die Eiſenbahn, die ihnen gefolgt iſt, hat viel von ihren weiſen Gewohnheiten der Langſamkeit und von ihrem friedlichen Benehmen beibehalten. Indeſſen wenn auch die Einführung bequemer Eiſenbahnwagen an Stelle der Marterbänkchen des abſcheulichen Eilwagens einen unbeſtreitbaren und unbeſtrittenen Fortſchritt verwirklicht, ſo werde ich meinesteils doch ſtets die Abſchaffung der Trekſchuit bedauern.

Die Trekſchuit iſt ein hübſches Schiff, das durch ein gemächlich auf dem Uferrande hintrabendes Pferd geſchleppt wird. Sie beſteht aus zwei großen Abteilungen, welche für Reiſende erſter und zweiter Klaſſe beſtimmt ſind. In dem Schiffe geſtatten große, mehr oder weniger gepolſterte Bänke und ein mehr oder

weniger geräumiger Tiſch den Paſſagieren zu eſſen, zu trinken, zu ſchlafen, ohne dabei im geringſten gerüttelt zu werden, gerade wie wenn ſie ſich in ihrem Zimmer befänden, und dann kann man ſich bei ſchönem Wetter auf dem mit einer Plattform verſehenen Dache einrichten, und von da aus, ohne daß man irgend eine Bewegung merkt, das Land an ſich vorüberziehen ſehen. Die grünen Bäume entfernen ſich, die Dörfer verſchwinden, um anderen nicht minder grünen Bäumen und neuen Dörfern Platz zu machen, deren Kirchturm am Horizonte heraufſchimmert.

Giebt es ein bequemeres und angenehmeres Mittel, um ein Land gut zu ſehen? Heutzutage beſtehen noch Trekſchuiten in einem großen Teile Hollands und Frieslands. Doch wer kann ſagen, ob ſie nicht in einigen Jahren das Schickſal der Eilwagen und Poſtkutſchen geteilt haben werden?

Ein anderes, ſehr gebräuchliches und auch ſehr angenehmes Transportmittel, aber für den Reiſenden nicht erreichbar, iſt die boerenchais, eine Art großen Tilburys, mit einem ſchönen Rappen beſpannt; eine ſolche beſitzt jeder frieſiſche Bauer oder Pächter. Ihre Form iſt ein Jahrhundert im Rückſtande. Die Ecken ſind mit Rococo-Palmen abgerundet, der ganze Wagenkaſten iſt mit Schnitzwerk bedeckt und mit ſehr grellen, durch Gold hervorgehobenen Farben angeſtrichen. Das Pferd wird mit rotem Kopfzierat angeputzt, und das Leder des Geſchirrs glänzt in der Sonne. Dieſe merkwürdigen, gut in Federn hängenden Wagen eilen äußerſt raſch und ohne Stöße auf den Landſtraßen dahin, welche mit Backſteinen gepflaſtert und ſorgfältig unterhalten ſind, wo man im Sommer keinen Staub und während des Winters keinen Schmutz kennt. Der Pächter, der ein ſolches Gefährt beſitzt, iſt ſtolz darauf und der Fremde ſtaunt es an; aber letzterer, der ſich darauf beſchränken muß, es zu bewundern, bedauert, ſich mit ſo platoniſchen Gefühlen begnügen zu müſſen.

Bei der Abfahrt von Harlingen durchſchneidet die Eiſenbahn

eine weite, prächtig grüne Wiese mit zahlreichen Ziegeleien. Die in jener Gegend sehr thonhaltige Erde ist für jenes Gewerbe sehr geeignet, welches eine beträchtliche Arbeiterzahl beschäftigt. Doch bald zeigt sich das grüne Land, und die prächtigen Weiden mit ihrem fetten Vieh und ihren schmucken Farmhöfen fangen an vor unseren Augen vorbei zu defilieren.

Der Boden Frieslands ist gleichförmig flach. Indessen ist dort der Anblick des Landes weniger eintönig als in Nordholland. Es sind nicht mehr jene unendlichen Wiesen, die sich ausdehnen, soweit das Auge reicht, mit ihren endlosen Gräbenstreifen, in denen ein Heer von Kröten und Fröschen quakt. Zahlreiche Baumgruppen, die zufällig darüber hingestreut zu sein scheinen; Pachthöfe, erbaut auf kleinen Erdhügeln, die sie vor der Ueberschwemmung sichern; Felder mit Getreide, Raps oder Kartoffeln, die mit Wiesen abwechseln, dieses alles unterbricht die Eintönigkeit und verleiht der Landschaft einen weit malerischeren Anblick, als derjenige Nordhollands ist.

Der Flachs ist auch in Friesland der Gegenstand eines sehr wichtigen Agrikulturzweiges. Der Markt Dokkums ist einer der bedeutendsten, die es in Europa giebt, und die großen Häuser Englands, Deutschlands und Frankreichs unterhalten in jenem Städtchen Agenturen. Jedoch ist die Hauptquelle des von den Oekonomen erworbenen Vermögens die Erzeugung des Käses und der Butter.*) Indessen sind diese Erzeugnisse hier weniger fein und wohlschmeckend als in Nordholland. Nicht, daß die Wiesen weniger gut oder das Vieh weniger gepflegt wäre; allein auf der anderen Seite der Zuyder See hat man die Anfertigung

*) Schon im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhunderte war dies das Hauptgewerbe der friesischen Bauern. „Ex caseo, butiro, coagolatoque lacte, magnum capiunt annuatim rustici emolumentum," schrieb 1588 der Verfasser jenes merkwürdigen Buches, das den Titel hat: „De origine, situ, qualitate et quantitate Frisiae et rebus a Frisiis olim praeclare gestis."

jener beiden Milchprodukte fortwährend verbessert, während der friesische Farmer, eingerostet in seine Gewohnheit, keine der von seinen Nachbarn eingeführten Verbesserungen sich zu Nutze machen wollte. Dabei ist das Verfahren der holländischen Bauern durchaus kein Geheimnis. Unsere Meier aus der Auvergne sind dorthin gereist, um Käse machen zu lernen, die sich halten, und ich habe 1871 in Zaandam eine mexikanische Farmersfrau angetroffen, die mit ihrem Sohne die weite Seereise unternommen hatte, um die Bereitung des „Edamsche Kaas" zu lernen.

Noch mehr, es sind zahlreiche Versuche durch Händler gemacht worden, um die Produzenten neue Methoden anwenden zu lassen; aber alles war umsonst, und alle Anstrengungen sind an dem vollkommenen Eigensinn des friesischen Bauern gescheitert.

Trotz dieses streng konservativen Schlendrians erreichen die Meiereien in Friesland einen Grad des Gedeihens, der wahrhaft unglaublich ist. Wenige Bauern giebt es, die nicht reich wären, und es giebt kaum einen Pächter, der außer den Pachthöfen, die er für Rechnung der Eigentümer ausbeutet, nicht noch eine bedeutende Besitzung sein eigen nennen könnte. Die Ausbeutung der Pachthöfe pflanzt sich in derselben Familie immer weiter fort, und obwohl die Pachtverträge nur auf fünf bis sechs Jahre lauten, so bedarf es doch schon höchst wichtiger Ursachen, um zu bewirken, daß ein Pächter von dem Eigentümer entlassen werde, oder daß seine Kinder ihm nicht auf der Pachtung nachfolgen. Uebrigens verliert der Eigentümer seinen Mieter durchaus nicht aus den Augen. Der Vertrag setzt fest, wie viel Vieh die Wiesen bevölkern, und wie viel Dünger jedem Stücke Landes zukommen muß. Auch wird der Boden auf diese Weise in einem bewunderungswürdigen Zustande der Fruchtbarkeit erhalten.

Eines der großen Erzeugnisse des Ackerbaues ist ferner die Pferdezucht. Diese schönen, ganz schwarzen Hengste mit langer Mähne, mit einem Schweife, der den Boden fegt, sind in ganz

Europa bekannt und geschätzt. Wenn sie sich nicht in die Anforderungen eines zu harten Dienstes fügen können, so sind sie dagegen vortrefflich in ihrem Gange und prächtig in ihrem Wuchse. Dank dem Werte, den die Pächter darauf legen, vollblütige Pferde zu besitzen, erhält sich das Urbild in seiner ganzen Reinheit. In Frankreich sehen wir davon kaum schöne Muster. Doch sind sie es, die bei Leichenzügen benützt werden; freilich wählt die Verwaltung jener traurigen Feierlichkeiten für ihre Leichenbegängnisse nicht die feurigsten und kräftigsten unter den friesischen Pferden.

Wie in Nordholland, werden die Pachthöfe in Friesland mit einer peinlichen Sorgfalt und einer wunderbaren Reinlichkeit gehalten. Die Pferde- und andere Ställe sind wahre Prunkzimmer, wo die Herren Pferde und die Damen Kühe prachtvoll logiert werden. Aber wovon man sich keinen Begriff machen kann, das ist die Behäbigkeit und der Aufwand, welche man in diesen ländlichen Behausungen antrifft.

Ehemals war dieser Aufwand, wenn auch nicht größer, so doch wenigstens mehr geeignet, die Augen zu ergötzen und den Künstler zu befriedigen. Man sah dort an den Wänden jene riesigen Schränke, schön, geräumig, aus Nußholz, mit massiven Säulen aus geschwärztem Birnbaumholz, sauber mit Schnitzwerk und feinen Gliederungen verziert, von Sauberkeit glänzend, durch die Jahrhunderte gebräunt, — Schränke, die in ihren Tiefen eine ganze Familie hätten verbergen können. Die Stühle mit geschnitzten Lehnen, die großen eichenen Tische mit verdickten Füßen, die altertümlichen Truhen, alles das gewichst, gefirnißt, sorgfältigst abgerieben, gab dem Hause einen Anblick soliden und Achtung gebietenden Aufwandes, der noch vermehrt wurde durch die gegen die Wand gelehnten Delfter Fayencen und die friesische Kuckucksuhr mit ihrem Giebeldache, ihren Säulchen und ihrem unvermeidlichen Glockenspiele.

Heutzutage ist all jenes schöne Hausgerät verschwunden. Die Juden haben einen Teil davon fortgeschafft, und das Uebrige ist zerstört worden. Das bilderstürmerische Mahagony hat sich da eingedrängt. Dieses abscheuliche glatte Mobiliar mit den viereckigen Formen, ohne Schnitzwerk, leicht zu reiben und glänzend zu machen, hat jene für Sauberkeit schwärmenden Bauern dermaßen verführt, daß viele von ihnen Autodafés mit ihrem alten Hausgeräte veranstaltet haben, um diese abscheulichen Sachen an dessen Stelle zu setzen. Auch die Fayence hat dem Porzellan Platz gemacht, das geschnitzte und gemalte Täfelwerk ist unter den unvermeidlichen Papiertapeten verschwunden; die vergoldete Stutzuhr mit ihrem unglücklichen Minnesänger hat die Kuckucksuhr mit dem silberhellen Glockenspiele ersetzt, und die Ohren haben ihrerseits auch nichts gewonnen, denn in einem Winkel des Zimmers quält sich ein Leierkasten damit ab, uns nur das melodische Geläute der altertümlichen Uhr zurückwünschen zu lassen.

Auch die ursprüngliche Tracht des Landes ist verschwunden. Der Bauer trägt heutzutage dasselbe Beinkleid und jenen gestalt- und charakterlosen Ueberzieher, den man in der ganzen europäischen Bauernwelt wiederfindet. Nur die Frauen haben ihren glänzenden Kopfputz aus den früheren Jahrhunderten beibehalten, und der Goldhelm umfängt noch immer ihr Haupt, welches eine anmutige Mütze mit ungeheuern Spitzenbarben einrahmt.

Nichts ist so anmutig und reizend anzuschauen, wie wenn im Winter diese schönen Mädchen über das Eis dahineilen, das Antlitz durch die Kälte gerötet, die Blicke vor Vergnügen strahlend, keuschen Erscheinungen ähnlich, vor oder hinter ihnen ein galanter Bruder oder ein verliebter Bräutigam. Wir sind aber auch hier im Lande der Schlittschuhläufer par excellence. Man könnte sagen, die Kinder wissen sich gleich von Geburt an auf dem Eise aufrechtzuerhalten. Alle können eher schlittschuhlaufen als lesen. Sobald der Frost über die Kanäle dahingegangen ist,

läßt sich niemand mehr zurückhalten. Die Knaben entschlüpfen aus der Schule, jedermann verläßt das Haus und siehe da, eine muntere Schar schießt mit dem Schlittschuh am Fuß auf die Eisflächen hinab. Der ruhige, kalte, indifferente Friese verleugnet in jenen Augenblicken seine natürliche Unempfindlichkeit. Er ist wie umgewandelt. Er wird lebhaft, glühend, hingerissen, und er, der zu gewöhnlichen Zeiten plump und schwerfällig, gleichgültig und bedächtig scheint, er gleitet plötzlich dahin auf der Oberfläche der gefrorenen Gewässer mit der Geschwindigkeit des Blitzes und der Leichtigkeit eines Vogels.

Die Bewohner Frieslands gelten mit Recht für die schnellsten Schlittschuhläufer der Welt. Sie reißen sich gegenseitig von ihrer zartesten Jugend an zu dieser Uebung hin und alle ihre Anstrengungen zielen auf die Beschleunigung ihres Laufes und die virtuose Ausbildung ihrer rapiden Bewegungen und Schwenkungen hin. Der friesische Schlittschuh ist übrigens anders gebaut, als derjenige Hollands.*) Er wird durch einen durchaus geraden Eisenstreifen gebildet, während der holländische Schlittschuh unten umgebogen ist. Diese abgerundete Form erlaubt dem Schlittschuhläufer, Bogen zu beschreiben und Arabesken zu zeichnen, während man mit den friesischen Schlittschuhen in gerader Linie vorwärtslaufen muß; dagegen ist aber auch die Geschwindigkeit des Laufes bedeutend größer, und man ersetzt reichlich an Schnelligkeit, was man an Anmut, Zierlichkeit und allerhand Kunststückchen einbüßt.

Friesland ist vielleicht das einzige Land, wo man Schlittschuh-Wettläufe veranstaltet. Wenn diese Wettläufe stattfinden, so beeilt sich die ganze Jugend, daran teilzunehmen. Groß und klein, reich und arm steigen hinab zu der Laufbahn. Man zieht numerirte Lose, und jeder erwartet mit Ungeduld den Augenblick, wo er aufgerufen werden wird. Der Lauf findet stets auf einem langen und breiten Kanale statt, der sich in gerader Linie unter den Augen der Zuschauer ausdehnt. Die Bahn wird durch eine hölzerne Barrière in zwei Teile geteilt, und die Wettläufer stellen sich zu beiden Seiten derselben auf, so daß diese Holzstangen verhindern, daß sie bei ihrem Laufe gegen einander stoßen. Aber da bisweilen das Eis an der einen Seite glatter ist, als an der anderen, so findet das Hin- und Herlaufen nicht auf derselben Bahn statt. Die Wettläufer vertauschen ihre Bahn, sobald sie am Ende derselben angelangt sind und kommen auf dem vorher von ihrem Gegner befahrenen Wege zurück.

Nichts kann von dem schwindelerregenden Gange dieser unerschrockenen Läufer einen Begriff geben. Das Eis scheint unter dem Eisen des Schlittschuhes Funken zu sprühen; kaum kann man ihnen mit dem Auge folgen; ihr Leib ist lang gereckt, so zu sagen in zwei Teile gebogen durch die Zusammenziehung ihrer Muskeln, und, bald auf dem einen, bald auf dem anderen Beine ruhend, erhält er sich in einem wundervollen Gleichgewichte und durchschneidet die Luft mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles.

Der dem Sieger zuerkannte Preis ist ein Wert-Gegenstand, gemeiniglich eine Goldschmiedsarbeit. Das ist dann ein kostbares Siegeszeichen, das man mit ehrfurchtsvoller Sorgfalt in der Familie aufbewahrt, als ein Andenken an den davongetragenen Sieg; und das ist auch nicht mehr als recht, denn um einen solchen Preis zu erringen, muß man häufig an einem Tage über sechzig, achtzig und zuweilen hundert Mitbewerber, Konkurrenten im wahren Sinne des Wortes, triumphiert haben.

Ist der Wettlauf vollendet, so legt jedermann den Schlitt-

*) Der Schlittschuh steht in Friesland schon seit vielen Jahrhunderten in Ehren. Bei Abtragung sehr alter Erdhaufen hat man in einer bedeutenden Tiefe primitive Schlittschuhe gefunden, welche mindestens auf das achte bis zehnte Jahrhundert zurückgehen. Diese Schlittschuhe sind aus einem Knochen zurechtgeschnitten, der mit Riemen an den Fuß gebunden ward. Herr van Heemstra van Froma en Eibersburen besitzt in seiner Sammlung friesischer Altertümer mehrere jener ursprünglichen Schlittschuhe.

schuh an und in einigen Minuten ist das Schlachtfeld durch die Menge der Zuschauer bedeckt. Nichts ist so merkwürdig anzuschauen, wie alle jene Gestalten, wie sie, auf dem Eise lange Linien ziehend, pfeilschnell wie Schatten vor unseren Augen vorbeischießen. Bisweilen bilden zehn, zwanzig Schlittschuhläufer, die sich an der Hand halten, eine lange Kette; zwei Verlobte gleiten sanft, mit verschlungenen Armen, dahin, oder muntre Knaben, die eine lange Stange halten, eilen in einer Reihe vorwärts und versperren auf diese Weise einen Teil des Kanals. Dann zeigen sich die Schlitten, der „Yssleede“, der kleine Handschlitten, in den sich eine verfrorene Schöne hineinsetzt, eingehüllt in die Pelzkapuze. Ein Bruder, ein Gatte, oder ein galanter Bräutigam schiebt die kostbare Last vor sich her; das „stecksleedje“ ist ein netter niedriger Stuhl auf Kufen, auf dem man mit ausgestreckten Beinen sitzt und den man mit eisenbeschlagenen Stöcken vorwärts treibt, und endlich der große Schlitten, der mit Schnitzwerk verziert, vergoldet und mit grellen Farben bemalt ist; dieser, mit Pelzwerk ausgefüttert, wird durch eine schöne Stute gezogen, die ganz mit roten Kopfverzierungen und geräuschvollen Schellen aufgeputzt ist.

Aber ach! auch jene heiteren Winterfeste haben ihre schönsten Tage gesehen. Jedes Jahr wird das Wetter milder. Die urbar gemachte und bebaute, gesäuberte und ausgetrocknete Erde wird wärmer und so kommt es, daß die Kanäle kaum einige Tage festzugefroren bleiben. In dem Maße, wie die Wasserteile von der Oberfläche des Bodens verschwinden und in das Meer hinausgeworfen werden, werden die Winter weniger lang und namentlich weniger streng.

Ehemals war es nicht so, und man ging selbst soweit, daß man die Soldaten Manöver auf dem Eise machen ließ. Das war ein sehr merkwürdiges Schauspiel, diese langen Reihen Infanteristen, wie sie auf Schlittschuhen ihre Uebungen machten.

Die Einübung der Scharfschützen war ganz besonders interessant.

Die Schnelligkeit, womit die entfalteten Soldatenreihen sich den feindlichen Linien näherten, ihre Waffen entluden und dann verschwanden, um einige Augenblicke später wiederzukommen, hatte etwas förmlich Zauberhaftes. Doch heutzutage macht der Mangel an Uebung jene Manöver so gut wie unmöglich.

Im Sommer verlangen die, wie Parival sagt, vergnügungserfinderischen Friesen von ihren Kanälen und ihren Seen auch noch manche lustige Zerstreuung. Das Bootfahren nebst dem Fischfange tritt an die Stelle der Schlittschuhe und Schlitten. Dann kommt die muntere und lärmreiche Kirmeß, die jedoch weniger reich an lärmenden Lustbarkeiten ist, als diejenige Südhollands. Das ist noch eine gute Zeit für Verliebte und Verlobte; man geht in Gesellschaft hin, um Kirmeß zu halten, die Buden abzulaufen, den Fußboden der öffentlichen Ballsäle erbeben zu lassen, und in den Concert- und Kaffeehäusern mehr oder weniger feierlich still den schalkhaften Liedern zuzuhören, in denen unsere Litteratur leider einen fast ebenso großen Platz einnimt, wie der ist, den die deutschen Schlüpfrigkeiten für sich beanspruchen.

17.

Leeuwarden. — Urkundensammlungen und Museum. — Ein Wort über die Torfmoore. — Die Kanzlei. — Der überhangende Turm. — Sammler.

Obgleich Leeuwarden, genau genommen, keine sehr große Stadt ist, — denn es hat nur fünfundzwanzigtausend Einwohner, — so zeigt es doch ganz das Wesen und Gebahren einer kleinen Hauptstadt. Die Straßen dieser Stadt sind gut angelegt und mit schmucken und geschmackvoll verzierten Häusern eingefaßt.

Ihre Plätze sind geräumig und wohl gelegen. Ferner verspürt man in ihrer ganzen Ausdehnung eine Regsamkeit, ein Leben, welches, neben der handeltreibenden Bevölkerung, auf das Vorhandensein einer müßig gehenden, reichen und eleganten Welt hindeutet, die dort zu ihrem Vergnügen, und nicht ihrer Geschäfte wegen wohnt.

Indessen ist die Stadt nicht sehr reich an Denkmälern der Baukunst; mit Ausnahme zweier alter Türme, deren einer, nach vorn übergebeugt, Lust zu haben scheint, auf die Straße zu fallen, der Kanzlerei, des Stadthauses, der Wage und einer alten Kirche, der Jakobinerkirche, ist in der Stadt nichts besonders Anziehendes vorhanden. Denn es ist nicht meine Absicht, meine Leser von jenen griechischen oder römischen Denkmälern zu unterhalten, die, sowie der Palast der Gerechtigkeit, den geblendeten Augen der Landleute eine schöne zeisiggelbe Façade zeigen, welche mit dorischen oder korinthischen Säulen geziert ist und eine anspruchsvolle, mäusegrau angepinselte Attika trägt.

Das Stadthaus selbst ist nicht sehr alt. Der Grundstein dazu wurde am 1. April 1715 durch Seine Hoheit den Prinzen Wilhelm Karl Heinrich Friso von Oranien-Nassau gelegt, welcher zu jener Zeit ein dickes „baby“ von drei Jahren und sieben Monaten war. Es ist auf einem wunderlich gestalteten Platze in einem Winkel belegen und zeigt von außen eine ziemlich mittelmäßige Gestalt. Auf der anderen Seite des Platzes befindet sich das Bürger-Waisenhaus, mit einer artigen Thür, die mit Bildhauerarbeit geziert und mit Figürchen geschmückt ist, welche die Waisenkinder in ihrer ehemaligen Tracht darstellen. Es ist sehr schade, daß man jenen armen Kindern nicht ihre Kleidung der vergangenen Zeit gelassen hat. Da man sich für verpflichtet hält, ihnen eine besondere Ausstaffierung zu verleihen, die jeden an das schreckliche Unglück erinnert, das sie betroffen hat, so sollte man sie wenigstens doch nicht auf eine wirklich groteske

Weise vermummen. Die ehemalige Tracht war passend, ja fast anmutig; auch hat man sich beeilt, sie umzuwandeln, sie der neuen Mode anzupassen und heutzutage laufen jene armen Kinder in den Straßen herum mit grauem Beinkleide und grauer Weste, einem Cylinderhute und einem krapproten Fracke mit Kabeljauschwanz. Warum will man denn in aller Welt durch jene schreienden Farben die traurige Lage jener jungen Unglücklichen ausposaunen? Sind sie denn eigentlich nicht schon hinreichend zu beklagen, ohne daß man sie noch dazu so behandelt, wie man es im Mittelalter mit den Juden und mit den Aussätzigen machte? Die biedere und wohlthätige Niederlande hat ernstlich eine Reform vorzubereiten. Das malerische Aussehen wird vielleicht dabei verlieren, aber das Herz wird dabei gewinnen, und das verdient denn doch in jeder Hinsicht den Vorzug.

Im Inneren ist das Stadthaus nicht alles Anziehenden bar. Es besitzt eine schöne Treppe aus geschnitztem Holze, im ersten Stockwerke befindet sich der Saal der Heiraten, welcher mit schönem Getäfel im Geschmacke Ludwig des Vierzehnten verziert, aber leider! mit abscheulichen Gemälden ausgestattet ist, welche amtliche Bildnisse darstellen. In dem Augenblicke, wo wir in diesen, einen ernsten Eindruck machenden Saal eindrangen, war gerade einer der ersten städtischen Beamten damit beschäftigt, seinen feierliche Funktionen zu verrichten. Vor ihm saßen zwei Unglückliche, die aussahen, als fänden sie an der Feierlichkeit nur ein sehr mäßiges Wohlgefallen, sie sahen unbehaglich, steif, geniert und kläglich aus, sie mit den altherkömmlichen Orangeblüten, und er mit dem Cylinder auf dem Kopfe.

Dieser Hut frappierte uns. Wir meinten einen Augenblick, es läge hier ein besonderer Gebrauch vor. Als wir uns aber näher erkundigten, wurde uns der Bescheid, so etwas wäre hier keineswegs Landessitte, der Herr da wäre ganz einfach ein Jude oder ein ungezogener Mensch.

Das Stadthaus enthält noch einen anderen Saal, der mit Pseudo-Gobelins tapeziert und mit dem unvermeidlichen grünen Tische geziert ist. Eine Eigentümlichkeit übrigens ist es, daß neben jedem Platze sich eine unendlich weiße, vollständig gestopfte Pfeife mit ihrem kleinen Deckel, nebst Zündhölzchen, befindet. Im oberen Stocke bewahrt man die Urkunden. Dort befindet sich das Heiligtum des verehrungswürdigen Herrn Eekhof, der allein mehr für die Geschichte Frieslands gethan hat, als alle seine Vorgänger. In der That begnügt Herr Eekhof sich nicht damit, ein musterhafter Archivar zu sein; er ist in Folge der gelehrten Klassifikation der wertvollen Aktenstücke, die sich in seinen Händen befinden, dahin gelangt, die Vergangenheit seines teuren Vaterlandes zu entwirren, und hat sich selbst zum neueren Geschichtsschreiber des alten Frieslands bestellt.

Die Archive Leeuwardens enthalten alle auf die Stadt und auf die Provinz bezüglichen Urkunden seit dem Jahre 1398. Jedes dieser Aktenstücke ist in einen Umschlag eingewickelt, worauf in kurzem Auszuge die Thatsachen angegeben sind, auf welche es sich bezieht, und der außerdem die Uebersetzung des Textes enthält. Das ist eben das Werk eines gelehrten Archivars. Ein Unkundiger kann heutzutage in jene Archive Leeuwardens eintreten, jene altertümlichen Zauberbücher durchblättern und, ohne etwas von den Buchstaben oder von der Schrift, von dem Stile oder der Sprache der verflossenen Jahrhunderte zu verstehen, Schritt für Schritt die Geschichte Frieslands verfolgen, welche, durch authentische Aktenstücke in klarer Weise erzählt, vor ihm liegt.

Außer jenen Schätzen bewahrt der gelehrte Archivar noch ein altes Schwert, welches für das des schrecklichen Admirals Peters des Langen (Lange Pier) angesehen wird. Dieses Mal ist es nicht wieder, wie zu Hoorn, ein einfacher zweihändiger Degen, mit plumpen Grabstichelverzierungen, den man Euch zeigt, sondern eine ungeheuere Waffe, von sieben Fuß Höhe, ohne irgend

welche Art von Verzierungen und so wie die schweizerischen Infanteristen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts sie führten. Hier, wie zu Hoorn, entscheide ich mich für das, was ich oben gesagt habe. Es scheint mir durchaus unzulässig, anzunehmen, daß ein Admiral sich eines derartigen Rüstzeuges bedient habe. Bei der geringsten, mit diesem riesenhaften Werkzeuge vollführten Schwenkung, würde er sein ganzes Tauwerk und vielleicht seinen großen Mast gekappt haben.

Wir stiegen von dem Urkundensaale hinab und besuchten dann einen anderen Saal, oder wenigstens versuchten wir, ihn zu besuchen, doch wurden wir daran verhindert durch Rauchwolken, welche ihn erfüllten. In dem Augenblicke, wo wir hineintraten, war es unmöglich, drei Schritte weit irgend etwas zu unterscheiden. Allein, dank der offen gebliebenen Thüre, verzog sich der Rauch allmählich und wir konnten endlich um den ewigen grünen Tisch herum sechs bis acht stattliche Stadträte gewahren, die sich erhoben hatten, um uns ihre Ehrerbietung zu erweisen, die aber trotzdem nicht aufgehört hatten, aus ihren langen Pfeifen Wolken eines noch weißeren Rauches zu entwickeln.

Im vorigen Jahrhunderte konnte man einen Holländer stets an seinem Phlegma und an seiner langen Pfeife erkennen. In den südlichen Provinzen hat die Pfeife der Cigarre Platz gemacht, und das Phlegma ist geblieben. In Friesland ist man beiden treu geblieben. Die Friesen sind übrigens die leidenschaftlichsten Raucher der Welt. Kaum von der Mutterbrust entwöhnt, haben sie schon die Pfeife im Munde, und es ist noch nicht einmal ganz sicher, daß sie so lange warten. Von Parival konstatiert, daß zu seiner Zeit schon die Kinder zu rauchen pflegten und daß man in ihren Händen dicke, denen der Männer gleichende Pfeifen sah. Heutzutage ist es nichts Seltenes, einen kleinen Jungen mit der Cigarre im Munde nach der Schule gehen zu sehen, und ein sehr

bescheidener Raucher verbraucht nie weniger als drei- bis vierhundert Cigarren im Monate.

Uebrigens haben ja auch die Friesen zuerst in Europa von der Pfeife Gebrauch gemacht. In allen Ausgrabungen, die seit einem Jahrhundert vorgenommen worden sind, hat man Bruchstücke von Pfeifen gefunden, und sogar auf dem Grunde der Torfländereien entdeckt man bisweilen kleine Pfeifen aus geschnitztem Knochen, welche nach ihrer Gestalt und nach der Tiefe zu schließen, in der sie in der Erde liegen, aus einer Zeit herstammen, welche der Einfuhr des Tabaks bei weitem vorangegangen sein muß. Was rauchte man nun wohl aus jenen kleinen Werkzeugen? Ohne Zweifel wohl Flachs oder Hanf oder irgend eine würzige Pflanze.

Mehrere jener Pfeifchen befinden sich im Altertumsmuseum von Leeuwarden.*) Dieses Museum, welches noch nicht sehr bedeutend ist, ist nichtsdestoweniger höchst interessant. Es enthält nur lokale Altertümer, und mit Hülfe der da gesammelten Gegenstände kann man bereits mehrere alte Gewohnheiten des Landes wiederfinden, die nicht ohne Spuren von Eigentümlichkeit sind. So zum Beispiel haben wir in einem der Schaufenster einen landdagemmer gesehen, eine Art kleinen Eimers, den die Mitglieder der Staaten mit sich nahmen, wenn sie sich in die Ratssitzung begaben, und in welche sie ihre Butterbrote legten, genau so wie die Schüler, die mit ihrem Korbe am Arme in die Schule gehen. Außerdem befindet sich im Leeuwardener Museum eine ganze Sammlung kleinen Hausgeräts von Hindeloopen, in geschnitztem und bemaltem Holze, von einer Eigentümlichkeit sondergleichen; ferner alte friesische Costume; die beiden Köpfe des ursprünglichen Denkmals, das dem Gaspar de Robles zu Harlingen errichtet war;*) friesisches Schuhwerk, zwei kleine inländische Fayencegefäße,**) einige gute Gemälde, zwei schöne Bildnisse von Janszoon van Ceulen; ein anderes Bildnis, das wohl von Gaspar Netscher sein könnte, und eine wirkungsvolle Schneelandschaft, die sicherlich von Averkany ist. Ferner sind da noch alte Waffen, alte Trümmer aller Art, und ein hölzernes Rad, das man auf dem Grunde eines Torfmoores gefunden hat. Dieses Vorfinden solcher Ueberreste des menschlichen Gewerbfleißes unter hohen Torfschichten ist jedenfalls eine ganz außerordentlich merkwürdige und interessante Thatsache. Man fragt sich natürlicherweise, wie die dahin gekommen sein mögen, und ob es wohl dadurch geschehen ist, daß dieser bedeutende Haufen von Pflanzenteilen durch irgend eine Wasserflut verschlungen ist und sich dann auf den Menschen und ihren Werken abgelagert hat, oder etwa dadurch, daß der weiche und durchaus nicht feste Boden sich geöffnet hat, um die Gegenstände, die über seine Oberfläche zerstreut lagen, hindurch zu lassen.

Ich möchte mich zu dieser letzteren Hypothese hinneigen. Obwohl die Wissenschaft erklärt, daß kaum mehr als ein halbes Jahrhundert nötig ist, um zwei Meter Torf zu bilden, so sind doch in den Torfgegenden Hollands die Beispiele von Gegen-

*) Die Sammlung des Herrn Heemstra, wovon ich schon geredet habe, enthält auch eine oder zwei solcher Pfeifchen.

*) Wir haben, als wir in Harlingen waren, gesehen, daß dies Denkmal in seiner ursprünglichen Form wieder aufgerichtet worden war. Das war übrigens nicht die einzige Art, auf welche die biederen Friesen das Andenken ihres wohlthätigen Feindes wieder gut machten. 1731 wurde zu Leeuwarden ein Bericht über die Verwaltung des Gaspar de Robles veröffentlicht unter dem Titel „Joannis Caroli de Rebus Gasparis a Robles Billai in Frisia gestis“ ꝛc. ꝛc., der eine wahre Ehrenrettung dessen enthält, dessen Andenken so viele Jahre hindurch schmählich verunglimpft worden war.

**) Die Topfwaren- und Fayencefabriken waren ehemals ziemlich zahlreich in Friesland. 1483 wurde die Stadt Leeuwarden teilweise in Brand gesteckt durch „das große Feuer, welches der Ofen eines Töpfers verursachte.“ Ueber zweihundert Häuser verbrannten. S. Guicciardini. (Amsterdam, 1609, S. 204.)

ständen, die in einer geringen Tiefe vergraben sind, sich dann nach und nach senken und später gar nicht wieder gefunden werden können, so zahlreich, daß man sich auf diese Weise leicht erklären kann, wie diese verhältnismäßig neueren Trümmer sich in einer Umgebung verirrt befinden, die viel älter zu sein scheint.

In der That hat man in den Torfmooren von Drenthe und Holland Gegenstände aller Arten und aus sehr verschiedenen Zeiträumen aufgefunden. Jeden Augenblick stößt man auf Bruchstücke von Waffen, Armbändern, Denkmünzen. Zu Zuidbroek hat man einen germanischen Hut aus schwarzem Filz aufgefunden. In den Torfgegenden von Manekensweerd und in denen von Ardres hat man zwei Schiffe entdeckt, das eine mit Korn und das andere mit Mühlsteinen beladen. Zwischen Valthe und Emmen in Drenthe streckt sich eine hölzerne Brücke von anderthalb deutsche Meilen Länge unter einem Torfmoore hin. Ist dies vielleicht eine jener Brücken, von denen Tacitus spricht, von den „pontes longi", welche die Römer herrichteten, um die sumpfigen Wälder schnell zu durchschreiten? Alles scheint darauf hinzudeuten, selbst die Verschwendung der Rohstoffe, die nicht aus größerer Ferne hergebracht sein können. Wenn es aber die umgestürzten Wälder sind, die sich auf den Werken des Menschen angehäuft haben, was hatten dann in einem Walde die beiden Fahrzeuge von Ardres und von Manekensweerd zu thun? Und ferner müßte auch die große Wasserflut sehr plötzlich gekommen sein, denn man findet nicht nur die Spuren des menschlichen Gewerbfleißes, sondern den Menschen selbst entdeckt man in jenen dunkeln Tiefen. Neben Veenendal hat man in der That einen alten Germanen in seiner Ochsenhaut gefunden, und in Westfriesland einen Reiter mit seinem Tiere.

Das sind gewiß sehr anziehende Probleme, doch ihre Lösung ist nichts weniger als leicht.

Außer ihrem Museum und ihren Archiven besitzt die Stadt

Leeuwarden eine Bibliothek. Unglücklicherweise ist diese Büchersammlung nichts weniger als reich; sie befindet sich im Justizpalaste, dem korinthischen Bauwerke, von dem wir bereits gesprochen haben. Mit Ausnahme einiger kirchlichen Handschriften aus dem fünfzehnten Jahrhunderte habe ich nichts gefunden, was vom lokalen Gesichtspunkte aus betrachtet interessant gewesen wäre. Uebrigens fand die Buchdruckerkunst erst sehr spät in Friesland Eingang. Man hat davon vor 1573 keine ernstlichen und sicheren Spuren. Ich weiß wohl, daß es Druckwerke in friesischer Sprache aus früherer Zeit giebt, aber nichts beweist auf eine unwiderlegliche Art, daß sie in dem Lande selbst angefertigt wurden.

Wenn der Justizpalast eine schwerfällige und unangenehme Architektur zeigt, so läßt sich von dem anmutigen Gebäude nicht dasselbe sagen, welches den Namen „Kanzlei" trägt und heutzutage zum Civil- und Militärgefängnis dient. Das ist ein wahrer kleiner Palast. Aus roten Backsteinen, mit Schichten von gelbem Steine erbaut, besteht die Kanzlei aus zwei Stockwerken, welche durch ein Dach von beträchtlicher Höhe gekrönt werden. Die Fenster sind viereckig; sie öffnen sich unter anmutigen bogenförmigen Wölbungen, deren Anfangsschicht auf Konsolen ruht, die mit vollkommener Zierlichkeit ausgehauen sind. Etwa auf einem Drittel der Façade erhebt sich eine, mit Säulchen gezierte Zinne. Diese Zinne hat vier Absätze an jeder Seite und einen Krönungsabsatz, wovon jeder eine Bildsäule trägt, die je eine der für die Regierung der Völker notwendigen Tugenden darstellt. Vor der Thüre erhebt sich eine doppelte Freitreppe mit durchbrochenem Geländer, worauf vier Löwen vier steinerne Wappenschilder in ihren Pranken halten.

Eine derartige Vorderseite brachte uns auf die Vermutung, es müßte sich da im Inneren wohl noch irgend ein schöner Saal befinden, und wir begannen zu unterhandeln, zunächst mit dem

Portier, dann mit einem Wärter, darauf mit einem Gefreiten, und in strenger Befolgung der Rangordnung verstiegen wir uns schließlich bis zu dem Herrn Direktor, welcher uns auf die höflichste Art von der Welt den Besuch seines kleinen Schlosses verweigerte. Da die Säle und Zellen durch die Gefangenen eingenommen waren, so war es uns nicht möglich, dahinein zu dringen, es sei denn, wir hätten eine Ermächtigung dazu vom Minister des Inneren erlangt. Obgleich nur durch den Anfang einer sehr bemerkenswerten Treppe mit gewölbten Bögen schönsten Stiles unser künstlerischer Appetit gereizt worden war, so versicherte man uns doch zu unserem Troste, es wäre im Inneren der Kanzlei nichts Merkw rdiges zu sehen. „Sie folgten Ihrer besten Ueberzeugung, Herr Direktor, als Sie uns diese Antwort gaben, gewiß, ich bezweifle das durchaus nicht; doch waren Sie auch wohl sicher, sich nicht getäuscht zu haben?"

Wie dem nun auch sein mag, — diese reizende Kanzlei verdient es, daß man die Reise noch einmal macht, und ich hoffe wohl, eines Tages wieder zu kommen, mit allen notwendigen Pässen, um zu untersuchen, ob nicht einige Spuren der schönen Sachen übrig geblieben sind, die einst darin gewesen sein müssen.

Der Name Kanzlei, den dieser anmutige Bau trägt, rührt von seiner ersten Bestimmung her, denn sie wurde 1504 erbaut, und zwar von dem Herzog Georg von Sachsen, damals Prinzen von Friesland, um dem Kanzler als Behausung zu dienen, der in seinem Namen die Provinz regierte. Später wurde sie von den Abgeordneten der Staaten eingenommen, und dann von dem Stadtrath von Leeuwarden. Von 1566 bis 1571 wurde sie vollständig restauriert, und zu jener Zeit brachte man auf ihrer Vorderseite, gerade über der Thüre, eine späterhin unleserlich gewordene Inschrift an, die dazu bestimmt war, das Andenken an ihre Restauration zu verewigen. Diese Inschrift, die damit anfing, den Namen des göttlichen Philipp II. zu erwähnen,

„DIVO PHILIPPO HISPANIARUM REGE CATHOLICO ET FRISIAE DOMINO REGNANTE", ging das ganze Personal der Regenten durch, von Karl von Brimeu, Grafen von Megen an, welcher im Namen des Königs regierte (EJUSDEM REGIS NOMINE FRISIAM GUBERNANTE) bis zu demjenigen des Kanzelisten van Emskerck hinab (CUM PETRO AB EMSKERCK GRAPHAEO). Die Aufschrift schloß mit der Jahreszahl (ANNO REDEMPTORIS MDLXXI), und diese halbverwischte Jahreszahl brachte wegen des Wortes „REDEMPTORIS" Herrn Maximus du Camp, als er nach Leeuwarden kam, zu der Annahme, die Kanzlei wäre ehedem eine dem Erlöser geweihte Kirche gewesen.

Obgleich dieser anmutige Bau zahlreiche Wechselfälle durchgemacht hat, so war er, wenn es sich um einen Tempel handelt, doch nur derjenige der Themis. Von 1571 bis 1811 diente er in der That zum Justizpalast und Gerichtshof Frieslands (Hof van Friesland). 1811, als der neue Justizpalast vollendet war, wurde er auf Befehl des Herzogs von Racenza, des damaligen Generalgouverneurs der Bezirke Hollands, in ein Militärlazareth umgewandelt. Da, wo die würdigen Statthalter gesessen hatten, schlug ein nicht weniger ernster Stabsarzt seine Wohnung auf, und die armen Verwundeten gingen in den Galerieen spazieren, wo die Herren Abgeordneten einst ihre wichtigen Beschlüsse erwogen hatten. 1824 fand die letzte Umgestaltung statt, und seit jener Zeit dient die Kanzlei zum Civil- und Militärgefängnis.

Ein anderes Gebäude reizenden Charakters und ungefähr aus derselben Zeit herstammend, ist die städtische Wage (de stadswaag). Dieser hübsche Bau in grauen Steinen, mit seinem großen schwarzen Dache, wurde 1546 auf dem Großen Markte (Lange Pijp)*)

*) Pijp bedeutet im Holländischen „Pfeife", im Friesischen aber „Brücke", mithin „lange pijp" = „große Brücke".

errichtet, welcher, wegen seiner Lage an zwei schönen Kais und an einer riesigen Brücke, einen ganz malerischen Anblick gewährt.

Nicht weit von der Wage und fast im Mittelpunkte der Stadt erhebt sich der Sanct Jacobiturm (S. Jacobs toren). Das ist jener merkwürdige Turm, wovon wir bereits geredet haben, der sich auf die Straße herüber zu neigen scheint, um die Vorbeigehenden zu überwachen. Er besitzt ein Glockenspiel, und von seiner Spitze herab bläst der Nachtwächter alle halbe Stunden in seine Trompete und weckt auf diese Weise die Leute auf, um ihnen zu sagen, daß sie in Frieden schlafen können. Man hat viel hin und her gestritten, um zu erfahren, ob der berühmte Turm von Pisa schief gebaut wäre oder ob eine Bodensenkung ihn von seiner ursprünglichen, senkrechten Stellung abgebracht hätte. Hier ist kein Streit möglich, hier ist es ganz bestimmt der Boden, der sich gesenkt hat. Uebrigens sind diese auffälligen Abweichungen von der Vertikalen in Holland durchaus nicht selten. Delft besitzt auch seinen überhängenden Turm, und fast alle alten Häuser Amsterdams stehen ein wenig schief.

Ich gestehe, daß diese Lösung mich bei längerem Nachdenken weit mehr befriedigt, als der Gedanke, ein Mensch hätte sein Talent, seinen Willen, seine Kenntnisse dazu angewandt, einen Gegenstand herzustellen, der — wie er wußte — nicht schön sein konnte, und es hätten sich andere Menschen gefunden, um ihn in seinen unglücklichen Bestrebungen zu ermutigen und ihm die Mittel zur Ausführung zu liefern. In der That ziehe ich es vor, mich einem von der Natur ausgehenden Unfalle gegenüber zu befinden, als vor einer knabenhaft ersonnenen und mit kluger Berechnung überwundenen Schwierigkeit. Das Aufsuchen des Schönen ist allen Virtuosenkunststücken vorzuziehen, die doch nur darauf hinauslaufen können, etwas Absonderliches hervorzubringen. Da nun das Gleichgewicht eines der Naturgesetze ist, so ist es notgedrungen einer der Charakterzüge der Schönheit, und in

meinen Augen ist ein schiefes Haus oder ein überhängender Turm ebenso unangenehm, wie ein betrunkener Mann, der schwankt, oder eine Frau, welche schielt.

Der andere Turm, von dem ich ebenfalls gesprochen habe, steht fast außerhalb der Stadt. Ehemals diente er der Kathedrale des heiligen Vitus als Glockenturm; aber 1580 wurde die Kirche zerstört und der alte Turm blieb allein am Rande des Walles stehen. Dies Denkmal gilt für eines der ältesten des Landes, und meiner Ansicht nach auch mit vollem Rechte, wennschon ich genaue Zeitangaben über seine Erbauung nicht habe auffinden können. Indessen kann man in Friesland kaum das Alter eines Gebäudes aus seinen allgemeinen Formen oder den Einzelnheiten seiner Ausschmückung herleiten. In der ganzen Provinz ist die Baukunst hinter anderen Ländern bedeutend zurückgeblieben. So zeigt, um nur einige Beispiele anzuführen, die Kirche von Weidum durchaus den romanischen Stil, mit halbkreisförmigen Bogenreihen, obgleich sie 1203 durch Viglius Haniana erbaut wurde. Die Kirche von Bayum stammt aus dem vierzehnten Jahrhunderte, obgleich ihre Fenster kleine Spitzbögen sind und ihre Strebepfeiler wenig hervorspringen, und eine Anzahl in jenem eigentlich dem zwölften Jahrhunderte angehörigen Uebergangsstile erbauter Kirchen gehen dennoch nur bis auf das vierzehnte oder fünfzehnte Jahrhundert zurück.

Aber der alte Turm, der uns beschäftigt, bietet noch ein anderes Interesse als dieses architektonische. Ehemals kam das Meer bis hierher; alle die prachtvollen Wiesen, die sich drei Meilen weit nach Norden erstrecken, waren zu jener Zeit von Salzwasser bedeckt, und man findet in dieser grünenden Ebene noch Spuren von Deichen, welche die Bewohner aufführten, je nachdem das Meer sich zurückzog oder daß successive Anschwemmungen dem menschlichen Gewerbfleiße ein neues Feld zur Ausbeute eröffneten.

Die Wälle, die sich am Fuße des Turmes von Sanct Vitus ausdehnten, sind verschwunden. Der ganze Gürtel der Stadt, der sie unter mancherlei Umständen gegen ihre kühnen und unruhigen Nachbaren verteidigt hatte, hat jetzt einem sehr hübschen Spaziergange Platz gemacht. Auch die Thore sind zerstört worden, und in dem Augenblicke, wo wir Leeuwarden besuchten, brach man gerade das letzte ab. Nach den alten Kupferstichen, welche sie darstellen, kann man beurteilen, wie beklagenswert diese Zerstörungen sind. In der That verdienten mehrere jener Thore ein besseres Los und boten merkwürdige Muster der Bauart vergangener Jahrhunderte dar. Aber die bürgerlichen Bauherren sind unerbittlich. In Sachen der Kunst haben sie vor nichts Respekt. Damit geben sie ein trauriges Beispiel, und wie können sie später das Recht beanspruchen, unwillig zu werden oder zu wüten, wenn der Pöbel in Anfällen von Wahnsinn dasselbe thut, was sie selbst kaltblütig gethan haben?

Die ehemaligen Wälle sind keineswegs der einzige Spaziergang Leeuwardens. Die Stadt besitzt außerdem einen öffentlichen Garten, der keine beträchtliche Ausdehnung hat, aber sehr gut bepflanzt ist. Ehedem gehörte dieser Garten den Prinzen von Oranien, aber 1795 nahm ihn die Stadt in Besitz, und seit jener Zeit vereinigt sich da die schöne Welt zweimal wöchentlich, um gute Musik zu hören.

Abgesehen von den Denkmälern der Baukunst, die wir bereits erwähnt haben, umfaßt Leeuwarden ein Dutzend Kirchen, aber keine von ihnen bietet etwas wirklich Interessantes. Die Groote Kerk, die ehemals Jakobinerkirche (Jakobyner Kerk) hieß, hatte im letzten Jahrhundert einen besonderen Reiz, welchen sie heutzutage nicht mehr besitzt. Dort befanden sich nämlich die Grabmäler der Familie von Oranien. Einige jener Grabmäler waren besonders bemerkenswert. Die beiden bedeutendsten waren dasjenige des Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, des Statthalters

von Friesland (gestorben 1620), und dasjenige der Prinzessin Anna von Oranien, seiner Gemahlin. Dies letztere zeigte die Prinzessin liegend, mit gefalteten Händen, auf einem prächtigen Trauergerüste ausgestreckt. Der Graf lag auf den Knieen unter einer Säulenhalle, über welcher sein Wappen angebracht war. Zu seinen beiden Seiten standen schöne Statuen, von denen die eine die Religion, die andere die Wahrheit darstellt.*)

1795 wurden diese Grabmäler zerstört. Die Stücke davon wurden nach dem Justizpalaste gebracht, und später vergrub man sie, um nicht durch sichtbare Zeichen das Andenken an jenen Akt des Vandalismus lebendig zu erhalten.

Schon lange vorher, nämlich 1566, wurden alle Kirchen Leeuwardens durch die Anhänger der Reformation verheert. Jene bilderstürmerische Wut, welche sich über ganz Holland verbreitete, brachte in Leeuwarden um so vielmehr Verwüstungen hervor, als die städtischen Beamten, weit entfernt davon, sich gegen diese Verwüstungen zu erheben und sie womöglich zu verhindern, sie durch eine schuldbefleckte Mitwirkung sogar begünstigten. „Als im Jahre 1566 das Fieber der Bilderzerbrechung in allen Provinzen zum Ausbruch kam, zum Bedauern und wider Willen der städtischen Behörden, da geschah dasselbe zu Leeuwarden mit Einwilligung und Erlaubnis des Magistrates, während Tierk Walles dort als Bürgermeister den Vorsitz hatte.“ So drückt sich ein Zeitgenosse aus. So hat sich denn schließlich der Magistrat im Grunde nur den Ueberlieferungen angeschlossen, welche ihm durch die frühere Behörde Leeuwardens hinterlassen waren, als er 1795 die Zerstörung der Grabmäler in der Jakobiner-Kirche nicht verhinderte und in diesen letzten Jahren in die Zerstörung der monumentalen Stadtthore willigte.

*) Diese beiden Grabmäler waren das Werk des Bildhauers Pieter de Keyzer, Baumeisters und Bildners der Stadt Amsterdam, welcher auch das Grabmal des Admirals Tromp in der alten Kirche zu Delft ausführte.

Vor der Reformation war Friesland in geistlicher Beziehung den Bischöfen von Uetrecht*) unterworfen. Aber 1559, als behufs Bekämpfung der Fortschritte des Protestantismus, welcher in den Niederlanden von Tag zu Tag mehr Grund und Boden gewann, — der Papst Paul IV. das Bistum Uetrecht zum Erzbistume erhoben hatte, machte derselbe die Stadt Leeuwarden zum Sitze eines Bischofes. Dieser neue Sprengel, der unter dem Erzbistume Uetrecht stand, war indessen nicht von langer Dauer. Der erste eingesetzte Bischof war Remi Driutius, Mitglied des großen Rates zu Mecheln und Propst an der Liebfrauenkirche zu Brügge. 1560 ernannt, nahm er kaum Besitz von seinem Bischofsstuhle, und ward 1569 nach dem Bistume Brügge berufen, selbst ehe er noch als Bischof von Leeuwarden geweiht worden war.

Sein Nachfolger Cunerus Petri, Doktor der Theologie an der Universität Löwen und Pfarrer von Sanct Petrus, wurde 1569 geweiht. Er nahm seinen Sitz 1570 ein und hielt zunächst eine Synode. Aber seine geistliche Verwaltung dauerte nicht lange. 1578, nach der Genter Friedensstiftung, bemächtigten die Reformierten sich seiner Person und trieben ihn aus dem Lande, nachdem sie ihn einige Zeit als Geißel festgehalten hatten. Alle seine Güter wurden eingezogen und zur Fortführung des Krieges gegen die Spanier verwandt. Dieser arme Bischof floh nach Köln, wo er zwei Jahre später, 1580, im Alter von neunundvierzig Jahren starb.

---

*) Diese Abhängigkeit von dem Sprengel Uetrecht hat nichts Ueberraschendes. Vom Jahre 794 bis zum Jahre 1150 lieferte die Provinz Friesland dem Bischofssitze von Uetrecht nicht weniger als fünfzehn Bischöfe, und auf die Bitte jener friesischen Bischöfe verliehen die Kaiser Heinrich der Vierte und Konrad der Dritte den ütrechtschen Prälaten das Recht der Gerichtspflege über die Kirchen und die Geistlichkeit Frieslands. — Man sehe die Bemerkung, welche das merkwürdige, 1588 zu Köln durch Cornelius Kempius veröffentlichte Werk beschließt.

Heutzutage ist kaum ein Fünftel der Bevölkerung katholisch. Die Reformierten sind sechzehntausend an der Zahl, zwölfhundert Israeliten, fünfhundert Lutheraner, sechshundert Mennoniten und zwei- oder dreihundert französische (wallonische) Reformierte vervollständigen die Gesamtheit der Einwohner Leeuwardens.

Außer ihren öffentlichen Anstalten und Sammlungen zählt die Hauptstadt Frieslands eine gewisse Anzahl sehr anmutiger Wohnungen, mit ausgezackten Giebeln, mit Stufen und Absätzen, Fratzenköpfen, Säulchen und Kragsteinen besten Stiles und reizendster Wirkung. Viele von ihnen, welche hellfarbig angemalt oder in zarten Farbentönen abschattiert sind, würden durch Beibehaltung ihres alten Backstein- und durch die Jahre vergilbten Grundsteintones gewinnen. Doch ist der allgemeine Anblick sehr glücklich; man muß daher auch nicht gar zu streng aburteilen. Die Skulpturen, die sie bedecken, haben bisweilen selbst etwas gewerblich oder örtlich Anziehendes, was ihren Wert erhöht. So steht z. B. in der Sint Jakobstraat ein niedliches Haus, dessen Hauptgesims eine Buchdruckerwerkstatt in den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts in Bildhauerarbeit darstellt. Das ist eine höchst anziehende Seite Kulturgeschichte.

Die beiden vornehmsten Privatsammlungen, die wir besucht haben, sind die des Herrn Bieruma Oosting, Bürgermeisters von Leeuwarden und die des Herrn Bloembergen-Santée. Die erstere ist eine prachtvolle Vereinigung japanesischer Porzellanwaren. Vor mehr als einem Jahrhunderte durch Herrn Oostings Großmutter begonnen, umfaßt jene schöne Sammlung ungefähr zwei- bis dreitausend Muster aus den schönsten Zeiten japanesischer Kunst. Alles ist ausschließlich blau, denn alle anders gefärbten Stücke sind streng verpönt; aber die anmutigsten und die seltsamsten Formen, die feinsten und zartesten Massen, die harmonischsten und reizendsten Zeichnungen sind in den großen Glasschränken, welche die Schätze des Herrn Oosting enthalten, im Ueberflusse vorhanden.

Der Eigentümer dieser prachtvollen Porzellangegenstände war so freundlich, uns persönlich seine Sammlungen zu zeigen, und ich muß bekennen, daß die vollkommene Höflichkeit unseres liebenswürdigen Cicerone uns ein ebenso angenehmes Andenken hinterlassen hat, wie der Anblick der schönen Sachen, die er uns zeigte.

Ebenso viel Ordnung und Planmäßigkeit, wie in der Sammlung des Herrn Oosting herrscht, ebenso unordentlich und wunderlich ist die des Herrn Bloembergen-Santée zusammengestellt. Ihre Hauptreichtümer bestehen aus vier- bis fünfhundert Stücken friesischer Goldschmiedarbeit, die mehr seltsam als fein ausgearbeitet sind und die in den Schubladen großer Schränke und in berstendvollen Kommoden wild übereinander gehäuft sind. Seine Porzellan- und Fayencesachen aller Farben (denn Herr Bloembergen huldigt bei seinem Sammeln keinem besonderen Systeme) sind in den verschiedenen Abteilungen seines Söllers zerstreut, oder in den mannigfachen Zimmern seine Wohnung aufgestapelt.

Alles ist untereinander gemischt, Europäisches und Orientalisches, Schönes und Gewöhnliches, Neues und Altes. Herr Bloembergen hat alles, was in den letzten Jahren in der Umgegend Leeuwardens zum Verkaufe gekommen ist, zusammengerafft; doch bin ich nicht völlig überzeugt davon, daß er durch ein vorbedachtes System oder sehr tiefe allgemeine Kenntnisse zu diesen Erwerbungen angetrieben worden sei. Nichtsdestominder muß man es ihm Dank wissen, die Zerstörung all dieser schönen Sachen verhindert zu haben, welche in den Händen Gleichgültiger bestimmt nicht ermangelt hätten, zu verschwinden.

Ein anderer, nicht minder merkwürdiger Besuch, wenn schon es sich dabei nicht um Merkwürdigkeiten handelte, war derjenige, welchen wir auf Veranlassung des trefflichen Doktors B... dem ersten Uhrmacher Leeuwardens abstatteten.

Dieser liebenswürdige Gewerbsmann, der seine Geschäfte

nach Hunderttausenden von Gulden beziffert, arbeitet so zu sagen nicht für die Stadt. Seine ganze Kundschaft ist über die umliegenden Ortschaften verteilt. Mit Steinen besetzte Taschenuhren, Repetier-Chronometer, mechanische, goldene, mit Schmelz überzogene Dosen, luxuriöse Orgeln und Spieldosen, alles das ist bei ihm im Ueberflusse zu finden. Seine Chronometer, die in Paris besonders bestellt werden und die er ganz aus Platina herstellt, sind bis zu zwei- und dreitausend Gulden wert. Uebrigens, je höher ihr Preis ist, desto leichter ist ihr Verkauf. Was nun die Orgeln anbetrifft, so sind das prachtvolle Mobiliarstücke mit vollständigem Orchester, welche sich eben so leicht aufziehen lassen, wie eine Taschenuhr und bis zu zwölf- und fünfzehntausend Francs kosten. Ein derartiges Magazin, welches in einem ackerbautreibenden Lande große Geschäfte macht, sagt mehr über den Reichtum dieses Landes, als ganze Bände voll Zahlen und Abschätzungen.

Wenn schon Leeuwarden die Geburtsstadt einer ziemlich beträchtlichen Zahl talentvoller Künstler ist, so befinden sich doch nur wenige darunter, deren Namen heutzutage dem Publikum, und selbst den Kunstkennern, geläufig wäre. Indessen erscheint es angemessen, daran zu erinnern, daß in Frieslands Hauptstadt geboren sind: 1504 — Dirk Philipsz, ein höchst begabter Redner, Freund und Anhänger Mennos Simonsz; 1527 — Vredeman de Vries, welcher einer der geschicktesten Kunstschreiner und Möbelzeichner war, in einer Zeit, die den ersten Rang in der Geschichte des Hausgeräts einnimmt, und endlich — die ganze Familie van Haren.

Diese große Familie von Dichtern und Staatsmännern ist wissenschaftlich Gebildeten zu bekannt, als daß ich noch weitläufig darüber zu sprechen brauchte. Nur will ich daran erinnern, daß die beiden Willem van Haren zu Leeuwarden geboren wurden, nämlich der eine 1626 und der andere 1710, und daß ferner in

dieſer Stadt, im Jahre 1715, Onno Zwier van Haren das Licht der Welt erblickte; der Verfaſſer des epiſchen Gedichtes: „Die Geuſen“, der Trauerſpiele „Wilhelm der Erſte“ und „Agon Sulthan von Bantam“, welcher in ſeinem Vaterlande des größten und verdienteſten Ruhmes genoſſen haben würde, hätte nicht eine Anſchuldigung der Blutſchande ihn gezwungen, ſich auf ſeine Güter zurückzuziehen und dort von der Welt abgeſchloſſen mit ſeiner Tochter zu wohnen, welche ſpäter nach Frankreich hinüberging und unter dem Namen „Fräulein von Nera“ die Geliebte Mirabeaus wurde.

18.

Franeker. — Eine Sündfluth von Lebensregeln. — Ein Irrenhaus. — Ein wunderlicher Franzoſe. — Ein ſeltſamer General. — Ein eingebildeter Eigentümer. — Ein Nebenbuhler des Stradivarius. — Wieder angemalte Denkmäler. — Der Schatz der Stadt. — Das Planetarium. — Sjaardama Slot.

Zwiſchen Leeuwarden und Harlingen liegt Franeker, eine reizende kleine, gut gebaute und angelegte Stadt, welche für die ſauberſte und beſtunterhaltene Frieslands gilt. Aber, ach! alle dieſe glänzenden Eigenſchaften und ſein verdienter Ruhm tröſten Franeker nur ſchlecht über ſeinen entflohenen Glanz und ſeine verſchwundene Wichtigkeit.

In der That war dies Städtchen von fünftauſend Seelen eine bedeutende und reiche Stadt zu einer Zeit, wo Harlingen noch gar nicht exiſtierte. An ſeinen feſten Mauern und der nicht minder feſten Thatkraft ſeiner Einwohner hatten ſich die Anſtrengungen ſeiner mächtigen Nachbarn gar manchesmal gebrochen. Dann, als ruhigere Zeiten es geſtattet hatten, der Toga den Vorrang zu laſſen vor dem Waffenrock, hatte Franeker in ſeine Mauern eine Menge munterer Zöglinge, ſtrebſamer Schüler, wißbegieriger Studenten herbeiſtrömen ſehen, die hierher kamen, um die gelehrten Vorträge ſeiner wohlweiſen Profeſſoren zu hören. Denn Franeker beſaß eine mit Vorrechten verſehene Hochſchule.

Dort lehrten der Mathematiker Adrian Metius, der Geſchichtsſchreiber Pierius Winſenius, der Theolog Sixtus Anama, der Rechtsgelehrte Ulrich Huberus, ferner Georg Paſor, für welchen die griechiſche Sprache ohne Geheimnis war, und noch ſo viele andere beredte Meiſter, der Jugend die exakten Wiſſenſchaften, die Theologie, das Recht, die Geſchichte und die toten Sprachen. Aber die Gelehrſamkeit iſt anſteckend. Bald wurde das ganze Städtchen von einer Lern- und Philoſophiewut ergriffen. Von den Schülern war die Begeiſterung für die Wiſſenſchaft auf die Bürger übergegangen; von den Einwohnern ging ſie auf die Wände über, und man konnte ſehen, wie ſich auf den Vorderſeiten der Häuſer, über den Thüren, ja ſelbſt auf den Mauern der Ställe weiſe Aufſchriften, Sittenlehren und tugendhafte Sinnſprüche im Ueberfluſſe zur Schau ſtellten: „Nosce te ipsum. — Ou bien ou rien. — Sola bona quae honesta. — Trahit sua quemque“ u. ſ. w. u. ſ. w. Allen dieſen Aufſchriften begegnet man auch heute noch bei jedem Schritte. Leider nur hat ſo viel Weisheit und Philoſophie nicht zu dem Reſultate geführt, das man davon erhoffen durfte. Heutzutage hat Franeker keine Hochſchule mehr, aber als Erſatz dafür beſitzt es ein Irrenhaus.

Ganz am Ende der Stadt erhebt ſich ein zierlicher und einfacher, gut eingerichteter Bau, mit großen Gärten und geräumigen Sälen, welcher nicht allzuſehr das Ausſehen eines Gefängniſſes hat. Dort ſind die armen Wahnſinnigen eingeſperrt. Die Anſtalt wird mit ganz beſonderer Sorgfalt verwaltet und obwohl die Leute, die man darin eingeſchloſſen hält, meiſtens unvermögend ſind, ſo kann man doch ſagen, daß ſie aller mit ihrem unglücklichen Zuſtande vereinbaren Bequemlichkeiten genießen. Aber trotz der Sorgfalt des Perſonales und der Einſicht der Direktion iſt

es dennoch ein höchst trauriges Schauspiel. Auch würde ich nicht davon reden, wenn ich nicht bei meinem peinlichen Besuche einige Züge beachtet, und einige Thatsachen aufgefaßt hätte, die ganz besonders anziehend und von durchaus örtlicher Tragweite sind, und die folglich hier Platz finden müssen.

Einer der Verwalter des Hauses, Herr Jellema, hatte die Gewogenheit, uns in Begleitung des Arztes van Bueren durch dasselbe zu führen. Es ist in zwei ungefähr gleiche Teile eingeteilt, deren einer von den Frauen, der andere von den Männern bewohnt wird. Die Männer sind mit kastanienfarbenem Beinkleide und ebensolcher Weste nebst brauner Jacke bekleidet. Den Frauen sind die Haare abgeschnitten; eine große Haube beschattet ihr Gesicht; ein Mieder von Zitz mit langen Schößen, ein Rock aus grobem braunem Wollstoffe und Pantoffeln vervollständigen ihren Anzug. Ich will mich nicht weitläufig über das herzzerreißende Schauspiel auslassen, welches alle jene armen, vernunftlosen Wesen darbieten. Wer ein Tollhaus gesehen hat, hat jenes düstere Gemälde stets vor Augen. Aber, obgleich die Anzahl der Irren in Holland sehr beträchtlich ist,*) so muß ich doch sagen, daß sie weniger erregt, weniger überreizt sind als in irgend einem anderen Lande. Die Frauen zerfließen in Thränen. Unbewußt ihres Zustandes, haben sie doch das Gefühl ihrer Gefangenschaft und weinen in der Erinnerung an die Wesen, welche sie draußen im Leben zurückgelassen haben. Bald ist es eine Mutter, ein

*) Das Verhältnis der Geisteskranken erreicht in den Niederlanden die Zahl 1 : 1000. Am 1. Januar 1872 zählte man in den Niederlanden 3542 Irre (1740 Männer und 1802 Frauen), welche in die fünfzehn Häuser des Königreichs eingeschlossen waren. Diese Irrenhäuser befinden sich in Amsterdam, Delft, Deventer, Dordrecht, Franeker, Haag, Herzogenbusch, Maestricht, Meerenberg, Rotterdam, Oudawater, Uetrecht, Zütphen, Boxtel und Nymwegen.

Am 1. Januar 1873 enthielten diese fünfzehn Anstalten 3763 Irre (1784 Männer und 1979 Frauen).

Bruder, bald ein Bräutigam, den sie haben verlassen müssen und den sie wiedersehen möchten. Arme kummervolle Seelen! Sie ziehen Euch auf die Seite, um Euch, die Ihr aus der Welt kommt, allein auszufragen, um Euch um Nachrichten zu bitten über jene Wesen, die Ihr nicht kennt, aber die ihr Herz dermaßen erfüllen, daß es ihnen scheint, dieselben könnten niemandem unbekannt sein.

Einige sind weniger traurig, aber diese sind alt oder bei den letzten Stadien des Irrsinns angelangt. Andere, ganz durch fixe Ideen in Anspruch genommen, die alle anderen verwischt haben, oder auch von jener schrecklichen Leere erfüllt, die im Gehirne Nacht hervorruft, sind in einen Winkel gekauert und starren ohne zu sehen, hören, ohne zu verstehen, und sind auf der Leiter der Wesen tiefer hinabgestiegen als die apathischsten Wiederkäuer.

Eine Unglückliche, vor der ich die Unvorsichtigkeit hatte, einige französische Worte auszusprechen, erheiterte indessen dies traurige Schauspiel ein wenig. Jene brave Frau hatte die seltsame Manie zu glauben, sie besäße die gründlichste Kenntnis der Sprache Molières und Bossuets und wollte deshalb keine andere Sprache gebrauchen. Sie kannte auch wirklich einige französische Wörter, hatte aber die wunderliche Gewohnheit angenommen, zwischen je zwei Wörter ein ganz sinnloses „Timonomonétutu“ einzuschalten, welches das, was sie sagen wollte, durchaus unverständlich machte, und wegen der beständigen Wiederholung vollkommen unerträglich wurde. Nur durch die Flucht konnte ich jenem höllischen „Timonomonétutu“ entgehen. Deketh war übrigens kaum glücklicher als ich. Gleich bei seinem Eintritte in das Haus flößte er einer ehrwürdigen Matrone eine furchtbare Leidenschaft ein, die sich während unseres ganzen dortigen Aufenthaltes durch die zärtlichsten Liebeserklärungen Luft machte, und, im Augenblicke unserer Verabschiedung, sogar durch einen Brief mit den verliebtesten Beteuerungen.

Der Wahnsinn der Männer ist stets mannigfaltiger als derjenige der Frauen. Es herrscht weniger Gleichförmigkeit in dem Ausdrucke ihrer Geisteskrankheit, und das begreift sich ja auch leicht, denn ihre Leidenschaften sind, wenn auch nicht heftiger, so doch wenigstens zahlreicher, und ihre Lagen im Leben mehr Zufälligkeiten ausgesetzt. Indessen bemerkte ich bei den Männern, sowie bei den Frauen, wenig Erregtheit und fast gar keine Ueberspannung. Die Tollheit nimmt in Holland etwas von dem allgemeinen Charakter der Einwohner an. Sie ist ruhig, bedächtig, und wenn ich mich so ausdrücken darf, eine zweite Gemütsbewegung, welche das klare Denken trübt. Die zwei Hauptursachen, welche dazu beitragen, den Gedankenzusammenhang in diesen armen Köpfen zu zerreißen, sind der Alkohol und die religiöse Ueberspannung. Der Alkoholismus (die Weingeistsucht) allein liefert über ein Viertel der Irren, und diese ungeheuere Zahl kann denjenigen durchaus nicht befremden, der in Holland gelebt und die Tapperijen, die Slijterijen*) gezählt hat, oder

*) Der achtundzwanzigste Bericht der Gesellschaft zur Abschaffung der starken geistigen Getränke in Holland verzeichnet, daß bei einer Bevölkerung von 3 500 000 Einwohnern, alljährlich 35 000 Gewerbescheine für den Verschleiß von Alkohol gelöst werden. Wenn man nun berücksichtigt, auf welche Weise die Bevölkerung sich zerlegt, die sich nämlich etwa aus einem Drittel Kinder beiderlei Geschlechts, aus einem Drittel Mädchen und Frauen und nur einem Drittel erwachsener Männer zusammensetzt, dann sieht man, daß auf je dreiunddreißig Männer eine Schenke kömmt. Ja noch mehr, in allen Städten Hollands gehen die meisten Leute, die eine gewisse Stellung haben, in den Klub. Diese Gesellschaften (societeit) zählen ihre Mitglieder nach Hunderten, und diese Mitglieder enthalten sich sorgfältig des Besuches der Kaffeehäuser, Schenken und Kneipen; wenn man schließlich noch davon Notiz nimmt, daß auf dem Lande die Schenken selten sind und daß der Bauer nüchterner ist als der Arbeiter, so wird man von der schrecklichen Menge Alkohols einen Begriff bekommen, die dieser letztere absorbieren muß, um zu gestatten, daß in einem so verabscheuungswürdigen Erzeugnisse so bedeutende Umsätze stattfinden.

der auf den Kauffahrteischiffen die schreckliche Menge Wachholderbranntweins gesehen hat, welche die Matrosen einschlucken.

Die religiöse Ueberspannung befremdet weit mehr. Man begreift nicht recht, wie der Protestantismus, diese kalte Religion des gesunden Verstandes, der Vernunftschlüsse, jene verzückten Träumereien herbeiführen könne, welche schließlich die Stelle der Vernunft einnehmen. Dennoch müssen wir uns vor den Thatsachen beugen, denn nichts ist so beweiskräftig, wie eine statistische Zahlenangabe, und die Zahlen stehen fest und drängen sich uns auf.

Der Ehrgeiz dagegen übt nur sehr wenig Verheerungen auf die holländischen Hirnschädel aus und liefert den holländischen Irrenhäusern nur eine kleine Anzahl Kostgänger. In Franeker habe ich nur zwei Ehrgeizige angetroffen und, was bemerkenswert ist, — sie fanden beide in ihrer Verrücktheit eine Quelle von Freuden und Ergötzungen, welche ihr eintöniges Dasein verschönerten. Der Erste, ein ehemaliger Matrose, glaubte General geworden zu sein. Mit durchlöcherten Kupfermünzen bedeckt, die er mit Bändern aller Schattierungen auf seine Jacke geheftet hatte, und welche Orden vorstellen sollten, bildete er sich ein, er wäre nicht in einem Krankenhause, sondern in einer Kaserne. Auch verstrich für ihn der Tag sehr rasch, indem er seine Gefährten musterte, ihren Anzug nachsah, ihnen über ihre mehr oder weniger gute Haltung Bemerkungen machte und ihnen seine Zufriedenheit bezeugte oder ihnen eingebildete Strafen auferlegte, die übrigens ebenso rasch vergessen waren, wie sie zuerkannt wurden. Dann, zur Stunde der Mahlzeiten, des Hereinkommens oder des Hinausgehens stieg der brave Mann auf eine Bank „zu Pferde“ und befehligte das Treffen, indem er sich einredete, daß alle diese Leute ihm gehorchten. Nichts glich seiner Genugthuung, wenn seine Genossen sich gleichzeitig mit seinem Befehle in Bewegung setzten, und beim Herein-

kommen oder Hinausgehen so thaten, als fügten sie sich seinen Anordnungen.

Der andere Ehrgeizige hatte sich in den Kopf gesetzt, er hätte gewaltig großen Grundbesitz, und das Haus gehörte ihm. Seiner Idee nach waren der Direktor und der Arzt, die Verwalter und die Wärter nur seine Oberaufseher, und alle die Verrückten untergeordnete Arbeiter, die zur Aufgabe hatten, seine Güter zur Geltung zu bringen. Nichts kann eine Vorstellung von der wichtigen Miene geben, die dieser Unglückliche annahm, wenn er im Garten spazieren ging. Mit aufgeblasenen Backen, den Kopf stolz zurückgebogen, die Hände auf dem Rücken, ging er mit großen Schritten vorwärts, indem er jedermann mit einer Miene vollkommener Ueberlegenheit anstarrte und bisweilen geruhte, über die Art und Weise, wie die Laubgänge gesäubert und Beete unterhalten wären, eine Bemerkung zu machen.

„Er hat durchaus kein schlechtes Herz," sagte mir der Doktor van Bueren, der die Güte hatte, mich durch das Haus zu führen. „Es ist kaum acht Tage her, da hat er mich mit wichtiger Miene bei Seite genommen, mir seine hohe Zufriedenheit bezeugt, und mir angekündigt, mein Gehalt wäre verdoppelt, aber," fügte der gefällige Arzt hinzu, „da ist ein anderer Narr, der mindestens ebenso merkwürdig ist. Der da ist ein Nacheiferer der Amati, des Stradivarius, und des Guarnerius. Mit einigen Stücken Holz, die er in der Tischlerwerkstätte gefunden hat, verfertigt er Violinen, die wirklich außerordentlich sind."

„Hat man ihn denn dieser Begabung halber eingesperrt?" konnte ich nicht umhin, zu sagen; „es scheint doch, daß man hinsichtlich der Musiker nie eine größere Nachsicht gezeigt hat, als in unseren Tagen."

„Allerdings," entgegnete der Arzt; „deswegen ist er auch durchaus nicht in Behandlung. Seine Tollheit ist ganz anderer Art: er redet sich ein, daß die Nahrungsmittel, welche seine

Freunde, seine Verwandten oder seine Kameraden zu sich nehmen, bei ihm Unverdaulichkeiten zu Wege bringen. Er ißt selbst mit Gefräßigkeit, kann es aber nicht leiden, daß die anderen es ebenso machen. Das sind Streitigkeiten .."

„Innere ..."

„Oder besser gesagt intestinale, die nicht enden, und die schließlich zu Schlägereien führen würden, wenn die Wärter nicht dem Zanke Einhalt thäten. Das Seltsamste ist, daß er außer den Speisezeiten so verständig und sittsam ist, wie ein vernünftiger Mensch. Sie werden übrigens sogleich selbst aus eigener Anschauung darüber urtheilen."

In der That traten wir an den unglücklichen Stradivarius heran und baten ihn um die Erlaubniß, uns seine Meisterstücke besehen zu dürfen. Ohne sich bitten zu lassen, führte der arme Narr uns in seine Werkstatt und zeigte uns drei Violinen aus weißem Holze, die wahre Wunder waren. Der brave Mann hatte sie ohne Muster, aus dem Gedächtnis, gemacht, weil er einst welche in den Händen anderer Leute gesehen hatte, denn gehandhabt hatte er nie eine. Auf dem Stege ruhten vier eingefettete und ausgespannte Bindfäden, und mit einer Art Bogen quälte dieser seltsame Musiker sich ab, einen von ihm selbst componirten Walzer darauf auszuführen. Er hatte auf dieselbe Weise eine Clarinette und verschiedene andere Instrumente verfertigt. Seltsame Verirrung! Wie viele von uns besitzen ähnliche Verirrungen! Und wo ist die genaue Grenzlinie zu ziehen, wo die Vernunft erlöscht und wo die Tollheit beginnt; die Linie, welche die Kunst von der Verrücktheit trennt?

Jedoch sind die Künstler überall dieselben, und die Eifersucht ist nicht der kleinste ihrer Fehler. Sobald wir mit dem Musiker fertig waren, mußten wir einem Dichter Gehör schenken. Das war ein braver Matrose, dessen Gehirn ganz zerrüttet war, und der sich einbildete, alle die Tollheiten, die dasselbe durch-

kreuzten, ließen die Meisterwerke Vondels, Bilderdyks und Da Costas weit hinter sich. Ach, du armer Dichter! wenn man alle diejenigen deiner Mitbrüder, die kaum vernünftiger sind als du, mit gleicher Strenge behandeln wollte wie dich, o, gewiß, dann würdest du eine zahlreiche Gesellschaft um Dich versammeln!

Im Augenblicke, wo wir das Institut verließen, wünschten wir dem Verwalter und dem trefflichen Arzte lebhaft Glück wegen der so einsichtsvoll all' diesen Unglücklichen gespendeten Sorgfaltsbezeugungen, wegen der bemerkenswürdigen Art, womit die Anstalt gehalten war, und wegen der ängstlichen Sauberkeit, die überall herrschte.

„Es freut uns, Sie so befriedigt zu sehen," antwortete Doktor van Bueren, „denn um dieses Resultat zu erlangen, haben wir ganz besondere Schwierigkeiten zu überwinden. Unser Personal ist sehr schwer zu ergänzen. Es ist uns fast unmöglich, thätige und kräftige junge Frauen zu finden, die sich mit diesen Unglücklichen einsperren lassen wollen. Sie gewähren uns ihre Hülfe nur dann, wenn es ihnen nicht gelingt, sich außerhalb unterzubringen. Und sobald sich eine Gelegenheit dazu darbietet, verlassen sie uns. Es ist also fortwährend wieder ein neues Anlernen nöthig, und die Bedienung muß selbstredend darunter leiden. In Frankreich haben Ihre Aerzte die barmherzigen Schwestern zur Hand, welche unendliche Dienste leisten. Ich weiß sehr wohl, daß religiöse Körperschaften in den Krankenhäusern bedeutende Schattenseiten haben, aber, nach einer gewissen Zeit, dann gewöhnen sich diese Frauen doch schließlich an die Behandlung, und ihre Hingebung ist unbestreitbar. Sie verstehen es, sorgfältig und behutsam zu sein; das sind wahre Krankenwärterinnen, während wir nur Mägde haben."

„Dann," antwortete ich, „haben Sie ein um so viel größeres Verdienst, da Sie mit so unvollkommenen Mitteln so bedeutende Ergebnisse erlangen."

Mit diesen Worten schieden wir von dem trefflichen Arzte und lenkten unsere Schritte dem Stadthause und der alten Kirche zu.

Die große Kirche war ehedem dem heiligen Martin geweiht; sie ist fast in der Mitte der Stadt gelegen und von einem kleinen Platze umgeben, der vormals der Kirchhof Franekers war. Es ist ein großes und schönes Gebäude, mit Schiffen gleicher Höhe und einem Plafond aus Zimmerwerk. Die Säulen, welche rund und sehr dünn sind, verleihen dem Baue eine große Leichtigkeit. Die ganze Kirche und ihr Glockenturm ist ein Backsteinbau ohne Verzierungen. Nur ein schönes Gitter aus behauenem Steine, welches das Chor von dem Chorumgange trennt, unterbricht die Eintönigkeit dieser allzu ernsten und zu nüchternen Bauart. Die Kirche hat kein Kreuzschiff. Obwohl die Gesamtheit ihrer Linien wenigstens auf das vierzehnte und vielleicht auf das dreizehnte Jahrhundert hindeutet, so datiert sie doch erst aus dem Jahre 1420.

Das unweit der Kirche belegene Stadthaus ist ein reizender Bau, im Geschmacke der Kanzlei Leeuwardens. Es ist zweistöckig und bildet eine Straßenecke, mit einer doppelten Zinne, welche seine Höhe verdoppelt. Vor der Thüre rundet sich eine kreisförmige Freitreppe ab, und das ungemein große schwarze Dach, das sich über seinen sehr großen und anmutigen Fenstern erhebt, wird von einem zierlichen Glockenturm überragt, der von weitem eine ausgezeichnete Wirkung hervorbringt.*)

Leider hat man durch Anmalen alle die reizenden Bildhauerarbeiten verdorben, indem man sie nach und nach mit immer neuen Schichten von Farbe zugekleistert hat. Wie ein Fehler, ja fast wie ein Verbrechen erscheint uns diese abscheuliche, durch ganz Holland verbreitete Sucht, alle öffentlichen Gebäude anzuschmieren. Ein altes Denkmal muß ehrwürdig aussehen und nicht so, wie

*) Dieser reizende Bau wurde 1591 vollendet.

ein ungeheueres Spielzeug, das man tags zuvor angefertigt hat. In Franeker überschreitet diese verabscheuungswürdige Krankheit alle Grenzen. Nicht zufrieden damit, mit frischen und grellen Farben die altertümliche Façade des anmutigsten Gebäudes der Stadt zu besudeln, hat man die Karyatiden, welche den zierlichen Pfeileraufsatz über der Eingangspforte tragen, fleischfarben angemalt, mit rosigen Schattierungen für die Lippen und Wangen, und braunen Färbungen für die Haare, die Augenbrauen und die übrigen Particen. Ich kenne nichts Scheußlicheres als diese Maskierung des Steines. Man könnte sagen, diese Bildsäulen wären nichts anderes als nachgemachte Leichname. Es ist wahrlich nichts weiter nötig, um die Künstler und Touristen über den guten Geschmack der Architekten in Franeker aufzuklären.

Im Inneren enthält das Stadthaus noch einige schöne oder wenigstens anziehende Säle. Die Urteilskammer und diejenige der Sparkasse besitzen jede einen sehr schönen Kamin; der erstere ist mit Karyatiden, der zweite mit Säulchen und einem mit hübschen Skulpturen bedeckten Mantel verziert, aber alle beide sind, gleich der Façade, nach und nach durch die widrigen Schichten der alljährlichen Tünche zugeschmiert. Der Ratssaal ist mit Cordnan ausgeschlagen. In zwei oder drei Räumen verschwinden die Wände gänzlich unter etwa hundert Bildnissen mit sauertöpfischen Mienen, mit pedantischem und verdrießlichem Gesichtsausdrucke.

„Dies sind," sagte uns die Pförtnerin, „die Bildnisse der Professoren der ehemaligen Hochschule."

Indessen bemerke ich in dem Haufen doch einige, die, wie mir scheint, sich dieser als allgemein hingestellten Regel nicht unterwerfen. Es kömmt mir in der That wenig glaublich vor, daß Diogenes, Gaston de Foix, Picus von Mirandola und einige andere, deren Züge ich unterscheide, jemals nach Franeker gekommen seien, um dort öffentlich zu lehren. Wie dem nun auch

sei, alle diese Herrschermienen mit oder ohne Perrücke, erregen mir Schauder; sie erinnern mich unwillkürlich an die verhaßte Zeit, wo ich die Lehranstalt besuchte. Es kömmt mir vor, als athmete ich eine dumpfe Schulatmosphäre voll Aufgaben und Stubenarresten, und ich fühle mich glücklich, ihr entfliehen und draußen frische Luft schöpfen zu können, jedoch nicht, ohne zuvor noch von einem großen Schranke Kenntnis genommen zu haben, welcher den Schatz der Stadt Franeker enthält.

Es sind einige Becher aus vergoldetem Silber, von guter Form und zierlicher Arbeit, welche einst den Gilden der Armbrust- und Büchsen-Schützen der Stadt gehört haben; ein Exemplar der Psalmen Davids, durch Clément Marot und Théodore de Beza in französische Reime gebracht; eine 1545 zu Paris gedruckte Bibel und einige kleinere Gegenstände, welche von der berühmten Anna Maria Schüürman herrühren, deren Bildnis sich mitten zwischen denen der Professoren befindet.

Das ist übrigens nicht mehr als billig und jene außerordentliche Frau, welche ihre Zeitgenossen „die neuere Sappho" benannten, welche Lateinisch, Griechisch, Aethiopisch und Hebräisch konnte, welche mit Begabung malte, Kupferstiche und Skulpturen anfertigte und, nicht zufrieden damit, Musik zu treiben, 1648 zu Leyden eine Sammlung von „Opuscula hebraea, graeca, latina, gallica, prosaïca et metrica" veröffentlichte, verdiente gewiß wohl, sich nach ihrem Tode in solcher Gesellschaft zu befinden.

Beim Ausgange aus dem Stadthause hofften wir, nun von den Lehrstunden und Lehrmeistern erlöst zu sein; allein zu Franeker fällt man aus der Charybdis in die Scylla. In der That, nach dem Stadthause mußten wir noch das Planetarium besuchen.

Stellt Euch ein kleines, wie der Azur des Himmels blaues Zimmer mit beweglichem Plafond vor. Der Plafond stellt das Gewölbe des Sternenhimmels dar; und die Planeten, unter der Gestalt vergoldeter Kugeln, führen mittelst eines Uhrwerks ihre

Drehung um die Sonne aus. Diese nimmt die Mitte des Zimmers ein und muß sich da wohl sehr unbehaglich fühlen, denn sie ist dort, selbst zu den besten Tagesstunden, in ein Halbdunkel eingehüllt, welches mit ihren lichtfreundlichen Gewohnheiten wenig im Einklange steht. Ueber dem Sternenhimmel ist ein geräumiger Hängeboden vorhanden, wo das Getriebe liegt, welches alles in Bewegung setzt; aber da man sich tief bücken und sich fünf- oder sechsmal den Kopf zerstoßen muß, um, beim Lichte einer scheußlichen Kerze, einen Haufen von Rädern und Verzahnungen, Seilen und Transmissionen zu gewahren, wovon man schließlich doch nicht viel begreift, so ist die Besteigung dieses Hängebodens keineswegs ein Spaziergang, den ich meinen Freunden empfehlen möchte.

Das Ganze wird mit einem Stäbchen gezeigt und dazu eine Erklärung etwa wie bei einer laterna magica gegeben, und zwar von einer braven Frau, einer Art Mittelding zwischen Bürgerin und Dienerin, die für ihre Lektion auch ein Uhrwerk im Oberstübchen zu haben scheint. Sie ist, wie man uns gesagt hat, die Enkelin des berühmten Eise Eisinga, der sich als Mathematiker ausgezeichnet hat und sieben Jahre seines Lebens (von 1773 bis 1780) der Anfertigung dieses Planetar ums widmete. Es fällt mir nicht im geringsten ein, das Verdienst jenes gelehrten Mannes schmälern zu wollen; doch, aufrichtig gesagt, — weil er nun doch einmal der Ansicht war, daß ein derartiges Werk not thäte, so hätte er es wenigstens in einem hellen und luftigen Zimmer einrichten sollen und nicht auf dem Hängeboden eines Hinterladens.

Ehemals besaß Franeker, ganz am Ende seiner großen Straße, ein stattliches Schloß, genannt „Sjaardama Not“. Dieses Schloß ist dem Einflusse der Naturelemente zum Opfer gefallen. Dasselbe gilt von den Wällen und den sechs Thoren, wovon einige höchst anmutige kleine Baudenkmäler waren. Es blieb uns nun also nichts mehr zu sehen übrig. Auch schlugen

wir ohne Verzug und ohne Bedauern den Weg nach dem Bahnhofe ein, noch immer von der Schulatmosphäre verfolgt, die uns noch heutigen Tages aus diesem reizenden Städtchen anhaucht.

Indessen gewahrten wir beim Uebergange über eine kleine Brücke, die nach der Eisenbahn führt, an der Mauer eines Waisenhauses eine Inschrift, die nichts Anspruchsvolles oder Sententiöses an sich hatte. Sie gab an, daß genau an jener Stelle Johann Moritz von Nassau am 6. Januar 1665 beinahe in den Wogen umgekommen wäre. Wir beachteten die Inschrift, ermittelten jedoch, daß der Kanal nur von geringer Breite ist, und der Prinz folglich kaum ernstlich hätte in Gefahr kommen können.

19.

Die Küsten Frieslands. — Die Ueberschwemmungen. — Dietrich und Gisbert von Batemburg. — Die Grafen von Egmont und von Hoorn. — Hindeloopen. — Künste, Tracht und Sprache. — Merkwürdige Architektur. — Die holländische Flagge auf dem Boote Christi. — Schlacht von Tritonen und Najaden.

Als wir Harlingen verließen, — denn bei unserer Rückkehr von Franeker verweilten wir dort kaum, — konnten wir nicht ermangeln, den prächtigen Gürtel von Wasserbauten zu bewundern, welcher rechts und links die Küsten Frieslands einschließt. Wenn man diese in die Erde gerammten Wälder sieht, die sich starr aufrichten, um die Fluthen aufzuhalten, so sollte man sagen, das ist ein mit Platten belegter Brustschild, der die Aufgabe hat, die Jungfernschaft dieser schönen Provinz gegen die frechen Versuche der Winde und der Fluten zu schützen.

Indessen ist diese Jungfernschaft weit davon entfernt, noch unberührt geblieben zu sein. Manchesmal hat sich die Ueberschwemmung über diese grünenden Wiesen ergossen und hat auf

dieselben, jenachdem sie vom Meere oder vom Flusse kam, Lebens- oder Todeskeime niedergelegt. Einem jener schrecklichen Ereignisse verdankt sogar das heutige Friesland einen Teil seiner Wohlfahrt. Die große Ueberschwemmung von 1230 bedeckte den Boden mit einem fruchtbaren Schlamme und wandelte die Ländereien in Wiesen um. Das war übrigens nicht der einzige Dienst, den die Wogen in jenem Jahre dem Lande erwiesen. Scharen von Wölfen, die seit Jahrhunderten die Gegend verheerten, wurden vernichtet. Jene schrecklichen Tiere, deren Frechheit sondergleichen war, begnügten sich nicht damit, von den Heerden ihren Zehnten zu verlangen; nein, sie erkühnten sich auch, den Menschen anzufallen. Während der Strenge des Winters erschienen sie in großer Anzahl am Eingange der Dörfer, und die Bauern waren gezwungen, ihnen gefahrvolle Kämpfe zu liefern, aus denen sie nicht immer siegreich hervorgingen. Die Toten selbst wurden nicht mit mehr Ehrfurcht behandelt als die Lebenden: „Sie zogen sie aus ihren Gräbern .... Daher kam es, daß man von Deutschland ausgehöhlte Steintröge bezog, um in ihnen die Toten gegen die Angriffe der Wölfe zu schützen, indem man die Tröge noch obendrein mit einem großen Steine bedeckte.“ *)

Leider brachten die Ueberschwemmungen, welche folgten, nämlich in den Jahren 1312, 1421, 1426 und 1476 keineswegs ebenso glückliche Resultate hervor. Nicht nur wurden die Dörfer zerstört, die Ländereien verdorben und das Vieh ertränkt, sondern auch die Opfer an Menschenleben bezifferten sich nach Hunderten.

„Wenn der Wind vom Norden her zu wehen beginnt,“ so schreibt ein Zeitgenosse jener unheilvollen Epochen in der friesischen

*) Eine merkwürdige Thatsache ist es, daß man von diesen Gräbern, von denen Guicciardini erzählt, gar keine Spuren vorfindet, während man sie doch heutzutage bei den Nachgrabungen, die man in Friesland anstellt, entdecken müßte.

Geschichte,*) „dann stürzt das Meer mit einer solchen Wut heran, daß die Türme der Kirchen, die höchsten und festesten Häuser erschüttert und sogar häufig niedergeworfen werden. Die entwurzelten Bäume werden auf den Boden geschleudert und die größten Schiffe, fortgerissen durch die Gewalt der Naturkräfte, werden auf die Küste gehoben. Darum,“ fügt der Verfasser hinzu, „hat man Friesland mit einem Gürtel von aus Erde aufgeschütteten Wällen umgeben. Aber, da bisweilen selbst diese Wälle nicht hinreichend sind, um die Wucht der Fluten im Zaume zu halten, so haben die Einwohner ihre Behausungen auf kleinen künstlichen Erdhügeln erbaut, welche, wenn die Gefilde überschwemmt sind, ihnen als Zufluchtsörter dienen und Vieh und Menschen vor dem Erkrinken bewahren.“

Heutzutage ist, dank den prachtvollen Werken, welche jene fruchtbare Gegend schützen, eine Rückkehr jener Unglücksfälle weit weniger zu befürchten. Dennoch wurde noch in diesem Jahrhunderte, nämlich 1825, im Monate Februar, über ein Drittel Frieslands durch das Meer und die Flüsse überschwemmt, welche, plötzlich angewachsen, sich einen Durchgang durch die Deiche öffneten, welche ihren Lauf zügelten. Man kennt die Ursachen jener schrecklichen Katastrophe nicht genau. Uebrigens schienen alle Naturelemente entfesselt, um über dieses unglückliche Land herzufallen. Wolkenbrüche, Donner und Blitz verbanden sich mit dem rasenden Meere, um gegen die Menschen mit einem der schrecklichsten Angriffe, die sie jemals zu ertragen hatten, anzustürmen.

Ueber den Anblick dieser Umwälzung der Natur bestürzt, meinten die Einwohner, ihre letzte Stunde wäre gekommen; einige flohen erschreckt vor der schäumenden Woge, die sie verfolgte, andere, weniger glücklich, durch jenes schreckliche Element überrascht und plötzlich in ihren Häusern umzingelt, entgingen

*) Cornelius Kempius „De Origine, situ“ etc. Köln, 1588.

der sie bedrohenden Gefahr lediglich durch den außerordentlichen Mut, die Thatkraft und die Thätigkeit, die unter diesen traurigen Verhältnissen ehrenfeste Bürger, die für die Unglücklichen ihr Leben daransetzten, entwickelten.*)

Dieser Zustand quälender Angst dauerte zwei lange Tage. Dann zog sich das Wasser nach und nach wieder zurück, doch nicht ohne schreckliche Verheerungen angerichtet zu haben. Und doch, wenn man diese dreifache Linie ungeheuerer Bohlen sieht, die, auf einander gestützt, untereinander durch dicke Balken verbunden und durch Gegenpfeiler von Steinen, Backsteinen und Felsen (mit großen Kosten von Schweden oder Belgien herbeigeschafft) verstärkt sind, — dann fragt man sich, wie das Meer ein derartiges Bollwerk, welches seiner Wut entgegengestellt ist, zu durchbrechen vermag. Diese prächtigen Verteidigungswerke dehnen sich in einer Länge von 13½ deutschen Meilen aus, und man kann sich ungefähr eine Vorstellung von den Kosten ihrer Unterhaltung machen, wenn man bedenkt, daß jede der Bohlen, welche dies ungeheuere Schanzwerk bilden, etwa zehn Gulden kostet.

In der That genügt es nicht, ganze Wälder aus weiter Ferne kommen zu lassen, sie zurecht zu stutzen und sie in dreifacher Reihe einzurammen. Wenn der Erdboden die hinterlistige Woge zur Feindin, so hat das Holz alles von seinen mikroskopischen Bewohnern zu befürchten.

Daher muß jeder einzelne Pfahl, bevor er eingerammt wird, mit einer Eisenrüstung überzogen werden, um nicht in wenigen Jahren die Beute der Bohrwürmer und weißen Ameisen zu werden und in Fäulnis zu zerfallen. Mittelst einer Menge dickköpfiger Nägel, die man nebeneinander schlägt, gelangt man zu dem Zwecke, sie mit diesem unerläßlichen Harnische zu bedecken. Nichts ist so eigentümlich anzuschauen, wie die Ausbesserung

*) G. Stirum, Malerische Reise in Friesland, 1839.

eines Deiches, wobei dann Hunderte von Arbeitern auf jenen Baumstämmen reitend sitzen, mit einem dicken Hammer in der Hand, und Tausende von Nägeln einkeilen, welche den Balken mit einem wahren Panzerhemde zu bekleiden scheinen und bewirken, daß er einer schuppenbedeckten Schlange ähnelt. Aber man begreift auch, welche Kosten solche Arbeiten und derartige Vorsichtsmaßregeln mit sich bringen.

Der Anblick jener großartigen Arbeiten ist zugleich anziehend und erhebend. Welche Anstrengungen haben die Väter daran gesetzt, um ihren Kindern diesen reichen Winkel Erde zu vermachen, und was für Kämpfe mit den Naturkräften muß der Mensch noch tagtäglich bestehen, um für seine Kinder das durch die Vorfahren geschaffene Erbe bewahren zu können!

Doch bald entschwindet die Küste und erscheint nur noch am Gesichtskreise wie ein schwarzer Streifen, welcher kaum über die Fläche der gelben Wogen hinausragt. In der That sind wir gezwungen, auf die offene See hinauszufahren, um den „Kornwerder-Zand", eine der gefährlichsten Bänke, welche sich in der Zuyder-See befinden, zu vermeiden. Bald umringen uns die Bojen; man muß mit Vorsicht vorrücken, indem man jede von ihnen sorgfältig auf der Seekarte anzeichnet und mit dem Senkblei die Angaben vergleicht, welche sie uns bieten. In der Ferne, zur Linken, erhebt sich ein großes Zimmergerüst. Seine auseinander klaffenden Balken machen es einem schwarzen Gerippe ähnlich. Das ist irgend ein Schiff, welches durch Unwetter dahin verschlagen sein mag und auf jener treulosen Bank seinen Untergang gefunden hat. Diese Bank ist selbst doppelt treulos, denn sie hat die Treulosigkeit der Menschen begünstigt. In der That wurden auf ihr im April 1568 die unglücklichen Freiherren Diedrich und Gisbertus von Batemburg ergriffen. Jene vom Unheile heimgesuchten Brüder, welche tags zuvor durch den Herrn von Brederode benachrichtigt waren, daß der Aufenthalt in

Amsterdam für die Anhänger des Prinzen von Oranien nicht ohne Gefahr wäre, hatten ihr Leben und ihr Vermögen einem Schiffer anvertraut, der sie nach Emden fahren sollte. Sie waren von einigen ihrer Freunde begleitet und glaubten sich gegen die Verfolgungen des Herzoges von Alba gesichert, als der Schiffer in der Nähe des Kornwerder-Zands, da er wußte, welche Gäste er an Bord hatte und welchen Preis man auf ihre Gefangennahme stellte, den Beschluß faßte, sie zu verraten und auszuliefern. Eine zu rasche Wendung warf ihn auf die Sandbank. Sein Schiff war nun allerdings verloren, aber sein Glück war auch gemacht. Die Notzeichen wurden von der Küste aus bemerkt. Man kam, um die unglücklichen Reisenden zu befreien, doch geschah dies lediglich, um sich ihrer Person zu bemächtigen und sie nach Brüssel zu befördern. Da wurden sie eingekerkert, vor Gericht gezogen, und am 1. Juni 1568 bestiegen sie das Schaffot mit sechzehn anderen Edelleuten, welche ihren Glauben und ihre Freiheitsliebe teilten und, wie sie, durch die Hand des Henkers umkamen. Vier Tage später kam die Reihe an die Grafen von Egmont und von Hoorn, und auch ihr Blut färbte jene unseligen Bretter, auf welche seit einigen Jahren so viel edles und hochherziges Blut geflossen war.

Allein bald haben wir die schwierige Durchfahrt hinter uns; nun können wir alle unsere Segel entfalten und, dank der Brise, die sie bläht, fahren wir rasch dahin in der Richtung auf Hindeloopen zu. Das Ufer erscheint uns von neuem, stets geschützt durch seinen Pfahlwerkbeschlag. Das Feuer von Workum zeigt sich in der Ferne, umgeben von munteren Mühlen, deren Flügel sich in tollem Wirbel über grünen Wiesen umdrehen. Dann erhebt sich der große Kirchturm von Hindeloopen am Horizont und beherrscht die roten Dächer, welche kaum den Deich überragen und sich hinter diesem unendlichen Walle zu verbergen scheinen.

Aber der Wind legt sich plötzlich, die großen Segel heften

sich an den Mast und wir hören auf, vorwärts zu kommen. Die Natur wird von einer jener plötzlichen, und in dieser merkwürdigen Gegend einen so starken Eindruck machenden Windstillen überfallen. Die Wolken stehen am Himmel still, das Wasser, das uns umgiebt, verzichtet auf sein munteres Geplätscher, und man könnte sich inmitten eines allgemeinen Schlummers der Schöpfung wähnen, würde diese dichterische Sammlung des Gemüts nicht gestört durch einen Vogel, der den Horizont durchkreuzt, einen Seehund, der mit seinem Kopfe die Oberfläche des Meeres streift, oder irgend einen bruinvisch, der mitten in diesen ruhigen Gewässern seine Luftsprünge ausführt.

Um nicht ewig auf derselben Stelle zu bleiben, nehmen wir das Boot, und versuchen durch kräftiges Rudern die Küste zu erreichen. Die Hitze ist drückend. Die Sonne verbrennt uns mit ihren Strahlen, und das Wasser, welches sie zurückwirft, blendet uns mit seinen Silbertönen. Die Hitze ist ganz besonders in den Ländern des Nordens unerträglich. Die Gegend, wo ich meinesteils am meisten darunter gelitten habe, ist Norwegen. Da scheint Euch die Sonne geradezu ins Gesicht, kocht und blendet Euch. Da sie sich kaum über den Horizont erhebt, so hat man sie immer gerade vor sich und kann sich nicht davor schützen; man wird durch die Ausdauer ihrer Strahlen förmlich überwältigt. Man könnte fast sagen, sie wollte sich Einem verleiden, um während der nicht enden wollenden Winternächte weniger herbeigesehnt zu werden.

Endlich, nach einer Stunde voll Anstrengungen kommen wir in dem Hafen Hindeloopens an. In der That ist es ein kleiner Hafen ohne Ausdehnung und ohne Tiefe, versandet, mit großen Kräutern bewachsen, welche ihn einem Polder ähnlich machen und uns erzählen, wie wenig Leute ihn besuchen. Für den Augenblick ist er leer; da ist nicht ein Nachen, nicht ein Schiff, selbst keine Treppe, um die Verpfählung zu erklimmen, welche ihn umgiebt,

und wir sind gezwungen, eine anstrengende Turnübung vorzunehmen, um zum Gipfel der großen angetheerten Balken zu gelangen.

Glücklicherweise wird man, wenn auch das Hinaufklettern mühsam ist, für seine Anstrengung doppelt belohnt, denn da sind wir ja auf einem Punkte angelangt, von wo aus wir plötzlich die Stadt beherrschen, das Land mit dem Blicke umfassen und zu unseren Füßen merkwürdige Häuser gewahren, sowie zwei Schritte nur vor uns eine unter solchen Umständen ganz verehrliche Herberge, welche uns zu unserer Erholung gute frischgemolkene Milch, und zu unserer Augenweide munteres Holzwerk darbietet, nach der Sitte des Landes bemalt und ausgeschnitzt.

Obgleich Hindeloopens Gründung bis ins achte Jahrhundert zurückgeht (wie andere behaupten nur bis 926), so war es eigentlich niemals eine sehr wichtige Stadt. Die Stelle, die es heutzutage inne hat, war ehemals der Mittelpunkt eines ungeheueren Waldes, des Kreylwaldes, dessen bester Teil von der Zuyder See eingenommen ist, und sein Namen Hinden-loopen (Hindinnen-Laufen) deutet genugsam darauf hin, daß die ersten Inhaber seines Bodens Hindinnen und Hirsche waren, welche unter seinem friedlichen Schatten ihre munteren Sprünge machten. 779 erbauten die Könige und Herren von Stavoren, welche hierher kamen, um sich den Vergnügungen der Jagd hinzugeben, an diesem Orte ein Lokal für ihre Rendez-vous. Um das königliche Lusthäuschen gruppierten sich dann nach und nach einige Wohnungen, und im Jahre 1225 erlangte der Flecken, welcher zum Städtchen herangewachsen war und eines schönen Morgens als Seehafen erwachte, — den Titel „Stadt" und eine gewisse Anzahl von Freiheiten. Indessen vermehrte diese neue Lage die Wichtigkeit der Stadt keineswegs merklich. Ihr Hafen war nie im Stande, Schiffe großer Tragfähigkeit in sich aufzunehmen, und

Hindeloopen blieb vor allem eine ackerbautreibende Stadt, welche sich von dem Erzeugnisse der prachtvollen Wiesen ernährte und bereicherte, welche die urbargemachten Wälder dem Gewerbefleiße ihrer Bewohner überliefert hatten.

Was gewisse Schriftsteller irre leiten und zu dem Glauben führen konnte, als hätte Hindeloopen ehemals einen Wert als See- und Handelsplatz gehabt, ist der Umstand, daß der König Albert von Schweden seinen Schiffen 1368 gewisse Privilegien bewilligte, welche bis dahin die Schiffe Stavorens allein besessen hatten. Doch wurde uns diese Thatsache in Hindeloopen selbst durch den ehrenwerten Herrn Hendriks, Sekretär des Gemeinderates und Archivar, erklärt, welcher sich immer angelegentlichst mit der Geschichte seines kleinen Vaterlandes beschäftigt hat.

Durch den Ackerbau bereichert, suchten die Einwohner des Städtchens eine Verwendung ihres Geldes in Seeunternehmungen, welche damals in großer Gunst waren und sehr bedeutenden Gewinn abwarfen. Es bildeten sich zu Hindeloopen Genossenschaften, um den Fischfang im großen und die überseeische Schiffahrt zu betreiben. Aber die jenen Genossenschaften gehörenden Schiffe wurden zu Amsterdam, zu Enkhuizen und zu Hoorn gebaut, und obwohl der gesellschaftliche Sitz der Unternehmer in der Mutterstadt verblieb, so gingen doch von jenen verschiedenen Häfen die Fahrten aus, welche zur Aufgabe hatten, die Kapitalien der Rheder Hindeloopens arbeiten zu lassen.

Was übrigens beweist, wie zutreffend die Erklärung des Herrn Hendriks ist, das ist die geringe Wichtigkeit, welche die glaubwürdigsten Schriftsteller jenem Städtchen beimessen, und welche sie namentlich seinem Hafen zuerkennen. Cornelius Kempius erwähnt ihn nicht einmal; Guicciardini redet kaum davon. Der so genaue und so anziehende Geograph Blaeu widmet ihm nur ein Dutzend Zeilen.

„Es ist eine kleine Stadt," sagt er, „deren Hafen wenig

bekannt und ohne große Wichtigkeit ist; ihre Einwohner weihen sich dem Fischfange, der kleinen Schiffahrt und ganz besonders den Feldarbeiten. Indessen ist sie nicht alles Handels bar." *)

Der Verfasser der „Wonne der Niederlande", welcher kaum glimpflicher mit ihr verfährt, redet von ihr in denselben Ausdrücken:

„Sie ist ohne Mauern; ihr Hafen ist fast nichts; man findet da nur Eine Kirche." **)

Man sieht aus diesen Citaten, daß im sechzehnten Jahrhundert ebenso wenig wie im siebzehnten und im achtzehnten diejenigen, welche sie besuchten, ihr die Charakterzüge einer ehemals großen Stadt zuerkannten, welche die Schriftsteller und die meisten Reisehandbücher ihr heute so huldreich bewilligen.

Und dennoch hat diese kleine Stadt ihre ganz besondere Kunst für sich gehabt, ihre eigentümliche Tracht, ihre specielle Bauart und eine Sprache, welche nur in ihren Mauern geredet wurde. Das ist eine so auffallende Erscheinung, daß sie unglaublich sein würde, fände man davon nicht noch heutzutage zahlreiche Spuren und unwiderlegliche Beweise.

Die berühmteste dieser Eigentümlichkeiten war und ist noch jetzt die Tracht der Frauen, jedoch nicht in dem Sinne, als wäre die Tracht bemerkenswerter als die Bauart oder das Hausgerät, sondern weil sie das ist, was am meisten in die Augen fällt und woran man sich am leichtesten erinnert. Wir wollen denn also auch damit diese kleine ästhetische Studie über die Kunst Hindeloopens beginnen lassen. Wir wollen nicht nur möglichst kurz die verschiedenen Teile und die Grundcharakterzüge dieser Tracht

---

*) „Cum porto obscuro, fortunae tenuis, Piscationi et navicularіae et rusticae rei plurimum dedita, a commerciis tamen non aliena ...." (Blaeu, Theatrum urbium Belgicae foederatae.)

**) „Les Délices des Pays-Bas", Liège, 1769.

Frauen von Hindeloopen (junges Mädchen und Wittwe).

bekannt und ohne große Wichtigkeit ist; ihre Einwohner weihen sich dem Fischfange, der kleinen Schiffahrt und ganz besonders den Feldarbeiten. Indessen ist sie nicht alles Handels bar." *)

Der Verfasser der „Wonne der Niederlande", welcher kaum glimpflicher mit ihr verfährt, redet von ihr in denselben Ausdrücken:

„Sie ist ohne Mauern; ihr Hafen ist fast nichts; man findet da nur Eine Kirche." **)

Man sieht aus diesen Citaten, daß im sechzehnten Jahrhundert ebenso wenig wie im siebzehnten und im achtzehnten diejenigen, welche sie besuchten, ihr die Charakterzüge einer ehemals großen Stadt zuerkannten, welche die Schriftsteller und die meisten Reisehandbücher ihr heute so huldreich bewilligen.

Und dennoch hat diese kleine Stadt ihre ganz besondere Kunst für sich gehabt, ihre eigentümliche Tracht, ihre specielle Bauart und eine Sprache, welche nur in ihren Mauern geredet wurde. Das ist eine so auffallende Erscheinung, daß sie unglaublich sein würde, fände man davon nicht noch heutzutage zahlreiche Spuren und unwiderlegliche Beweise.

Die berühmteste dieser Eigentümlichkeiten war und ist noch jetzt die Tracht der Frauen, jedoch nicht in dem Sinne, als wäre die Tracht bemerkenswerter als die Bauart oder das Hausgerät, sondern weil sie das ist, was am meisten in die Augen fällt und woran man sich am leichtesten erinnert. Wir wollen denn also auch damit diese kleine ästhetische Studie über die Kunst Hindeloopens beginnen lassen. Wir wollen nicht nur möglichst kurz die verschiedenen Teile und die Grundcharakterzüge dieser Tracht

*) „Cum porto obscuro, fortunae tenuis, Piscationi et navicularіae et rusticae rei plurimum dedita, a commerciis tamen non aliena ...." (Blaeu, Theatrum urbium Belgicae foederatae.)

**) „Les Délices des Pays-Bas", Liège, 1769.

Frauen von Hindeloopen (junges Mädchen und Wittwe).

erforschen, sondern wir wollen auch die Umgestaltungen prüfen, welche sie ehemals durchmachte, indem sie Schritt für Schritt den verschiedenen Lebensaltern folgte. In der That hatten die Einwohner Hindeloopens, nicht zufrieden damit, eine von derjenigen aller anderen Völker abweichende Tracht zu besitzen, die Gestalt ihrer Kleidung so zu sagen abgestuft und, je nach dem Alter und den Verhältnissen, jedes einzelne der Stücke, welche den Anzug der Frau bildeten, bestimmt angegeben.

Von der Wiege an wurde das Kind in Besitz der Volkstracht gesetzt. Seine kleinen Beine wurden allerdings mit leinenen Windeln oder Bändern eingewickelt, aber der obere Teil seines Körpers war schon gemäß der Landessitte gekleidet. Sein Kopf trug eine doppelte Mütze, die eine von Leinwand, die andere von Seide, welche mit dem unerläßlichen Tuche versehen waren. Darüber band man noch ein Kattuntuch, und über dieses letztere noch ein anderes größeres Tuch von scharlachrotem Zeuge welches mit Spitzen geschmückt war. Der kleine Leib war in eine eng anschließende Jacke eingepfercht, welche ein mit durchbrochenen Stickereien versehenes Geiferläppchen von oben bedeckte, und die Händchen waren in Fausthandschuhe von Zitz hineingesteckt.

Von anderthalb bis zu sechs Jahren war das Mädchen mit einer eng anliegenden viereckig gemusterten leinenen Jacke gekleidet, die mit Sammet eingefaßt war; der ewige Kopfputz mit seinen Verwicklungen von Tüchern fuhr fort sein Köpfchen zu zieren, aber seine Haare sanken auf seine jungen Schultern hinab, welche eine breite Halskrause schützte. Seine Füße empfingen Schuhe aus grünem Saffian.

Von sechs bis zu vierzehn Jahren erlitt diese Tracht kaum eine Veränderung. Das Vorderteil der Jacke wurde indessen durch einen Brustlatz vervollständigt, der sehr grelle Farben, dunkelrot und rosa, zeigte, und die geflochtenen und aufgerollten Haare

wurden unter der unvermeidlichen Mütze mit den zahlreichen Tüchern zusammen gedrückt.

Die Tracht der sich verheiratenden Jungfrau war noch verwickelter. Vor ihrer Hochzeit trug sie eine Unterjacke aus gestreiftem Baumwollzeuge, wovon man nur die Aermel sah, welche aus blauem Damaste bestanden und welche schwarzer Sammet am Handgelenke einfaßte. Auf der Brust war ein Tuch aus verschiedenen Farben angebracht; dann kam ein schwarzes sammtenes Unterleibchen, ohne Aermel, welches unter dem Busen mit einem seidenen Schnürbande geschlossen ward. Die Tracht wurde vervollständigt durch einen Rock aus karmesinfarbenem Tuche, mit aufgesetztem Rande von schwarzem Sammet, welchen ein in kleine Falten gelegtes gleichfarbiges Kleid und eine großkarrierte Schürze bedeckten. Strümpfe von roter Floretseide, schwarze Sammet-Pantoffel mit hohem, spitzzulaufendem Absatze, und an den Festtagen ein großgeblümter Ueberwurf; das war die allerdings ein wenig überladene, aber außerordentlich originelle Kleidung einer jungen Braut.

Diejenige der Gattin wich lediglich durch den Kopfputz davon ab, welcher die Haare und selbst die Ohren verbarg, und dessen Hauptstücke aus viereckigen Abschnitten von rotem Tuche bestanden, die mit Gold gestickt waren und die ihrerseits wieder das herkömmliche Tuch bedeckte.

Diese Tracht nun behielt die Frau bis zu ihrem Tode bei, es sei denn, daß sie Witwe wurde; in letzterem Falle legte sie die grellen Farben ab und trug nur Weiß und Schwarz. Jacke und Tücher, „Oelof“ und Ueberwurf, alles wurde gleichförmig dunkel.

Die soeben von mir beschriebene Tracht war die gewöhnliche und alltägliche, diejenige, welche alle Frauen, junge oder alte, reiche oder arme, trugen. Allein außer dieser Tracht hatte man noch diejenige der Feste und Feierlichkeiten, welche sich

namentlich durch die Beigesellung eines Ueberwurfes auszeichnete, diejenige des Pfingstfestes, des heiligen Abendmahles, der Verlöbnisse, der Leichenbegängnisse und noch tausenderlei Details der Toilette, welche anzeigen sollten, seit wie lange eine Frau verheiratet und ob sie Mutter wäre. Doch würde die Beschreibung all dieser Dinge uns viel zu weit führen und mehr Zeit kosten, als sie wert sind.

Leider ist dieser so malerische Anzug fast gänzlich verschwunden. Diese Tracht, welche alle Reisehandbücher als „unverändert beibehalten“ verzeichnen, wird nur noch von zwei braven, weder jungen, noch schönen Frauen getragen, und selbst diese legen dieselbe nur an, wenn sich zufällig irgend ein Fremder in ihre Gegend verläuft und sie aus ihrer kleinen Maskerade einen Vorteil ziehen können.

Diese Einzelheiten wurden uns durch die Herbergswirtin angegeben, bei welcher wir uns ausruhten, um etwas Milch zu trinken. Um uns gefällig zu sein, ließ sie eine der beiden Alten holen. Diese ließ erst ziemlich lange auf sich warten, erschien dann aber in dem vorschriftsmäßigen Anzuge. Sie drehte und wandte sich, mit einem Worte, sie stellte sich aus wie ein Gliedermännchen oder eine Rarität, strich ihren Gulden ein und verschwand, indem sie bei uns nur einen mittelmäßigen Eindruck von den Reizen zurückließ, welche diese so gerühmte Tracht ehemals besessen haben mochte.

Die Kunst Hindeloopens ist leider ganz ebenso verschwunden, wie seine Tracht. Allein da noch in dem Lande selbst und bei fremden Liebhabern Muster des köstlichen Hausgerätes in sehr beträchtlicher Anzahl vorhanden sind, so ist es uns leicht, mit Sachkenntnis darüber zu reden.

Die Möbel Hindeloopens sind aus geschnitztem und bemaltem Holze. Die allgemeinen Formen besitzen einen sehr ausgeprägten orientalischen Charakter. Was nun die Verzierung anbetrifft,

welche durch geschnitzte und vergoldete Palmen und Verschlingungen gebildet wird, so wird dieselbe durch die seltsamsten Malereien, die man sich nur im Traume denken kann und die nur in der persischen Kunst ihres Gleichen haben, hervorgehoben und erhöht. Es sind fast stets schreiende Töne, rot auf rosa, oder grün auf blau, die jedoch, vermöge eines seltsamen Geheimnisses, durchaus keine unangenehme Zusammenstellung bilden. Das ist bizarr, befremdend, aber keineswegs ungefällig. Die meisten Stücke des kleinen Hausgerätes, als: Leuchterträger und Tische, Stoven und Schlitten, sind mit rosa und blauen Palmen verziert, in welchen sich dicke, dunkelrosafarbene Amoretten in einander schlingen, alles auf rotem Grunde. Bisweilen sind diese unvermeidlichen (stets dunkel rosafarbenen) Amoretten mitten in einer dicht mit blauen Blumen besäten Fläche angebracht, welche stets auf rotem Grunde ruhen, und woraus hie und da einige weiße Punkte und einige Goldflecke hervorgucken. Aus diesem Farbenmißklange geht ein gewisses harmonisches Flimmern hervor, das ich nicht besser zu vergleichen weiß, als mit dem Gemisch der Farben auf indischen Kaschmirshawls.

Geht nun vom Hausgeräte diese dekorative Industrie auf die Auszierung der Zimmer über, so bleibt das Schnitzwerk dasselbe, die Farben aber ändern sich. Das Rote macht dem Dunkelblau Platz, und die Blumen, die Personen, die Verschlingungen und die Palmen schwingen sich empor in Himmelblau, Grün und Weiß, auf einem indigoblauen Grunde schönster Stimmung. Die so erzielte Wirkung ist ganz eigentümlicher Art. Ich will gerade nicht sagen, daß das schön ist und einen ganz außerordentlich angenehmen Eindruck hervorbringt; doch ist es dem Auge keineswegs unangenehm, und vor allem besitzt diese Verzierung das große Verdienst, nicht abgebraucht zu sein.

Was nun die Bauart anbelangt, so bin ich meines Wissens der erste, der davon redet; aber nichts destoweniger ist sie eigentümlich genug, so daß ein aufmerksamer Beobachter sie nicht mit Stillschweigen übergehen kann. In der That sind von den zweihundert Häusern, welche von der alten Stadt übrig sind, fünfzig oder sechzig nach demselben Muster gebaut, genau von gleicher Höhe, von gleicher Einteilung der Vorderseite, mit den nämlichen Oeffnungen, die genau an derselben Stelle angebracht sind. Daß dieses Muster auf einem so beschränkten Raume sich sechzigmal wiederholt, ist doch ganz bestimmt kein reiner Zufall; es ist mit Bewußtsein dahin gesetzt und hat, angesichts der bereits hervorgehobenen Eigentümlichkeiten nichts Befremdendes.

Dieses Urbild des Hauses besteht aus zwei Stockwerken und einem Söller. Es hat seinen Giebel nach der Straße zu; dieser Giebel ist glattkantig, ohne Stufen und Absätze. Das erste Stockwerk ist vom Erdgeschoß durch eine Art Gesims getrennt, aus abwechselnd weißen und schwarzen Backsteinen, welche an ein Damenbrett erinnern. Ein ähnliches Gesims, von gleicher Höhe, trennt das erste Stockwerk vom Boden. Dieses zweite Backstein-Damenbrett befindet sich in gleicher Entfernung von dem Gipfel des Hauses und dem ersten Gesims, welches mit dem Giebel ein gleichseitiges Dreieck bildet. Die Hausvorderseite ist durch sechs Oeffnungen durchbrochen; drei im Erdgeschosse, zwei Fenster und eine Thür; alle drei sind rechtwinkelig und scharfkantig; die Thür liegt links, sie ist einflügelig. Im ersten Stockwerke befinden sich zwei schmale und längliche gewölbte Fensterchen, mit einer einzigen Scheibe in der Breite. Diese beiden Fensterchen sind angebracht: das eine oberhalb der Thür, das andere über dem Fenster rechts; sie lassen zwischen sich einen ziemlich breiten Zwischenraum, ohne Oeffnung noch Verzierung. Der Hausboden wird durch eine große Luke erhellt. Diese kreisförmige Luke liegt ganz genau in der Mitte, gerade unter der Spitze des Giebels und über dem vollen Zwischenraume des ersten Stockwerks.

Abgesehen von diesen merkwürdigen Häusern, enthält Hinde-

loopen kaum bemerkenswerte Gebäude. Die Kirche, welche von 1658 herstammt, ist charakterlos. Sogar ihr Turm, welcher von weitem noch eine gewisse Wirkung hervorbringt, verträgt in der Nähe keine ernste Prüfung. Auf die Versicherung des Herrn Hendriks hin, daß sie nichts Merkwürdiges enthielte, sind wir nicht in die Kirche hineingegangen. Seitdem habe ich jedoch erfahren, daß sich über ihrer Thür folgende merkwürdige vierzeilige Strophe befände, die ich hier abschreibe, weil sie ein mäßig ergötzliches Wortspiel über den Namen „Hindeloopen" enthält:

„Des Heeren Woord
Met aandacht hoort,
Komt daartoe met hoopen,
Als hinden loopen." *)

Man sieht, die alten Friesen waren heiterer Laune und verschmähten selbst bei heiligen Sachen das Wortspiel nicht.

Rings um die Kirche erstreckt sich der Kirchhof, und gegen den Kirchhof erhebt sich das Stadthaus. Es ist ein kleines, ziemlich malerisches Gebäude, wennschon es erst aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts herstammt. Aber eine Außentreppe und eine gewölbte Thür, mit dem Wappen der Stadt **) darüber, geben ihm einen gewissen Charakter, welchen seine Lage am Meeresrande, — gerade hinter dem großen Deiche, der Hindeloopen vor den Heimsuchungen der Zuyder See schützt, — vervollständigt.

Die städtische Verwaltung nimmt nur das erste Stockwerk des Stadthauses ein. Das Erdgeschoß, zu welchem die große gewölbte Pforte Zutritt verschafft, enthält die Stadtwage und eine Kammer, welche als Gefängnis dienen kann. Aber seit

*) „Um mit Andacht das Wort des Herrn zu hören, kommet in Haufen herbeigelaufen, gleich Hindinnen."

**) Das Wappen Hindeloopens ist redend, es stellt eine laufende Hindin dar.

Menschengedenken hat dieser garstige Raum keinen Insassen gehabt. In den Amtssälen der Stadtbehörde befinden sich einige alte Gemälde; es sind ehrwürdige Machwerke, einige von ihren Plätzen entfernte Thürstücke. Indessen sind dennoch unter ihnen zu verzeichnen: das Bildnis einer Dame Hindeloopens in Volkstracht und einige Bilder „Stillleben", welche Obst, Fische und andere Wunder von Nahrungsmitteln darstellen und weit besser in einem Speisesaale an ihrem Platze wären, als hier unter den Augen ernster Magistratsbeamten.

Allein wenn das Städtchen an Denkmälern der Kunst unergiebig ist, so ist es auf der anderen Seite, betreffs der Aussichtspunkte und der landschaftlichen Umgebung, einer der malerischsten und entzückendsten Orte, die ein Maler nur wünschen kann. Streng genommen besteht Hindeloopen nur aus zwei Straßen, welche mit einander durch eine Unmasse kleiner Gäßchen verbunden sind. Aber auf jeder Seite dieser beiden Straßen bilden kleine Wasserrinnen muntere Kanäle, mit kleinen hölzernen Brücken, und mit Laubwerk und Blumen bedeckte Ufer, die nettsten Ansichten, die man sich nur wünschen kann. Man füge noch hinzu, daß Hindeloopen eine der seltenen Städte der Niederlande ist, wo die Häuser darein gewilligt haben, zu altern. Sie tragen keck die Wunden zur Schau, welche die Zeit ihnen beigebracht hat, und suchen nicht unter einer Tünchlarve ihre Falten und Spalten zu verbergen. Anstatt einer abscheulichen Ueberschmierung tragen sie stolz die Patina, mit der die Jahre ihre Façaden gefärbt haben, und unter der Einwirkung der Jahrhunderte haben ihre roten Backsteine prachtvolle Farbentöne angenommen, welche ihnen jene Majestät verleihen, die alle Greise an sich haben, die alt zu sein verstehen.

Ein Landschaftsmaler fände da Stoff zu fünfzig reizenden Gemälden, und dem Maler, der es nicht scheuen sollte, eine Reise in dieses merkwürdige Land zu machen, empfehle ich ganz be-

sonders die ganze Seite in der Nachbarschaft der Kirche, den Eingang des Hafens, und namentlich das Haus des Schleusenmeisters mit seinem grünen Türmchen, seinem Wetterdache und seinem merkwürdigen Basrelief. Dieses letztere stellt den wunderbaren Fischzug dar. Wenn dasselbe auch bedeutend beschädigt ist, so unterscheidet man doch sehr gut die Hauptpunkte jener erbaulichen Scene. Aber was man leider nicht mehr sehen kann, das ist die Flagge, welche das heilige Boot einst trug, und welche die durch die Hand der Menschen unterstützte Zeit unbarmherzigerweise zerstört hat. Der Bildhauer hatte es in seiner Eigenschaft als guter Patriot und eifriger Christ nicht dulden können, daß Christus eine andere Fahne gehabt hätte als diejenige Hollands, und die drei Farben flatterten munter am großen Maste des göttlichen Fahrzeuges. Ein merkwürdiger Anachronismus, der mehr naive Begeisterung als religiöse Bildung zeigt.

Während wir die Stadt besahen, war unsere Tjalk in den Hafen eingelaufen und hatte bei der Bevölkerung eine große Aufregung hervorgerufen, denn seit langen Jahren hatte man in Hindeloopen kein so bedeutendes Schiff gesehen. Auch waren Kai und Pfahlwerk von Neugierigen bedeckt, unter welchen sich etwa hundert Knaben und Mädchen befanden, die der Schule entströmten und die mit weit aufgerissenen Augen und aufgesperrtem Munde vor Verwunderung buchstäblich starr waren.

Diese ganze kleine Bevölkerung fing, als sie uns zu Gesicht bekam, an, ein Freudengeschrei zu erheben, und als wir wieder an Bord gingen, hatten wir große Mühe, sie daran zu verhindern, uns zu folgen und sich mit uns an die Tafel zu setzen. Herr Hendriks gab uns die Ehre, ein Glas Bordeaux anzunehmen, und darauf verließ uns der würdige Greis nach den üblichen Komplimenten, und wir befahlen dem schipper abzusegeln.

In diesem Augenblicke war das gesamte junge Volk der Stadt, zwei- bis dreihundert an der Zahl, am Hafen vereinigt.

Als das Schiff absegelte, gefiel es ihnen noch nicht, eines Schauspieles beraubt zu werden, wozu wir allen Stoff lieferten, und darum machten sie sich daran, den Damm entlang zu laufen, unter Purzelbäumen, gegenseitigen Stößen und vollkehligem, munterem Hurrahgeschrei. Um sie für das Geleit, das sie uns gaben, zu belohnen, kamen wir auf den Einfall, ihnen etwas Naschwerk zuzuwerfen. Zwei große Säcke voll englischer Biscuits wurden darum auf das Deck geholt, und die stückweise geschleuderten Zuckerbrötchen fielen nun mitten zwischen die lärmende Schar. Es war eine wahre Schlacht. Jedes Stück Backwerk, welches niederfiel, wurde augenblicklich durch einen Trupp Kinder bedeckt, welche sich darauf hinstürzten, und der Sieger lief große Gefahr, durch die Besiegten erdrückt zu werden. Indessen scheint es, daß man zu Hindeloopen sich aus braun und blau geschlagenen Augen und zerquetschten Fingern wenig macht, denn gerade die am übelsten Zugerichteten erneuerten den Angriff am liebsten. Allein bald waren wir am äußersten Ende des Dammes. Alle mußten innehalten, und auf diesem kleinen Winkel von Planken wurde nun der letzte und schrecklichste der Kämpfe geliefert.

Indessen entfernte unser Fahrzeug sich stets mehr und mehr, und obgleich wir die löblichsten Anstrengungen machten, unser Bombardement fortzusetzen — unsere Geschosse fingen an, nicht mehr weit genug zu fliegen. Bei dem ersten, das den Damm nicht mehr traf und in das Wasser fiel, erhob sich in der Menge der Streiter eine Art Schrei des Entsetzens. Aber jene schmerzliche Bestürzung war nicht von langer Dauer. In einem Augenblicke glitten zehn Burschen an den Balken entlang, bis auf den abschüssigen Uferrand hinab. In einem Handumdrehen waren sie entkleidet und setzten dann, schwimmend, im Wasser die muntere Schlacht fort, die sie auf der schmalen Verpfählung angefangen hatten. Ein so schönes Beispiel konnte nicht ermangeln Nachahmung zu erwecken. Bald purzelten Mädchen und Knaben an

den schwarzen Balken hinab, nahmen die Urtracht unserer ersten Voreltern an, und umgaben unser Schiff, ähnlich ungestümen Tritonen und weißen Najaden, indem sie sich das unseren Händen enteilende Backwerk streitig machten.

Durch das Seewasser aufgelockert und in einen breiigen Zustand versetzt, mußten diese Zwiebäcke sicherlich einen ganz schauderhaften Geschmack haben, und dennoch wurde um sie gerungen, wie um ruhmvolle Siegeszeichen. Das dauerte nun so ungefähr zweihundert Meter, dann lichteten sich die Reihen nach und nach. Die Unerschrockensten allein fuhren noch fort, uns zu folgen. Bald verließen uns auch die letzteren ihrerseits, und das Herz mochte ihnen wohl dabei um so schwerer werden, als in dem Maße, wie sich die Anzahl der Streiter verringerte, der Sieg leichter und die Beute bedeutender geworden war. In jenem Augenblicke waren wir etwa dreihundert Meter von der Küste entfernt. Auf dem Damme wurden die Tücher und Mützen lustig hin und her geschwenkt, um uns ein letztes Mal zu grüßen, und die lärmenden Zurufe, ausgestoßen durch die frischen und klaren Stimmen aller Kinder Hindeloopens, gelangten, von dem Abendwinde herangetragen, bis zu uns.

20.

Stavoren. — Ein Inkognitosturm. — Jupiter Stavo. — Altertümlichkeit und Berühmtheit Stavorens. — Seine beiden Wunder. — Die Sage von der Witwe. — Verfall.

Wenige Schauspiele machen so tiefen Eindruck, wie das Meer in einer schönen Sommernacht. Besonders aber erreicht die Natur einen Höhepunkt der Schönheit auf der Zuyder See, durch ihre überraschenden Farbentöne.

Als wir in Sicht Stavorens ankamen, mochte es etwa Mitternacht sein. Der Mond übergoß den ganzen Meerbusen mit seiner sanften und rührenden Klarheit. Die durch die gelinden Nachtwinde gekräuselten Gewässer spiegelten sanft die bezaubernden Mondesstrahlen zurück und die Tausende und aber Tausende von Sternen, welche das Himmelsgewölbe bevölkerten, schienen sich wohlgefällig in diesem großen Silberbecken zu betrachten. Unter diesem zerstreuten Lichte nahm das Wasser einen perlmutterähnlichen Abglanz an. Seine zitternde Oberfläche schien vor Glück zu erbeben, und die ganze Natur schien schweigsam und andächtig, still erregt diesen blauen Himmel und diese grauen Wogen zu betrachten und zu schweigen, aus Furcht, so viel majestätischen Glanz zu stören.

Zu unserer Linken erhoben sich große schwarze Schatten hier und dort in der Ferne, welche irgend einen silbernen Widerschein festhielten. Es war die Küste mit ihren Signalen. Ein rotes Lampenlicht auf der Spitze einer angestrichenen Stange, das war der Leuchtturm Stavorens; dann in der Ferne deuteten zwei oder drei in der Luft schwebende Schiffslaternen, gleich Sternen, die sich in unsere Welt verirrt, die in dem Hafen vor Anker liegenden Schiffe an.

„Welch prachtvolle Nacht," konnte ich nicht umhin zu murmeln.

„Und sie verheißt uns schönes Wetter für morgen," fügte der Schiffer Sluring hinzu.

Der Kapitän irrte sich. Den anderen Morgen, als wir aufwachten, wurde unser Fahrzeug heftig hin und her geschüttelt. Der Wind pfiff mit Wut durch das Tauwerk, und der gegen die Luken peitschende Regen rieselte auf das Verdeck.

„Was ist das doch?" rief van Heemskerck aus, „und wer schüttelt uns so?"

„Wir haben großes Glück gehabt," antwortete der Schiffer, „daß wir gestern in den Hafen eingelaufen sind. Wären wir

auf der Rhede geblieben, so würden wir in diesem Augenblicke auf der „Damensandbank“ sitzen und unsere Tjalk auseinander gehen sehen. Der jähe Windstoß war so heftig, daß die Taue gleich Bindfäden zerrissen sind. Der Schaft der Flagge ist in drei Stücke zerbrochen, und diese Nacht mußten wir mitten im Hafen vor unseren zwei Ankern zubringen, um nicht gegen das Pfahlwerk des Dammes geschleudert und zerschmettert zu werden.“

Das waren für uns ganz neue Nachrichten, denn niemand von uns hatte von jenem entsetzlichen Sturme etwas gehört. Ich hatte große Mühe, Slurings Erzählung zu glauben, aber angesichts der Beschädigungen, die der so unerwartete Windstoß hervorgebracht hatte, mußten wir uns wohl solchen augenscheinlichen Beweisen fügen. Gegen Mittag klärte sich das Wetter ein wenig auf; der Wind ließ nach, die See beruhigte sich gänzlich und wir konnten an Land gehen, um die Ueberbleibsel dieser alten Hauptstadt Frieslands zu besuchen, wovon man so viele Wunder erzählt und die noch heute die Stadt Stavoren heißt.

Oben, als wir in großen Zügen die Geschichte der ersten Friesen entwarfen, haben wir gesehen, daß gerade an diesem Orte Friso und seine Brüder nach ihrer erstaunlichen Reise gelandet waren. Ihre erste Sorge war, wie man sich noch erinnern wird, gewesen, dem Jupiter, den sie in ihrer Sprache Stavo*) nannten, einen Tempel zu errichten. Der Tempel hatte den Namen des Gottes angenommen, und die um denselben erbauten Häuser hießen dann ihrerseits wieder Stavoren. Das ist eine möglichst klar festgestellte Etymologie, eine auf ziemlich festen Grundlagen beruhende Ueberlieferung. Stavoren ist also die älteste aller Städte des Landes. Sehen wir nun alle die Wunder an, welche

*) Blaeu meint, Stavo käme von dem friesischen Worte staf her, welches Baumstamm bedeutet. Dieser Name wäre dem Götzenbilde gegeben worden, weil es aus Holz geschnitten gewesen wäre. Man muß beachten, daß im Holländischen und Friesischen V und F auf gleiche Weise ausgesprochen werden.

die Chronikschreiber der ehemaligen Zeit davon zu erzählen belieben!

Obwohl man sagt, die Macht Stavorens wäre mit äußerster Schnelligkeit gewachsen, und von den ersten Jahren seines Bestehens an (300 Jahre vor Christi Geburt) wäre es wegen seiner Reichtümer und der Menge seiner Einwohner berühmt geworden, so muß man dennoch annehmen, daß diese Entwickelung wohl nicht so schnell vor sich gegangen ist, wie man behauptet, weil Tacitus, der doch hundert Jahre nach Jesus Christus, mithin vierhundert Jahre nach der Gründung Stavorens schrieb, der Stadt gar nicht Erwähnung thut. Eigentlich fängt sie erst im vierten und im fünften Jahrhunderte an, auf der Bühne der Welt zu erscheinen und in dem Drama der Menschheit eine gewisse Rolle zu spielen. Zu jener Zeit war sie von Mauern und Türmen umringt, besaß sie Tempel und Paläste und, wenn Blaeu Glauben verdient, hatte sie sogar den Römern ihre Schauspielhäuser und Rennbahnen entlehnt. Ihre Einwohner ergötzten sich an Gladiatoren-Kämpfen,*) und dreimal wöchentlich übten sich ihre jungen Leute im Rennen, Ringen und in der Fechtkunst.

Stavoren war nicht nur königliche Stadt und Hauptstadt Frieslands, sondern zugleich eine gewerbfleißige und handeltreibende Stadt. Dank der Thätigkeit und Einsicht seiner Bevölkerung, versorgte sie den Süden mit den Erzeugnissen des Nordens und verbreitete im Norden die Reichtümer des Südens. Bundes- und Handelsverträge verbanden Stavoren mit den Römern und den Batavern, den Dänen, den Germanen und den Franken. Auf Stavorens Markte trieben alle jene Völker ihren Tauschhandel und bereicherten so die Stadt durch ihre Ausgaben und ihre

*) „... Et elegantibus ornata ludis gladiatoriis ...“ Diese nach Friesland hin übertragenen römischen Sitten haben nichts Befremdendes. Man erinnert sich, daß zwei friesische Prinzen, Adeboldus und Titus Bojocar, in Rom an dem Hofe des Kaisers Antonin erzogen worden waren.

Umsätze. Der leicht schiffbare Flevumstrom gestattete ihr, einen bequemen Hafen und eine zahlreiche Flotte zu haben, und ihre Seeleute, die als unerschrocken berühmt waren, gingen nordwärts hinauf bis zu Entfernungen, welche den Schiffen der anderen Völker unzugänglich waren.

Zu jener Zeit, wo die Zuyder See noch nicht bestand, und wo man trockenen Fußes von Stavoren nach Medemblik ging, erbaute Richold der Erste zwischen diesen beiden Städten einen prachtvollen Tempel, welcher den Verbrechern und den Verbannten als Zufluchtsstätte diente, und ließ in Stavoren einen wundervollen Pallast aufführen, welcher die prächtige Residenz der auf ihn folgenden Könige wurde. In ihm versammelten sich die Grafen und die adeligen Herren Frieslands. Der Ruf dieses Palastes verbreitete sich auch gar bald in der Ferne, und auf Befehl seines Vaters begab sich Karl der Schöne, Herzog von Brabant, nach Stavoren, mit einem zahlreichen Geleite adeliger Ritter, um den Glanz dieses Palastes zu bewundern. Zusammen mit dem großen Sanct Nikolausturme, welcher vormals das Götzenbild Stavos beherbergt hatte, bildete der Palast die beiden Wunder der königlichen Stadt.*)

Leider wurden diese beiden Wunder im Jahre 808 traurigen Andenkens zerstört. Im Monate Juli verzehrte eine schreckliche Feuersbrunst den Palast, und einige Monate später wurde der Sanct Nikolausturm durch eine Ueberschwemmung fortgerissen. In einem und demselben Jahre hatten also Wasser und Feuer das Kostbarste und Schönste vernichtet, was Stavoren besaß. Aber die Bevölkerung war einsichtsvoll und stark, kühn und reich.

*) Karl Brabo, mit dem Beinamen „der Schöne", war der Sohn des Ansigys Brabo, des elften Herzogs von Brabant. Er stieg 437 auf den Thron und starb 460. Man lese hierüber den merkwürdigen Stammbaum der Herzöge und Herzoginnen von Brabant: „Dit is die afcoemste ende genalogie der hertogen ende hertoghinnen van Brabandt." Antwerpen, 1565.

Bereits 825 trat eine prachtvolle Kirche, erbaut durch Odulph, den der heilige Friedrich zum Prälaten von Friesland eingesetzt hatte, an die Stelle des zerstörten Palastes, und ein herrliches Kloster erhob sich an den Thoren der Stadt.

Zur selben Zeit durchfuhren Stavorens unerschrockene Seeleute zum ersten Male die Meerengen des Sundes, drangen in die Ostsee vor und empfingen als Lohn ihrer Kühnheit zahlreiche Privilegien von den Königen Dänemarks, unter anderen dasjenige, in Danzig einzufahren, ohne Abgaben zu entrichten. Verträge mit Schweden und Schottland bewilligten ihnen ähnliche Vorrechte, und die Kaufleute Stavorens wetteiferten an Macht und Reichtümern mit denen der größten Städte der Welt.

Jener wunderbare Wohlstand nahm fortwährend zu bis zu den ersten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts. „Zu jener Zeit enthielt die Stadt eine Menge prachtvoll ausgeschmückter Kirchen und Klöster, wovon man noch heute" (so schreibt ein Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts), „mitten in den Ruinen die wüsten Spuren gewahrt." Die Vorhallen ihrer Häuser waren vergoldet, und die Säulen ihrer Paläste glänzten von Vergoldungen. „Fertur ibidem fuisse domos, quarum vestibula fuerunt deaurata et columnae aedium auro puro splendentes.*) Ihr Name war in ganz Europa berühmt; ihr Handel kam demjenigen der blühendsten Städte gleich, und ihre Gerichtsbarkeit erstreckte sich bis nach Nymwegen, auf dessen Thoren man noch 1588 eine in alten und fast verwitterten Buchstaben ausgeführte Inschrift las: „Huc usque jus Stavriae". Das Recht Stavorens erstreckt sich bis hierher; und weiterhin: „Hic finitur regnum Stavriae" (Hier endet das Königreich Stavorens).

Es steht also, selbst wenn man Uebertreibungen abrechnet,

*) Cornelius Kempius, De origine, situ, qualitate et quantitate Frisiae etc.

die Thatsache vollkommen fest, daß diese königliche Stadt sich eines erstaunlichen Glücksstandes erfreute. Andere Anzeichen kommen ferner hinzu, um ihren Reichtum und ihren Glanz zu bezeugen. Stavoren war eine der ersten Städte, welche an der Hansa teilnahmen, und man behauptet selbst, daß sie im sechzehnten Jahrhunderte noch den dritten Rang unter den Hansastädten einnahm. 1335 hielt sie sich für hinreichend stark, um die Hülfe ihrer Verbündeten entbehren zu können, nahm daher keinen Anstand, die Verträge, die sie mit Lübeck und Hamburg verbanden, zu brechen, und wagte es, jenen zwei Städten den Krieg zu erklären. Noch mehr: zehn Jahre später, 1345, wurde Wilhelm der Vierte, Graf von Holland, welcher das Land an der Spitze eines zahlreichen Heeres überfallen hatte, durch die Truppen Stavorens geschlagen und mit sieben Baronen und fünfzig Rittern getötet, die ihn nach dem Kloster Odulphs begleitet hatten.

In diesen Zeitraum gehört eine seltsame, sehr bekannte und durch alle Chroniker Stavorens wiederholte Legende, nämlich die von der Witwe aus Stavoren. Obgleich sie ziemlich albern ist, soll sie hier einen Platz finden, denn sie bezeichnet den Anfangspunkt des Verfalles der königlichen Stadt und erklärt denselben gewissermaßen. Um diese reizende Geschichte ja nicht abzuschwächen, entnehme ich sie dem Guicciardini, wo sich ein ganz besonderer Duft von Naivetät und zarter Einfalt über sie verbreitet.

„Es lebte in besagter Stadt eine so reiche Witfrau, daß sie gar keine Schranke ihres Reichtums kannte, welcher sie mutwillig und frech machte. Diese nun befrachtete ein Schiff nach Danswick, und gab dem Meister desselben den Befehl, zum Tausche der Waare, welche sie dahin schickte, möchte er ihr die auserlesensten und seltensten Eßwaaren mit zurückbringen, die er da erlangen könnte, und da der Schiffsmeister daselbst nun keine ausgesuchtere Waare fand als Weizen, so belud er damit sein Schiff und kehrte so nach Stavoren zurück. Dies mißfiel jener Witwe so sehr, daß

sie dem Meister sagte, wenn er das besagte Getreide am „backboort“ geladen hätte, möchte er es in die See am „stuerboort“ löschen, das heißt, wenn er es am Hinterteil empfangen hätte, möchte er es am Vorderteil wieder wegwerfen. Nachdem das nun vollzogen war, da erhob sich augenblicklich an derselben Stelle eine so große Sandbank, daß dadurch der Hafen dermaßen verstopft ist, daß seitdem keine großen Schiffe haben hineinfahren können. Diese Bank oder Platte heißt noch heute die „Damensandbank.“

„So kam es denn,“ fügt der berühmte Reisende hinzu, „daß besagte Stadt ihren Stapel, ihren Verkehr und Waarenhandel verlor und nach und nach abnahm.“

Das ist aber denn doch im Grunde eine schöne Wirtschaft, eine ganze Stadt zu verderben, um jene Witwe zu bestrafen, und die Leute jener Zeit machten sich eine eigentümliche Vorstellung von der göttlichen Gerechtigkeit. Der gute Gott jener Zeit hatte eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Narren Franekers, welcher die anderen am Essen verhinderte, um nicht selbst eine Unverdaulichkeit davon zu tragen. Aber wenn die Versandung des Hafens, welche sich aus den nämlichen Gründen erklären läßt, wie die Versandung Enkhuizens, gewiß zu dem Falle der Stadt beigetragen hat, so kann man doch sagen, daß noch andere Gründe vorlagen, die ganz bedeutend in der Wagschale mitwogen. Das wunderbare Vermögen der Einwohner Stavorens hatte sie buchstäblich berauscht. Sie waren frech und anspruchsvoll geworden und glaubten sich alles erlauben zu dürfen. Man nannte sie in dem batavischen Lande nur die „dartele ofte verwende kinderen van Stavoren“ (die verzogenen und üppigen Kinder Stavorens). Ihre Handlungsweise stieß bald die Fremden ab, die mit ihnen in Verbindung standen. Diese fanden mehr Annehmlichkeit und Leichtigkeiten, mit den Einwohnern Hamburgs, Lübecks und Brügges zu handeln. Zu derselben Zeit, wo die

Geschäfte abnahmen, zog sich auch der Unternehmungsgeist von der Bevölkerung zurück. Das Bestreben, das Erworbene zu erhalten, benimmt den Kapitalisten ihre Kühnheit, und der Wohlstand der Völker ist fast stets eine Ursache ihres Verfalles. Bald erwachte die Stadt, die einst so reiche und so blühende, die als eine der ersten eingeschlafen war, im zehnten Range wieder von ihrem Schlummer. Sie, welche eine Hauptstadt gewesen war, für die die Könige Geld geschlagen hatten, deren Reichtum sprichwörtlich war, wurde unter jene kleinen Städte hinabgedrückt, von welcher die benachbarten Strohjunker und die „Anführer von Räuberbanden“ Lösegelder erpressen. Dazu kamen dann noch die Verheerungen des Feuers und des Meeres, jene beiden unerbittlichen Feinde aller friesischen Städte. Zu verschiedenen Malen riß die Ueberschwemmung ganze Stadtviertel fort. 1320 verzehrte eine einzige Feuersbrunst fünfhundert Häuser, welche nicht wieder aufgebaut wurden, und das Kloster Sanct Olofs, welches in der Stadt war, befand sich plötzlich außerhalb derselben. 1340 wurde das Kloster, welches Odulph erbaut hatte, von den Gewässern fortgerissen, und noch heutzutage bedeckt die Zuyder See alle die Teile der Stadt, welche das Kloster umgaben.

So viel Mühe wie die Städte haben, um zu wachsen, so schnell geht es mit ihnen bergab, sobald sie einmal abzunehmen beginnen. Vom fünfzehnten Jahrhunderte an befindet sich Stavoren in vollständigem Verfalle. Die Parteien, welche sich in Friesland teilen, belagern es abwechselnd und bemächtigen sich seiner. Jeder, der daraus fortzieht, läßt es verarmt und vermindert zurück. Im sechzehnten Jahrhunderte ist die arme Stadt nur noch der Schatten ihrer selbst. Und was für ein Schatten! „Diese einst vor allen ausgezeichnete und edle Stadt,“ schreibt ein Schriftsteller jener Zeit, „zählt heutzutage kaum fünfzig unversehrte Häuser.“ Bis zum letzten Jahrhunderte indessen war sie mit Festungswerken umgeben, und einige alte Kanonen zierten ihre ausgebesserten und

verjüngten Bastionen, die anzugreifen niemandem mehr in den Sinn kam, — und beschützten ihre einsinkenden Häuser, welche nicht mehr die Anziehungskraft besaßen, ihre zu reichen Nachbarn in Versuchung zu bringen.

Heutzutage ist ihr Anblick ungefähr derselbe, möglicherweise noch trauriger. Sie zählt ungefähr hundert Häuser, wovon die Hälfte Verfall droht, und nicht eins von ihnen könnte, selbst nur in vager Weise, an die Paläste erinnern, welche sich ehemals in ihren Mauern drängten. Diese mehr als bescheidenen Wohnungen dehnen sich längs den beiden Seiten eines geräumigen und tiefen Kanales aus, und lassen zwischen sich Löcher, deren Anzahl alljährlich wächst. Es ist wahrhaftig gar nicht einmal mehr ein Dorf, es ist ein förmlicher Kirchhof, und ihre fünfhundert Einwohner gleichen Seelen im Fegefeuer, welche wieder gekommen sind, um den Glanz ihres Vaterlandes und die dahingegangene Größe der alten Könige Frieslands zu beweinen.

Ihre Kirchen selbst sind Scheunen, denen ein Glockenturm beigegeben ist, und ihr Stadthaus, ein schlechter, kaum einhundert Jahre alter Bau, würde nicht einmal einem reich gewordenen Spießbürger oder einem wohlhabenden Pächter genügen. Ich wollte nicht unterlassen, dieses unförmliche Stadthaus zu besuchen. Es hat selbst nicht einmal das Verdienst, einfach zu sein. Im Inneren sticht ein großer, gröblich mit abscheulichen Malereien aus der biblischen Geschichte ausgestatteter Saal, durch seinen geschmacklosen Prunk, höchst nachteilig gegen die Wände ab, welche bersten, und gegen den Fußboden, der auseinander geht. Mir schien es, als schämte sich der Wärter des Hauses der Zerrüttung, die ihn umgiebt. Wenigstens möchte ich jenem Gefühle sein abstoßendes Wesen und den Mangel an Höflichkeit zuschreiben, den er bei unserem Empfange an den Tag legte. Van der Aa behauptet, man bewahre in dieser armseligen Hütte ein Gildehorn (Gildehoorn) von Silber, das zwei und eine halbe Flasche

fassen könne. Dies Horn sollte eine Inschrift tragen, welche anzeigte, daß die Brüder der Sanct Martins-Genossenschaft es 1392 haben machen lassen,*) und die aufgelegte Platte aus getriebenem Silber sollte Sanct Peter und Elias, durch Raben gespeist, darstellen. Alles dieses ist durchaus möglich, aber tief beklagenswert, denn weder an einem solchen Orte, noch in derartigen Händen sollte man eine Rarität dieser Art lassen.

21.

Der Irrgarten Frieslands. — Ein falscher Ruf. — Vier religiöse Sekten auf dreihundert Einwohner. — Charakter des Friesen. — Die Taufe, die Verlöbnisse und die Leichenfeierlichkeiten.

„Wenn Sie nach Stavoren gehen," hatte man uns zu Leeuwarden, zu Harlingen und zu Franeker gesagt, „dann versäumen Sie nicht, Molkwerum zu besuchen. Das ist der Irrgarten Frieslands."

Dieser Name „Irrgarten Frieslands" hatte etwas sehr Verführerisches. Was mag das doch in aller Welt wohl sein, ein „Irrgarten Frieslands?"

„Sind Sie denn hingegangen?" verfehlten wir nicht zu fragen, begierig wie wir waren, nach Erörterungen und Angaben.

„Nein, aber das ist sehr merkwürdig; das ist der Irrgarten Frieslands!"

Es war eben nicht klug daraus zu werden. So beschlossen wir denn, weil wir nun doch einmal in Stavoren waren, jenem außergewöhnlichen Molkwerum einen Besuch zu machen, jenem

*) Jene Aufschrift lautet folgendermaßen: „Desen Horen hebben doen maken de broeders van Sint Antonius Gilde MCCCXCII."

Orte, wovon man uns so vielerlei erzählt hatte und den doch schließlich niemand kannte.

Eines Morgens also suchten wir einen Wagen aufzutreiben, der uns nach dem Irrgarten bringen sollte. Es regnete in Strömen, und wir fühlten uns wenig aufgelegt, über die grundlosen Wege hin die zwei Meilen zurückzulegen, die uns von Molkwerum trennten. Allein, die alte Königsstadt ist mit Pferden und Wagen ziemlich kärglich versorgt. Da giebt es weder Eilwagen, noch Mietskutscher; ein einziger Bauer besaß eine alte Stute und einen mit Zelttuch bedeckten Wagen, aber er wollte sich nicht darauf einlassen, denselben zu unserer Verfügung zu stellen.

„Ich bezahle kein Patent als Mietskutscher," sagte er uns, „und wenn ich Ihnen meinen Wagen vermietete, würde ich Gefahr laufen, bestraft zu werden."

„Niemand soll es erfahren."

„Keine zwei Stunden würde es dauern, so wäre der Fiscus davon benachrichtigt, und ich hätte mein Protokoll, meine Vorladung und meine Buße. Ach, Sie kennen die Eifersucht unserer Nachbarn nicht, die sind so ärgerlich darüber, daß ich ein Pferd habe, daß sie alles in der Welt thun würden, um mir durch das Tier Unannehmlichkeiten zuzuziehen."

Es gab nun allerdings einen Ausweg, um alles in Ordnung zu bringen; der Bauer konnte uns das Fuhrwerk leihen, ohne uns etwas bezahlen zu lassen; doch war das kein Vorschlag, der von uns ausgehen konnte, zumal einem Bauern gegenüber. Uebrigens machte die Pächterin unserem Hin- und Herreden ein Ende.

„Sag' ihnen," rief sie ihrem Gatten zu, „daß es gar nicht weit ist, und daß sie ganz gut zu Fuße hingehen können."

Da uns kein anderer Entschluß als dieser übrig blieb, so mußten wir uns wohl dazu bequemen, ihn zu fassen; wir nahmen

also einen kleinen Führer, der uns die Gatterthore öffnen sollte,*) und machten uns dann zu Fuße auf den Weg, trotz des Windes und Regens.

Der Weg von Stavoren nach Molkwerum geht an dem Deiche entlang; er hat daher eben nichts Malerisches. Zur Linken erhebt sich ein Hügel ohne Ende, auf dem einige magere Schafe weiden. Zur Rechten dehnt sich die Wiese aus, welche von einigen Baumgruppen unterbrochen und von schönen weißen und schwarzen Kühen bevölkert wird; von Zeit zu Zeit streift ein Kanal die Ebene und ein hell angestrichenes Holzgatter hebt sich von dem Laubwerke ab; dann ist es einmal wieder eine Windmühle, welche das Wasser in die Höhe pumpen muß,**) oder das Haus des Schleusenwärters, der Tag und Nacht über den Kanal und über die Schleuse Wache hält. Indessen sahen wir doch bald in der Ferne einen großen spitzen Kirchturm aus einem kleinen dichten

*) In Friesland sind die Felder nicht durch einen Wassergraben vom Wege getrennt, so wie dies in Holland der Fall ist; daher kömmt es denn, daß das Vieh auf dem Wege umherläuft, und um es zu verhindern, von einem Felde auf ein anderes zu geraten, sind die Felder mit Gattern versehen. Diese Gatter, die alle hundert Meter aufgestellt sind, haben etwas sehr Unbequemes an sich, namentlich wenn man zu Wagen reist, denn man muß alle Augenblicke aussteigen, das Gatter öffnen, den Wagen hindurch fahren lassen und es dann wieder schließen, damit das Vieh nicht entschlüpft.

**) In Friesland, wie in Holland, hat man eine Reihe von Windmühlen eingerichtet, um die Polder vor beständiger Ueberschwemmung zu bewahren. Diese Mühlen pumpen das Wasser aus den kleinen Kanälen in größere, geräumigere und höher gelegene Kanäle hinauf, welche ihrerseits dann wieder durch dasselbe Mittel mit noch höher gelegenen Kanälen in Verbindung stehen, welche zur Aufgabe haben, diese Gewässer bis nach dem Meere hinzuführen. Die Wasserfläche dieser letzteren Kanäle ist bisweilen drei, auch wohl vier Meter höher gelegen, als die sie umgebenden Wiesen. Wenn nun ein Fahrzeug auf diesen Kanälen dahinfährt, und man es von der Wiese aus bemerkt, so bringt es die seltsamste Wirkung hervor. Es sieht fast aus, wie ein Schiff, das oben auf einem Hügel fährt.

Lustwäldchen hervortauchen, dann schwarze Häuser und rote Dächer. Da streckte der kleine Führer den Arm aus und wies mit seinem Spazierstocke auf die Baumgruppe, indem er sagte:

„Das ist Molkwerum."

Es blieb nur noch eine gerade Linie zu befolgen. Wir schickten also das arme Kind, welches bis auf die Knochen durchnäßt war, zurück, und gaben ihm ein Kevartje.*) Es ist anzunehmen, daß der arme Knabe noch niemals einen derartigen Schatz in seinem Besitze gehabt hatte, denn nachdem er das Geldstück mit einem verklärten Staunen betrachtet hatte, lief er plötzlich fort, und schaute dabei hinter sich, um zu sehen, ob man ihn auch nicht verfolgte, um es ihm wieder abzunehmen.

In einer halben Stunde war die Wegesstrecke, die uns von den ersten Häusern trennte, zurückgelegt, und wir hielten unseren Einzug in den friesischen Irrgarten, durchnäßt und beschmutzt, von Schlamm und Regen triefend.

Wenn jemals ein Ruf fälschlich angemaßt war, so ist es gewiß derjenige Molkwerums. Dieses Dörfchen von dreihundert Seelen gleicht allen Dörfern der Welt, nur mit dem Unterschiede, daß es gar keine Straßen, sondern nur Pfade hat, welche die Häuser mit einander verbinden. Diese Fußpfade nun leisten viel in krummen, durchaus unbequemen Linien, welche die Entfernungen verlängern, ohne die Aussichten zu verschönern. Der Verfasser der „Wonne der Niederlande" (er schrieb 1769) behauptet, daß, wenn ein Fremder dort hineingegangen wäre, er sich eines Führers bedienen müßte, um aus diesem Irrgarten herauszukommen. Es ist sehr annehmbar, daß der Schriftsteller niemals selbst nach Molkwerum gegangen war, denn sonst hätte er gewiß nicht derartige Mährchen vorgebracht. Ein sechsjähriges Kind würde

*) Das Kevartje ist ein Viertel-Gulden. Es ist also etwa fünfzig Centimes wert.

binnen zehn Minuten die zehn oder fünfzehn Pfade kennen, die sich da kreuzen und schneiden, und in dieser ganzen Sache ist nur Eines, was befremden kann, nämlich: daß zwei Jahrhunderte lang brave Leute sich jenen Unbequemlichkeiten gefügt haben, anstatt jene engen Gänge mit tollen und lächerlichen Krümmungen durch gute, gehörig breite, hübsch gerade und ordentlich gepflasterte Wege zu ersetzen.

Wir hatten kaum mehr als eine halbe Stunde nötig, um das Dorf gründlich zu besichtigen, alle Häuser in Augenschein zu nehmen, die Kirche zu beschauen und die Gärten zu durchwandern. In all dem entdeckten wir aber auch gar nichts Bemerkenswertes, den Umstand etwa ausgenommen, daß diese dreihundert Bewohner Molkwerums vier verschiedenen Religionen angehören,*) und daß eine gewisse Anzahl von Wohnungen an die Häuser Hindeloopens erinnert. Das ist übrigens nicht die einzige Beziehung, der einzige Verknüpfungspunkt, welcher zwischen diesen beiden Städten bestanden hat. Tracht und Sprache sind ehedem ungefähr die nämlichen in diesen zwei Städtchen gewesen. Wenn wir von der friesischen Sprache reden werden, dann wollen wir uns mit ihrer Mundart beschäftigen. Was die Tracht anbelangt, welche äußerst seltsam war, so wich sie von derjenigen Hindeloopens nur durch einige, für Fremde kaum bemerkbare Einzelnheiten ab. Zunächst war es das Sonnentuch (zondoek), ein karriertes, sehr steif gestärktes Tuch, welches den Kopfputz vervollständigte und welches weder von derselben Farbe war, noch auf dieselbe Weise angethan wurde; ferner der großgeblümte Ueberwurf, welcher an Festtagen sich den bereits so verwirkten Kleidungsstücken Hindeloopens noch beigesellte, in Molkwerum dagegen kaum gebräuchlich war.**)

*) Es sind zu Molkwerum ungefähr 220 Calvinisten, 70 Mennoniten, 11 Katholiken und 2 Lutheraner.

**) Ein in den letzten Jahren herausgegebenes illustrirtes Werk „Nederlandsche Kleederdragten", giebt eine Zeichnung dieser Tracht.

Heutzutage ist alles verschwunden, seltsame Formen, wunderliche Moden, phantastische Farben, und die Frauen Molkwerums sind, wie diejenigen Hindeloopens, in den allgemeinen Rechtsstaat weiblicher Bekleidung eingetreten. Es ist die gleiche triviale Tracht aller Landbewohnerinnen; Ihr werdet sie auch in diesen Ländern sehen, welche vormals so glücklich waren, etwas Neues geschaffen und etwas Eigentümliches besessen zu haben, welches leider mit ihrem altertümlichen Reichtume verschwunden ist. Aber scheint die Verwandtschaft der Sprache, der Bauart und der Tracht, die einst zwischen diesen beiden kleinen Häuser-Agglomeraten bestand, nicht einen gemeinsamen Ursprung anzuzeigen und jene Meinung zu rechtfertigen, daß Molkwerum im Anfange eine ackerbautreibende Ansiedelung Hindeloopens war?

Während wir uns diesen ästhetischen und ethnographischen Betrachtungen hingaben, war der Regen in Gewitter ausgeartet, und ein wahres Unwetter hatte sich über das ganze Land losgelassen. Wir mußten einen Schutz suchen und gingen daher in die Herberge des Ortes, wo wir übrigens auch wie Befreier aufgenommen wurden. Die Eigentümerin des „logement" war von einem heiligen Schrecken vor dem Blitze besessen. Als wir in den großen Saal eindrangen, war es da stockfinster. Alles war geschlossen, Fensterläden und Vorhänge, und die brave Frau, welche in einer Ecke saß und sich einem panischen Schrecken hingab, zitterte auf ihrem Strohstühlchen an allen Gliedern. Als sie Verstärkung ankommen sah, faßte sie wieder Mut, rief ihre Tochter, die damit beschäftigt war, in einem anderen Zimmer zu zittern, und ließ, um uns zu erwärmen, ihre besten Getränke auftragen, die übrigens abscheulich waren.

Der Sohn kam auch, um uns anzugaffen. Es war ein Bursche von sechzehn Jahren, welcher eine ungeheuere Pfeife rauchte. Er setzte sich in einen Winkel, verlor uns nicht eine Minute aus den Augen und saß da mit gekreuzten Armen, ohne

ein Wort zu sprechen. Diese seltsame Apathie ist eine der Eigentümlichkeiten des friesischen Charakters. Sieht man diese Leute so unbeweglich und schweigsam, nachdenkend und so zu sagen undurchdringlich da sitzen, dann kömmt es einem vor, als gehörten sie einer anderen Welt an und als könnte nichts von dem, was um sie her vorgeht, sie interessieren oder anregen. Sie scheinen außerhalb des Lebens zu existieren. Man sollte meinen, man sähe Sphinxe, und man fragt sich, nicht etwa woran sie denken, sondern wirklich, ob sie wohl denken.*) Nur die Frauen sind, einem der liebenswürdigen Vorrechte ihres Geschlechtes huldigend, ein wenig mitteilsam. Mit den Fremden werden sie sogar gesprächig und antworten gern auf die Fragen, die man an sie richtet.

Es ist klar, daß diese Bemerkungen nur den Landleuten gelten sollen. Die Stadtfriesen sind liebenswürdig und höflich, allerdings ein wenig kalt, wie jeder ernste Holländer es sein muß, aber dienstwillig, und wenn man einmal den Weg in ihr Herz gefunden hat, sind sie ergebene, zugethane und aufrichtige Freunde. Sie sind nicht lebhaft, und dennoch ist ihr Charakter ungestüm, halsstarrig und verträgt Widerspruch nur schwer. Sie sind empfindlich, ereifern sich leicht, dagegen aber wiegen eine große Geradheit, eine außerordentliche Freimütigkeit und ein vollkommenes Zartgefühl, reichlich diese angeborene Rauheit auf. Ich sage gern und aus voller Ueberzeugung: „Die Freundschaft eines Friesen ist eine Wohlthat der Götter.“ Diese Freundschaft kömmt nicht

*) Diese seltsame Stummheit ist durchaus nichts Neues in dem friesischen Charakter; bereits im sechzehnten Jahrhunderte war diese Thatsache sprichwörtlich geworden, und man sagte von den Bewohnern Frieslands, es wäre leichter, ihnen Schläge als Worte zu entlocken. „Ita ut proverbium abierit apud omnes Frisones non verbis ac voce sed ictibus contendere; ac pro una voce tres ictus refundere.“ Man sieht, die Dinge haben sich seit jener Zeit kaum geändert.

nach und nach. Man schenkt sie Euch plötzlich, ganz und ohne Rückhalt. Sie ist kein Gut, welches man durch zuvorkommendes und liebenswürdiges Wesen erobern kann. Wenn sie einem nicht vom ersten Tage an bewilligt wird, so wird man ein Bekannter sein, doch niemals ein Freund. Das Zusammenbestehen dieser zwei, sich anscheinend widersprechenden Gefühle, nämlich dieses skandinavischen Ungestüms, verbunden mit einer orientalischen Apathie, ist ein sehr auffallender Zug bei den Friesen. Man könnte es mit einem Gletscher vergleichen, der einen Vulkan bedeckt.

Aber das Gewitter tobte noch immer; verschiedene Male hatte ich die Läden geöffnet, um in das Land hinaus zu sehen. Der Himmel war schwarz. Die Bäume, die sich unter den Windstößen beugten, zeichneten in der Ferne ihre braunen Silhouetten; die Häuser, welche in dem Sturme erbebten, schienen sich klein zu machen, um den Naturkräften zu entweichen. Auf Augenblicke zerriß ein Blitz das Gewölk und erleuchtete das Gefilde wie mit bengalischem Feuer. Das Wasser, welches sich in Strömen auf die Dächer ergoß und mitten auf dem Wege Furchen aushöhlte, brachte ein dumpfes, beängstigendes Geräusch hervor, in welches das Geheul des Windes sich mischte. Die ganze Natur erschien in Aufruhr. Nur ein weißer Storch schien auf der Spitze einer großen Stange, mit dem Rücken gegen den Wind und den Schnabel in der Luft zu schlafen, kaltblütig und unbekümmert auf sein Nest niedergekauert und seine Jungen beschützend, deren lange Schnäbel und gelbe Köpfe man bemerkte; unbeweglich und majestätisch saß er da, und seine warme Mutterliebe ließ ihn beides vergessen: den Sturm, der um ihn her wütete und den eisigen Regen, der auf seinen Leib herniederpeitschte.

Bald indessen schien das Gewitter weiter zu ziehen; das Wetter klärte sich auf. Dickes Gewölk wälzte sich noch am Horizonte hin, und das Getöse des Donners ließ das Vieh auf der Wiese erbeben. Aber wir hatten Eile, wieder nach unserem

Fahrzeuge zu kommen. Wir sagten unserer Wirtin Lebewohl und schlugen eilends den Weg nach Stavoren ein.

Wir hofften, in allerhöchstens anderthalb Stunden die Wegesstrecke durchschreiten zu können, die uns von unserem Schiffe trennte. Allein wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht, das heißt ohne den Regen, der seine Kraft verdoppelte, und ohne das Gewitter, welches von neuem zu wüten anfing. Glücklicherweise gewahrten wir ungefähr halbwegs ein hübsches Haus, welches unter dem Deiche eingepfercht war, und beeilten uns, dort hinein zu flüchten. Es war die Wohnung des Schleusenwärters. Der brave Mann bereitete uns einen ausgezeichneten Empfang. Er wohnte da mit seiner Tochter, und alle beide ließen es sich angelegen sein, sich um uns zu bemühen und uns zu dienen. Um uns eine Ehre zu erweisen, legte die Tochter sogar Strümpfe an, denn als wir kamen und sie überraschten, war sie barfuß in weißen Holzschuhen.

„Dieser Mann," sagte ich auf französisch zu van Heemskerck, „sieht mir nicht aus, wie ein Friese."

Der brave Mann hörte, daß ich französisch sprach.

„Haha," lachte er, „ich kenne Ihre Landsleute, ich habe mich mit ihnen geschlagen. Es sind stramme Kerls, aber wir auch."

„Und wo haben Sie sich denn geschlagen?" fragte ich.

„Ich war 1832 in Antwerpen mit dem General Chassé."

So erklärte sich dann alles: Der brave Mann hatte gedient; sein Aufenthalt unter den Fahnen hatte seinen Charakter abgeändert und seine Laune umgewandelt. Einen friesischen Bauern zu finden, der zum Plaudern bereit war, ... diese Gelegenheit war gar zu schön! Ich benutzte sie denn auch, und erkundigte mich bei dem alten Soldaten nach den altertümlichen Gebräuchen, welche noch in diesem Winkel Frieslands fortbestänben und welche den verschwundenen Glanz, die vernichteten Städte und die verdunkelte Macht überlebt hätten.

„Meiner Seel'," sagte er, „da sind Sie an den Unrechten gekommen. Ich lebe in meinem Loche so weg, vom Morgen bis zum Abende und vom Abende bis zum Morgen, vom ersten Tage des Jahres an bis zu seiner letzten Stunde hier festgebannt, so daß ich nicht viel von dem, was mich umgiebt, gewahr werde."

„Aber," fragte ich ihn, „es giebt doch im Leben drei große Ereignisse: die Geburt, die Hochzeit und den Tod. Hat man nicht vielleicht in diesem Lande irgend welche besondere eigentümliche Feierlichkeiten, die sich an diese drei menschlichen Umwandlungen knüpfen?"

„Allerdings," entgegnete er, „wenigstens bestand so etwas vor einigen Jahren, und ich denke nicht, daß es seitdem verändert ist. So z. B. — wenn eine Hausfrau dem Vaterlande einen kleinen Friesen schenkte, dann kamen alle Freundinnen zu ihr, um sie zu besuchen und bei ihr den „Brandewyn" zu trinken, den man an jenem Tage in einem besonderen Becher auftrug. Jede der Freundinnen brachte eine große Torte mit, und alle diese Kuchen blieben im Zimmer ausgestellt. Man zählte ihrer bisweilen wohl dreißig Stück. Je mehr davon da waren, desto schöner war das, denn das bewies, daß man viele Freundinnen hatte. Dann, einige Tage später, brachte man den kleinen Friesen nach der Kirche, und alle Mädchen über zwölf Jahre gaben ihm das Geleit und trugen ihn abwechselnd. Beim Eintritte in den heiligen Ort übergab man ihn dem Vater, der ihn darbot, um ihn taufen zu lassen. Kein Mädchen würde, um alles in der Welt nicht, darauf verzichtet haben, sich jenem kleinen Zuge anzuschließen, denn das galt für etwas Rühmliches, wenn man bei seiner Hochzeit sagen konnte: „Ich habe so und so viel Kinder zur Taufe begleitet" — ganz abgesehen davon, daß das Glück bringen mußte, und daß man sicher war, seinerseits eine nette Reihe von Krabben zu haben."

„Und die Verlöbnisse?"

„Ei, wahrlich! die Verlöbnisse, — das war noch ganz etwas anderes. Das Mädchen wählte ihren Schatz, denn Sie wissen ja, wie das Sprüchwort sagt: — „Es giebt zwei Dinge, die ein Mädchen selbst wählt, ihre Kartoffeln und ihren Bräutigam“.*) Sie können wohl denken, wie das anfängt. Man hat sich auf der Kirmeß, oder auf der Straße, oder auf den Feldern gesehen. Eines schönen Tages merkt der Bursche, daß sein Herz schneller schlägt als gewöhnlich. Dann zieht er abends sein schönstes Wamms an und geht stracks nach der Wohnung des Mädchens, welches er liebt. Der Vater und die Mutter empfangen ihn gut. Die Mädchen wechseln Blicke und flüstern unter einander. Von dem, was er eigentlich will, ist nicht mehr die Rede, als vom Turme von Babel; doch jeder weiß Bescheid. Endlich kömmt die Stunde des Schlafengehens heran. Die Kinder entfernen sich; der Vater und die Mutter entkleiden sich und kriechen in ihren Schrank. Nur das Mädchen bleibt beim Feuer sitzen, um dem Burschen Gesellschaft zu leisten. Man plaudert dann von diesem und jenem, aber niemals von Liebe. Wenn das Mädchen das Feuer ausgehen läßt, so bedeutet das, daß sie den Burschen nicht liebt und ihn nicht zum Gatten haben will. Legt sie dagegen neuen Brennstoff auf das Feuer, so heißt das, sie liebt ihn und nimmt ihn als Bräutigam an. Im ersteren Falle zieht der Knabe ganz kläglich ab und setzt die Füße nie mehr in das Haus. Im letzteren Falle aber bleibt er die ganze Nacht da, das Mädchen zu liebkosen, und von dem Tage an wird er als Glied der Familie betrachtet.“

*) Dieses Sprüchwort, oder besser gesagt, diese Redensart ist in Friesland und in Overyssel sehr verbreitet; wenn man einem jungen Mädchen gekochte Kartoffeln anbietet, entschuldigt man sich, sie nicht zu bedienen, indem man den hergebrachten Satz wiederholt. Nun ißt man aber in Friesland, und selbst in Holland, gekochte Kartoffeln nicht nur bei jeder Mahlzeit, sondern fast bei jedem Gerichte.

„Und wie lange dauert der Brautstand?“

„Nun, so lange wie überall,*) zwei Jahre, drei Jahre, mehr oder weniger, das hängt von den Umständen ab. Ach, das ist die schönste Zeit im Leben! Man läuft mit seiner Geliebten überall hin. Man hat alle Ergötzungen der Liebe ohne die Qualen des Haushaltes. Man ist bei allen Festen und bei allen Mahlzeiten. Da heißt es: Es leben die Kirmessen und die Schlittschuhläufe und die Landpartieen! Und dabei ist man nie geniert. Nie fragen die Eltern: „Wohin geht Ihr?“ Man bekümmert sich durchaus nicht darum, was das Brautpaar thut, und das ist herrlich so; keinen Haushalt zu besorgen und keine Krabben, die nach Suppe schreien.“

„Und alle diese Gänge, alle diese Ausflüge haben die nicht zuweilen einige üble Folgen?“

„Was für üble Folgen?“

„Nun, Sie verstehen mich wohl? ...“

Der alte Schleusenwärter fing an zu lachen: „Potztausend,“ sagte er, „wenn derartiges vorfällt, nun, dann beschleunigt man die Hochzeit ein wenig, und damit basta. Man muß annehmen, daß in jenen Augenblicken der gute Gott die Augen schließt, oder den Kopf abwendet, weil er die Schuldigen nicht bestraft; und warum, mit welchem Rechte sollten Menschen strenger sein, als der gute Gott?**)

*) Ueberall soll hier heißen: In Holland. In den meisten Provinzen dauert der Brautstand wirklich wenigstens $1^1/_2$ bis 2 Jahre.

**) Die Friesen haben keineswegs immer für diese Art kleiner Sünden die Nachsicht des guten Schleusenwärters von Molkwerum an den Tag gelegt. Beatus Rhenanus berichtet, daß, wenn ein Mädchen verführt ward, so lange sie noch im Vaterhause war, oder wenn eine Frau des Ehebruchs überführt wurde, sie zuerst erdrosselt und dann ihr Körper verbrannt wurde. Konnte man sich des Verführers bemächtigen, so wurde er seiner Kleidungsstücke beraubt, bis auf's Blut gepeitscht und dann über dem Grabe seiner Mitschuldigen aufgehängt. Cornelius Kempius erzählt seinerseits, daß die des Ehebruchs überführte Frau

„Und die Beerdigungen?“

„Ach, das ist noch ein guter Augenblick für die, welche dem Entschlafenen nicht allzu nahe gestanden haben, denn man hat bei der Gelegenheit den Leichenschmaus. Besonders wenn die Witwe jung ist, und wenn der Verstorbene ein hübsches Vermögen hinterläßt, dann fehlt es an nichts und man kann sich nach Herzenslust etwas zu gute thun. Etwas Eigentümliches bei uns auf dem Lande ist es unter anderem, daß alle Frauen nach dem Kirchhofe gehen. Man leiht den Wagen eines Nachbars, wenn der Verschiedene kein eigenes Geschirre hatte; man setzt den Sarg darauf, und die Frauen steigen mit auf, die Männer folgen zu Fuße. Das geht überall auf diese Weise vor sich, ausgenommen in Molkwerum, wo die Wagen wegen der Fußpfade nicht umherfahren können. Dann muß man die Leiche auf den Armen tragen, was sehr unbequem ist.“

Diese Unterhaltung, welche eine so ernste Wendung nahm, war gar nicht recht nach van Heemskercks Geschmack.

„Das Wetter ist jetzt wieder schön geworden,“ sagte er zu mir, „wie wäre es, wenn wir unseren Weg fortsetzten?“

Der Rat war verständig. Wir verabschiedeten uns denn also von dem Schleusenaufseher; aber dieser wollte sich durchaus nicht darauf einlassen, uns so ohne weiteres fortgehen zu sehen. Er machte sich eine Ehre daraus, daß wir mindestens eine Tasse Kaffee von ihm annähmen, und um ihn nicht zu beleidigen, mußten wir in den gastfreundlichen Wunsch dieses trefflichen Mannes einwilligen.

---

in Gegenwart ihrer Familie entkleidet und mit den scheußlichsten Züchtigungen bestraft wurde, ohne daß ihre Schönheit, Jugend oder ihr Vermögen sie hätte retten können.

Die Sitten haben sich seit jener Zeit in eigentümlicher Weise gemildert. Man ist, wenn auch nicht nachsichtiger als im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert, so doch wenigstens humaner, und das Strafgesetzbuch ist in Friesland fast dasselbe wie bei uns.

Eine Stunde später waren wir zu Stavoren. Allein unser Versuch, an jenem Tage die altertümliche Stadt zu verlassen, blieb fruchtlos. Der Sturm, der sich an Land beruhigt hatte, fuhr fort, die Fluten in wilde Aufregung zu versetzen. Alle Leute des Hafens wurden herbeigeholt, um uns bis an das Ende des Dammes zu schleppen. Die lange Reihe von Männern, Kindern und Greisen markierte jeden Schritt mit schallendem Fuße, und in Folge ihrer Anstrengung kam die Tjalk langsam vorwärts. Die braunen Umrisse dieser braven Leute hoben sich schwarz von dem perlgrauen Himmel ab. Zwei Greise mit Cylinderhüten und großen Ueberziehern nahmen sich in dem Geleite besonders eigentümlich aus. Alle schwitzten und keuchten, auf dem Taue vornüber gebeugt, hangend. Aber all diese Anstrengungen wurden rein umsonst vergeudet. Kaum hatten wir den Wind gefaßt und waren eine Strecke gelaufen, so mußten wir umkehren. Die unerbittlichen Wogen fuhren über unser Deck dahin und drohten, uns auf den „Damensand“ zu werfen. So mußten wir denn abermals in Stavoren Schutz suchen, aus Furcht, mitten auf der unheilvollen Sandbank zu scheitern.

22.

Die schönen Friesinnen. — Eine Indiscretion beim Schlittschuhlauf. — Die Sprache der Friesen.

Weil wir im Hafen Stavorens festliegen, ohne unseren Weg fortsetzen zu können, so will ich den Umstand benutzen, daß meine Gefährten mich verlassen haben, um Lebensmittel einzukaufen, und inzwischen etwas über die zwei Dinge niederschreiben, die ich eigentlich für das Ende unseres Aufenthaltes in Friesland aufgespart hatte, nämlich von der Sprache und von den Frauen.

Die Friesinnen stehen im Rufe großer Schönheit, und gewiß verdienen sie ihn. Ihre Haut ist wunderbar weiß und ihre Wangen sind rosig zum Anbeten. Es sind herrliche Madonnen, allerdings vielleicht mit etwas derbkräftigen, breitschulterigen Formen, doch wegen ihres hohen Wuchses, ihres gesunden und kräftigen Aussehens verdienen sie in vollem Grade ihre Berühmtheit. Sie haben blaue Augen. Was die Haare anbelangt, so kann man davon nicht sprechen, wenigstens in allen Dörfern sieht man davon auch nicht eine Locke. Sie besitzen außerdem ein stets ernstes, fast majestätisches Aeußere, ausgenommen wenn sie lebendig werden und plaudern. Dann werden sie, wie alle Frauen des Nordens, — liebenswürdig und lachlustig, und ergötzen sich bisweilen sogar gern auf Euere Kosten.

Was sie namentlich vor ihren Nachbarinnen in Nordholland und Overyssel auszeichnet, das ist, wie mir scheint, ihre Muskelstärke, ihre ... wie soll ich sagen? ... kräftigeren und ausgeprägteren Formen. Allein, das sind Sachen, in deren genaue Kenntnis ein Fremder nicht eingeweiht wird, und über welche man sich keine begründete Meinung zu bilden vermag. Um sich von jenen wertvollen Vorzügen gut Rechenschaft geben zu können, müßte man einem Rennen von Schlittschuhläuferinnen beiwohnen. Bei diesen anmutigen Kampfspielen scheuen die schönen Streiterinnen es nicht, — durch die Hitze des Wettkampfes und den Wunsch zu siegen, hingerissen, einen Teil ihrer weiblichen Gewänder abzuwerfen, und aus Furcht, beengt zu werden, ziehen sie auch keine anderen an. Man führt sie nach dem Anfangspunkte der Bahn. Sie hatten ihre Röcke und Leibchen auf; plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen, stürzt der ganze Bau nieder; Kleid und Röcke sinken auf das Eis, und die Schlittschuhläuferin, die nur ihr Hemd und ihre Unterbeinkleider anbehalten hat, hüpft aus ihren Kleidungsstücken heraus, schwingt sich fort und verschwindet.

Dann kann man belehrende Vergleiche anstellen und über

jene delikaten Fragen ziemlich gewisse Auskunft erlangen. Doch ist es mir nicht vergönnt gewesen, jenem merkwürdigen Wettlaufe beizuwohnen. Ich kann folglich nur nach Hörensagen davon reden und beschränke mich darauf, von den sichtbaren Schönheiten etwas zu sagen, welche, wie schon erwähnt, ihrer wohlbegründeten Berühmtheit sehr würdig sind. Indessen würde es eine grobe Ungerechtigkeit sein, den Friesinnen allein jene kostbaren Eigenschaften der Weiße und Frische beizulegen. In ganz Nordholland und auch im Süden Hollands findet man sie wieder. Bei den hübschen Mädchen Amsterdams, Haarlems, Haags und Rotterdams sind sie eine der von der gütigen Natur der weiblichen Jugend verliehenen Gaben. In Geldern ist es ebenso. Ueberall in jenen glücklichen Ländern findet man eine Menge jener hübschen weißen und rosigen Gesichter, mit herrlichen blonden Haaren, großen blauen, ein wenig erstaunten Augen, und einem mutwilligen Lächeln, das ein Grübchen bildet und die kirschroten Lippchen kräuselt. Alle Fremde, die Holland besuchen, machen gleichmäßig diese Bemerkung, und um denjenigen, der in diesem trefflichen Lande lebt, vor dem Versinken in eine fortwährende Bewunderung zu bewahren, ist nichts weniger nötig, als das unerbittliche Klima, das planmäßig geordnete Leben und die bedächtige Gelassenheit derer, die ihn umgeben. Doch das sind Sachen, worauf man nach Verlauf einiger Zeit nicht mehr Acht giebt. Der Landescharakter will es so. Die Niederlande sind das eisigste Land der Welt. Die Regel zerstört da die Begeisterung; die Vernunft hält jeden Aufschwung des Gefühles in Schranken, das Nachdenken verbannt alle Entzückungen, allen Liebesschwindel. Man bringe den Aetna, wenn er in vollem Ausbruche begriffen, hierher — nach Verlauf von acht Tagen wird er selbst nicht mehr rauchen.

Doch genug von diesem Gegenstande! Wenn es beliebt, wollen wir nun von der friesischen Sprache reden. Wenn es in Friesland, ebenso wie in jedem anderen Lande schwer fällt, die

Frauen kennen zu lernen, so kann man wohl sagen, daß hinsichtlich dieses Punktes die friesische Sprache einer Frau ähnelt. Vor allen Dingen ist zu erwähnen, daß man sie in Friesland kaum mehr spricht; wenigstens bedienen sich die Stadtbewohner derselben niemals und verstehen sie sogar nicht mehr. Was aber die Landbewohner anbetrifft, so sprechen diese, je nach der Gegend, eine Reihe von Mundarten, in denen es sehr schwierig ist, das ursprüngliche Friesische von den heterogenen Elementen zu sondern, welche sich damit eng verschlungen haben. Indessen wollen wir doch einmal versuchen, dieses Chaos zu entwirren, indem wir alle die Grundelemente, die wir zu diesem Behufe haben sammeln können, zu Rate ziehen.*)

Vormals war das Friesische eine eigentümliche Sprache. Sie besaß ihre Grammatik, ihre Syntax, und wir haben noch heutzutage friesische Wörterbücher. Bilderreich, glänzend und wohlklingend, war sie von den Grenzen Flanderns bis zu denen Jütlands im Gebrauch. Man kannte kaum eine andere in allen Landstrichen, welche in jener weiten Ausdehnung die Nordsee

*) Ein gründliches Studium der friesischen Sprache und Litteratur würde uns über die Grenzen des Rahmens hinausführen, den wir uns gezogen haben. Wir müssen uns daher darauf beschränken, hier einige Anmerkungen zu geben, die teils in dem Lande selbst und teils in den zahlreichen Werken gesammelt sind, die über diese arme, so sehr vernachlässigte Sprache herausgegeben worden. Diejenigen, welche im Studium des Friesischen weiter vorzudringen wünschten, werden in den Spezialwerken die Mittel finden, sich über die Verdienste jener schönen Mundart aufzuklären. Um ihnen Nachsuchungen zu ersparen, geben wir hier diejenigen jener Bücher an, die uns zur Erleichterung jenes Studiums am geeignetsten schienen. Es sind 1. „die friesische Sprachlehre" von R. Rask, aus dem Dänischen ins Deutsche übersetzt, Freiburg 1834; 2. „die nordfriesische Sprache von Bende Bendsen, 1860 zu Leyden von dem Dr. Die Bries herausgegeben; 3. „Altfriesisches Wörterbuch", Göttingen 1840; und 4. das „Lexicon frisicum," von Justus Halbertsma (friesisch-lateinisches Wörterbuch) kürzlich veröffentlicht von Herrn Tialling Halbertsma, dem Sohne des Verfassers.

einfaßten. Man sprach sie an der ganzen Küste; und sie fing erst an, ihren Charakter und ihre Reinheit zu verlieren, wenn man in das Innere des Landes vordrang. Je mehr man sich vom Meere entfernte, desto entschiedener gewannen die fränkischen, germanischen und sächsischen Mundarten nach und nach wieder die Oberhand, und die mit den städtischen Idiomen vermengte friesische Sprache wandelte sich um, ihre Elemente traten allmählich immer mehr zurück und verschwanden endlich gänzlich. Das dauerte bis zum Jahre 800, einer Epoche, in welcher die Franken ihre ersten Einfälle in das Land machten. Die Zerstückelung in Provinzen, die beständigen Beziehungen zwischen den Regierungen der beiden Völker, und andererseits die Eingriffe der Sachsen im Osten und der Germanen im Süden zwangen die Friesen, mehrere Sprachen zu erlernen, und diese Notwendigkeit brachte das Aufgeben der ursprünglichen Sprache mit sich.

Jedoch erst gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hörte das Friesische entschieden auf, die amtliche Sprache des Landes zu sein. 1463 machten die Stadtbehörden Dokkums und Leeuwardens noch Gebrauch davon. 1467 findet man es noch in den amtlichen Aktenstücken der hohen Geistlichkeit angewandt. 1493 bediente man sich seiner fortwährend in dem täglichen Verkehre, in den vertraulichen Schriftstücken und im Briefwechsel. Endlich, 1506, schrieb ein adliger Friese, Aede Jongama, in dieser — noch reinen — Sprache eine Reihe von Anmerkungen über die Ereignisse seiner Zeit, welche teilweise auf uns gekommen sind.

Aber schon zu jener Zeit (1498) hatte die Thronbesteigung Alberts von Sachsen der friesischen Sprache einen Stoß versetzt, von dem sie sich nie wieder erholen sollte. In der That sind von jenem Augenblicke an alle offiziellen Schriftstücke, alle dienstlichen Dokumente, alle Verwaltungskorrespondenzen in Holländisch

oder Niederdeutsch (nederduitsch)*) abgefaßt, welche Sprache den fremden Herrschern und den einheimischen Beherrschten gleicherweise geläufig war. Dennoch blieb das Friesische die vom Volke gesprochene Sprache. Es blieb sowohl in den Städten, wie auf dem Lande in Gebrauch. Es war die Sprache der Unterhaltung, der täglichen Unterredungen. Alle Bewohner Frieslands machten sich eine Ehre daraus, es richtig auszusprechen, und diese Aussprache wurde selbst unter ihnen ein Erkennungs- und Losungszeichen. „Die Friesen," so schreibt ein Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, „können an der Art, wie jemand gewisse Sätze ausspricht, erkennen, ob er von friesischen Eltern geboren ist, oder ob in seinen Adern fremdes Blut rollt. „Weit mehr noch: während der Wirren, welche die ersten Jahre des sechzehnten Jahrhunderts kennzeichneten, war diese Reinheit der Sprechweise gleichbedeutend mit einem Passe. In der That zwangen die Bauern Frieslands alle die, welchen sie begegneten, einen Satz auszusprechen, der mit folgenden Worten anfing: „Fiouwer lotter klear liep-aijen..." Wenn die Betonung

*) Die holländische Sprache ist nicht, wie viele Leute glauben, eine Verstümmelung der deutschen Sprache. Es ist vielmehr eine Sprache, welche ihr eigenes Leben, ihre besonderen Formen, ihren eigentümlichen Charakter hat und einen großen Reichtum an Ausdrücken besitzt. Es hat sich in jenem Teile Europas eine ähnliche Thatsache vollzogen, wie in Frankreich mit unserer „langue d'oil" und unserer „langue d'oc"; nur anstatt, daß eine der beiden Sprachen durch die andere verdrängt worden wäre, sind sie gleichzeitig gewachsen, da eine jede ihr eigenes Dasein und namentlich auch eine abgesonderte Litteratur hatte. Noch heutzutage nennt man hier das Holländische Nederduitsch, während das Deutsche Hoogduitsch heißt. Diese Unterscheidungen erklären sich durch die örtliche Lage der Völker, welche diese beiden Sprachen reden. Denn, wenn man die Verhältnisse berücksichtigt, hat die holländische Literatur seit vier Jahrhunderten eine bedeutend beträchtlichere Anzahl von Meisterwerken hervorgebracht, als die deutsche Sprache. [??]

nicht rein war, so war man gewiß, für einen Sachsen angesehen und unmittelbar ertränkt zu werden.

Zu jener Zeit wurde also die Sprache, obschon bei der Abfassung der bürgerlichen und amtlichen Schriftstücke aufgegeben, noch allgemein und rein im ganzen Lande geredet. Die Reformation aber verjagte sie aus diesem letzten Zufluchtsort. In der That kamen die ersten Prediger aus Holland und fingen an, in holländischer Sprache zu predigen. Außerdem gab es keine in friesischer Sprache gedruckte Bibel, so daß man gezwungen war, sich der holländischen Bücher zu bedienen, und die häufige Benutzung derselben verallgemeinerte in einigen Jahren die Kenntnis der niederländischen Sprache. Dann kam der Anschluß Frieslands an die Union der Provinzen; diese Vereinigung versetzte der friesischen Zunge den letzten Stoß. Die Notwendigkeit, das Holländische zu kennen, um öffentliche Aemter bekleiden zu können, brachte eine Vernachlässigung des Studiums der im Lande von alten Zeiten her einheimischen Sprache zu Wege. Diese wurde vollständig aufgegeben, und bald war in den Städten die amtliche Sprache allein im Schwange.*)

Mit dem siebzehnten Jahrhunderte vollendete die niederländische Litteratur diese Umwandlung. Vondel, Hooft und Cats drangen durch, sowohl bei den Spießbürgern, wie bei den wohlunterrichteten Leuten. Cats wurde auf dem Lande eingeführt in Gesellschaft mit den „Mopsjes". Diese „Mopsjes" waren fast

*) Gauthier-Stirum konstatiert, daß dieselbe Thatsache sich im Anfange dieses Jahrhunderts, zur Zeit der französischen Herrschaft, vollzog. Damals wurde das Französische die amtliche Sprache und „die Menschen aller Klassen vernachlässigten nichts, um sich darin zu vervollkommnen, um dann Aemter bekleiden zu dürfen und sich denen leicht verständlich zu machen, deren Gesetze damals in Kraft waren."

mikroskopisch kleine Büchlein en miniature*), welche die verschiedensten und nicht zusammenpassenden Lieder enthielten. Neben Kirchenliedern und Psalmen enthielten sie vollkommnen unsittliche Schwänke. Sie entsprachen auf diese Weise allen Launen und befriedigten alle Wünsche.

In Nordholland, dem Geburtslande dieser „Mopsjes", waren sie das beständige Vademekum des reichen Bauern und des wohlhabenden Pächters. Keine Taufe, keine Hochzeit, kein Festmahl ohne Lieder; und die kleine, reich mit Silber-, Gold- und selbst Edelstein-Verzierung eingebundene Sammlung war da, um ein ganzes Repertorium von Belustigungen zu liefern. Bald hatte der friesische Bauer den Pächter Nordhollands in dieser Beziehung um nichts zu beneiden; und auf beiden Seiten der Zuyder See belustigten die „Mopsjes" die Mahlzeiten und erheiterten die Familienfeste.

Alle diejenigen, welche in Holland gelebt haben, wissen, welche bedeutende Rolle die Lieder auf dem Lande bei öffentlichen und häuslichen Belustigungen spielen.**) Niemand wird sich

*) Jene kleinen Bücher, welche bis zu drei oder vierhundert Seiten zählten und eine Menge von Stücken, von geistlichen Gesängen bis zu den obscönsten Liedern hinab enthielten, maßen nur sieben Centimeter in der Höhe und fünf in der Breite und kaum zwei in der Dicke; sie konnten daher selbst in den kleinsten Täschchen Platz finden. Die meisten wurden zu Hoorn gedruckt. Wenn dieser Litteraturzweig einen durchaus örtlichen Charakter hatte, so galt doch nicht dasselbe von den beigefügten musikalischen Kompositionen. Letztere waren zum Teil allen Ländern entlehnt. Frankreich, unter anderen, lieferte einen reichlichen Beitrag, wie es die folgenden Angaben darthun, die ich aufs Geradewohl der Ueberschrift einiger jener munteren holländischen Lieder entnehme: Weise: „la Cardinale, Réveillez-vous, belle .., la Moutarde réforme ..., la Gaillarde, Où estes-vous, Courante Françoyse? etc. etc.

**) In der That giebt es wenig Länder, wo man, ich will nicht sagen, so gut, aber so viel singt, wie in Holland, besonders in den untersten Volksschichten. Bei Gelegenheit der geringsten Festlichkeit vereinigen sich diese braven

daher darüber wundern, daß die holländischen, in Friesland eingedrungenen, Sammlungen bedeutend zur Verbreitung der Sprache beigetragen haben, deren Erzeugnisse sie mitbrachten.

Heutzutage dürfte wohl kaum ein Viertel der Bewohner

Leute scharenweise und durchwandern die Straßen (besonders nachts), indem sie die Luft von mehr oder weniger wohlklingenden Gesängen wiederhallen lassen. Bisweilen (horrendum!) giebt eine große Handharmonika den Takt an. Fast immer sind es Lieder sehr leichter Natur, welche zu diesen musikalischen Aufzügen herhalten müssen. Dies ist eine so allgemeine und so eingewurzelte Gewohnheit hier zu Lande, daß bei den politischen und religiösen Festen die Obrigkeiten gezwungen sind, Rücksicht darauf zu nehmen; und man empfiehlt dem Publikum eine gewisse Anzahl, je nach den Umständen, vaterländischer oder religiöser Schlußreime, welche den Vorzug vor den abenteuerlichen, seltsamen, aber sehr beliebten Romanzen verdienen. Die Programme dieser Feste enthalten sogar sehr oft eine gewisse Anzahl von Liedern, welche sich den Ereignissen, die man eben feiern will, anpassen.

Was übrigens beweist, daß diese Gewohnheit nicht neu ist, das ist die schreckliche Menge Liederbücher, die während der letzten Jahrhunderte, sowohl in holländischer, als auch in französischer Sprache in Holland veröffentlicht worden sind. Die königliche Bibliothek im Haag zählt diese Bücher nach Hunderten. Die meisten derselben enthalten mehr als leichtfertige Machwerke, die ein Urteil gestatten über den Grad des Ernstes, welchen die alten Holländer nach dem Trinken besaßen. Eins der merkwürdigsten dieser Gattung ist eine 1731 im Haag, bei Gosse und Neaulme veröffentlichte Sammlung. In seiner Vorrede drückt der Herausgeber sich folgendermaßen aus: „Da eine meiner Hauptabsichten bei Veröffentlichung dieser Sammlungen die ist, daß sie jungen Leuten brauchbar sein mögen, welche singen lernen, so werde ich immer mit großer Sorgfalt darauf achten, daß man nichts hineinbringe, was in irgend einer Weise dem Schamgefühl anstößig sein und was nicht ohne Bedenken von den ernstesten und zurückhaltendsten Leuten gelesen werden könnte." Nun werden aber ohne im geringsten Umstände zu machen die kitzlichsten Gegenstände in dieser Sammlung gehandhabt, welche eingeteilt ist in: zärtliche Lieder, Liebeslieder, Trink-, komische, Schelm-, Scherz-, Spott-Lieder u. s. w. u. s. w. Die einzige Mühe, die der Verfasser sich nimmt, ist die, „Rollet" einen unartigen Mann, und eine Katze „mirliton" zu nennen.

Friesslands noch die Mundart ihrer Vorfahren reden. Alle übrigen drücken sich in einem Patois aus, das etwas Holländisch, etwas Sächsisch, Deutsch oder Dänisch enthält und mit dem echten Friesischen fast nichts gemein hat.

In dem Friesland, das uns beschäftigt, das heißt in der gegenwärtigen Provinz Friesland, welche in alter Zeit das Friesland „zwischen Vlie und Lauwer“ war, machen sich die holländischen Einflüsse ganz besonders bemerkbar.

Die holländisch-friesischen Volksdialekte können dort in drei verschiedene Mundarten eingeteilt werden, nämlich: das „Stellingwerver“, das „Bildtsch“ oder „Bilkersch“ und das „Stadfriesch“. Diese drei Arten des hiesigen Patois werden nebst der holländischen Sprache, von drei Vierteln der Bevölkerung geredet.

Das „Stadfriesch“ oder Stadtfriesische ist in den großen Städten des Landes gebräuchlich. Zu Leeuwarden, Dokkum, Bolsward, Franeker, Sneek, Harlingen u. s. w., ist es die fortwährend angewandte Sprache.

In allen diesen Städten ist die Aussprache ungefähr dieselbe, und die Betonung so ziemlich gleich. In Hindeloopen und Molkwerum ist ebenfalls diese nämliche Sprache im Gebrauche, aber die Aussprache ist da so abweichend von den anderen Städten, daß die Einwohner, wenn sie unter einander plaudern, von den Friesen Leeuwardens, Sneeks oder Harlingens nicht besser verstanden werden, als die Fischer Scheveningens von den Einwohnern Haags.

Diese Sprache wird übrigens ganz uneigentlich „Stadtfriesisch“ genannt, denn streng genommen ist es nur Altholländisch aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte, das mit einigen friesischen Wörtern vermischt und den Anforderungen der friesischen Syntax angepaßt ist. Auf jeden Fall ist es, wenn auch eine gesprochene Sprache, durchaus keine Schriftsprache,

und man kennt nur eine sehr beschränkte Anzahl von Werkchen, die im „Stadfriesch“*) gedruckt sind.

Die zweite Mundart, oder das zweite, in der Provinz Friesland gebräuchliche, Plattholländisch, das „Bildtsch“ oder „Bilkersch“, ist ebenfalls ein ziemlich merkwürdiges Gemisch von Altholländisch und Friesisch. Man nimmt an, daß, als der mit einem Deiche umgebene Bildt im Stande war, bebaut zu werden und Einwohner aufzunehmen, — eine Ansiedlung von Bauern aus Südholland (Rynlanders), aus der Umgegend von Leyden dahin kam und sich dort niederließ. Einmal im Lande ansässig, entlehnte sie der Ortsmundart eine gewisse Anzahl von Worten und verwebte sie mit ihrer Muttersprache, welche nichts Anderes war als das „Boersch“, oder die holländische Bauernsprache. Was diese Erklärung zu rechtfertigen scheint, ist der Umstand, daß gewisse Selbstlauter, namentlich das A und der Diphthong Ei, in beiden Ländern ganz auf dieselbe Weise ausgesprochen werden.

Das „Stellingwerver“ endlich, welches man in Ost- und West-Stellingwerf redet, ist ein Gemisch von Friesisch, Sächsisch und Holländisch; es ist nicht ohne eine gewisse Uebereinstimmung mit dem Platt-Drenthischen. Seine Aussprache ist jedoch angenehmer, fast wohlklingend. Aber wie ist das Sächsische dazu gekommen, sich im Lande einzubürgern? Das hat bislang niemand ermitteln können, und wahrscheinlich wird dies auch niemals geschehen.

Obgleich diese drei Mundarten des „Holländisch-Friesischen“ über den größten Teil des jetzigen Friesslands verbreitet sind,

*) Das Buch, welches am besten ein Urteil darüber gewährt, was das stadfriesch im vorigen Jahrhundert war, ist ein kleines, 1768 zu Leeuwarden veröffentlichtes Werkchen von A. Jeltema, betitelt: „Het Vermaak der Slagterij.“

so findet man doch noch in der Provinz einige Ortschaften, wo das Friesische in seiner ursprünglichen Reinheit gesprochen wird. Namentlich in dem südlichen Teile hat die Sprache sich aufrecht erhalten, und bei den Völkerschaften der Inseln, welche, so zu sagen vom übrigen Teile der Welt isolirt, den alten Ueberlieferungen treuer geblieben sind. Indessen muß man keineswegs annehmen, daß diese verschiedenen Völkerschaften sich genau in derselben Sprache ausdrücken. Die Mundart Terschellings ist nicht durchaus die nämliche, wie diejenige Schiermonikoogs, und diejenige dieser beiden Inseln weicht wesentlich von dem Friesischen des „Zuidhoeks“ ab.*) Indessen werden diese drei Mundarten im Publikum nur mit einem und demselben Namen bezeichnet. Man nennt sie verächtlicher Weise das „Landfriesch“, oder das „Boerenfriesch.“**) Es ist doch ein eigentümliches Geschick, welches dieser alten und edlen Sprache widerfahren ist, die man heutzutage als „Bauernsprache“ behandelt, während sie doch die Heldenthaten der Ahnen des jetzigen Geschlechtes verherrlichte, welche, dank ihrem Gewerbefleiße und ihrer Kühnheit den Gebrauch derselben bis zu den Küsten Dänemarks verbreiteten.

Denn das ist eben noch eine der Eigentümlichkeiten des Friesischen, daß, wenn es auch in Friesland selbst kaum noch gesprochen wird, man es in großen Entfernungen noch unter Völkerschaften sehr verschiedenen Ursprunges in Gebrauch findet. So spricht man auf der Westküste Schleswigs eine Abart des Friesischen, die man mit dem Namen „Noordfriesch“ bezeichnet.

*) Südecke. Dies ist der südliche Winkel, den die Provinz bildet.

**) „Landfriesisch“ oder „Bauernfriesisch“. Und doch haben in dieser schönen Sprache alle die Dichter gesungen, deren Friesland sich rühmt, und der berühmteste unter ihnen, Gysbert Japicx hat in ihr jene Seiten geschrieben, denen die Unsterblichkeit gesichert wäre, wenn sie nicht bald unverständlich werden würden.

Zwischen der Ems und der Weser, auf Wangeroog und auch im Sagelterlande, bedient man sich einer anderen Mundart, welche „Oostfriesch“, genannt wird, und diese beiden Dialekte, die sehr von einander abweichen hinsichtlich der Weise, wie man sie schreibt, haben unter sich, wenn man sie spricht, durchaus denselben Charakter und dieselben Lautbildungen. Sie zeigen außerdem zahllose Analogieen mit dem „Westfriesch“, welches diesseits der Ems im Schwange ist, nämlich in der Provinz Groningen und in den drei Teilen Frieslands, von denen wir schon geredet haben.

Verachtet seitens der Städter, drei Vierteln der Bewohner unbekannt, und ohne Zuflucht außer in einigen abgesonderten oder isolirten verborgenen Winkeln, wird die friesische Sprache bald ihren letzten Seufzer ausstoßen. Trotz ihrer großen Eigenschaften des Wohlklangs und der Zierlichkeit ist es ihr Los, binnen kurzem zu verschwinden. Vergeblich haben einige treffliche Geister, welche ein vaterländisches und ritterliches Gefühl beseelte, es versucht, sie neu zu beleben. Ihre Werke selbst sind ohne Tragweite, denn sie werden nicht mehr verstanden. Sie singen in gar lieblich klingender Weise, aber niemand versteht mehr, was sie sagen wollen, und wenn sie auch noch die Ohren entzücken, so haben sie doch den Weg zu den Herzen der Zuhörer verloren.

23.

Ein hartkochendes Huhn. — Abfahrt von Stavoren. — Uerk und sein Hafen. — Die Seehunde. — Einwohner und Einwohnerinnen. — Alle sind Verwandte und Freunde.

Gegen Abend kamen van Heemskerck und Deketh von ihrer Entdeckungsreise zurück. Der eine brachte ein altes Huhn mit, das man abgeschlachtet hatte, der andere zwei Fläschchen angeblichen

Cognacs, deren der Besitzer sich zu ihren Gunsten entäußert hatte, indem er ihnen beteuerte, dieser Cognac wäre für die Leute des Landes zu gut. Das war alles, was sie beim Durchstöbern der alten Stadt hatten finden können.

Man steckte das Huhn in den Topf, doch ohne großen Erfolg, denn nach fünf Stunden Kochens war sein altes Knochengerüst noch störrisch. Nie in meinem Leben habe ich ein so zähes Geschöpf gegessen, wie jenes. Dies Ergebnis verfehlte nicht, uns einigermaßen zu beunruhigen.

Wir hatten diesen erzwungenen Aufenthalt in Stavorens Hafen nicht vorausgesehen, und unsere Lebensmittel gingen auf die Neige; sollten wir etwa eine zweite Ausgabe des Gemäldes Géricaults veranstalten und die „Tjalk der Medusa“ werden? Die Sache wäre sicher merkwürdig gewesen, doch war sie wenig verlockend; auch beschlossen wir, am folgenden Tage sofort abzureisen, mochte auch das Wetter sein, wie es wollte, und gastfreieren Gestaden entgegen zu fahren, um da unsere Vorräte an Lebensmitteln wieder zu vervollständigen.

Zu unserem Glücke ging anderen Morgens die Sonne strahlend auf. Die braven Leute des Landes wurden abermals herbeigeholt, um uns aus dem Hafen zu helfen; ihre lange Reihe spannte sich an unsere Ankertaue, und nach einigen Minuten erreichten wir die offene See, durch einen frischen Wind getrieben, welcher uns gestattete, den „Kirchhof“ zu vermeiden,*) die „Damenbank“ zu umsegeln und unseren Bugspriet geradezu auf die kleine Insel Uerk zu richten, welche nach der Abfahrt von Stavoren unser Reiseziel wurde.

*) Man nennt den „Kirchhof“ (Kerkhof) oder einfach die „Steine“ (Steenen) einen Haufen von Baustoffen, der sich bis auf die Höhe des Wasserspiegels erhebt und den man für das alte, durch Sankt Odulph gebaute und durch die Zuyder See verschlungene Kloster hält.

Von Stavoren nach Uerk kann man, wenn der Wind günstig ist, ohne Zagen in langen Segelwendungen ausholen, da das Meer überall eine Tiefe von fünfzehn bis zwanzig Fuß erreicht. An jener Stelle erweitert sich die Zuyder See, die Küsten verschwinden, und man schifft auf der einst durch den See Flevo eingenommenen Stelle.

Abgesehen von den Silberreflexen des Meeres und den wunderbaren Farbentönen des Himmels, bietet diese Route kaum eine Zerstreuung dar, und um die Zeit tot zu schlagen, ist man darauf angewiesen, die Seehunde zu zählen, welche, an dieser Stelle sehr zahlreich, die Oberfläche des Wassers mit ihren dicken schwarzglänzenden Köpfen durchfurchen. Ehemals machte man von diesen Tieren viel Aufhebens. Die Uferbewohner der Zuyder See jagten sie und ernährten sich von ihrem Fleische, welches für ein „wohlschmeckendes, treffliches Nahrungsmittel galt, ebenso saftig wie das Meerschwein, besonders in Pastetenform“. Heutzutage fischt man sie eigentlich nur noch der Oelbereitung halber, und selbst diese Fischerei, welche weit weniger gewinnbringend ist als diejenige der Schollen und Anschoven, beschäftigt nur eine kleine Anzahl von Leuten und Fahrzeugen.

Indessen giebt es Jahre, wo diese Tiere in solcher Fülle vorhanden sind, daß man in jener Seegegend gezwungen ist, auf eine systematische Vertilgung auszugehen, denn sie zerreißen die Netze der Fischer und richten alle Arten von Beschädigungen an. 1872 war ihre Anzahl dermaßen beträchtlich, und der von ihnen angerichtete Schaden war so groß, daß die Bewohner Uerks die Jäger des Festlandes zu Hülfe rufen mußten. Die Kinder, Mädchen und Knaben, lieferten ihnen wahre Kämpfe. Abends und morgens versteckten sie sich und schlugen mit Stockhieben die Hunde nieder, welche es wagten, sich auf dem steilen Ufer der Insel zu ergehen, oder welche die Bewegungen der Flut und Ebbe auf dem Sande des Strandes trocken legten. Ehemals hatte

man ein malerischeres Verfahren bei dieser Seehundsjagd. Guicciardini sagt: „Es ist allerdings eine Sache des Zeitvertreibs und der Spielerei, aber dennoch wissenswürdig, welches Mittels diese Inselbewohner sich bedienen, um die Seehunde zu fangen. Sie kleiden und vermummen sich nämlich so seltsam, daß man sie für Tiere halten würde, und so ausgerüstet, gehen sie an das Meer zu gewissen Stunden, wo sie wissen, daß die Tiere hier ihre Zeit verbringen und die frische Luft auf dem Gestade des Meeres genießen. So gekleidet, rücken sie, tanzend und springend vor (bedenkt doch, was der Mensch alles ausfindet!) wie ein Ratschenspieler; und bei diesem Schauspiele laufen diese Fischhunde herbei und finden daran ein ganz besonderes Vergnügen und Zeitvertreib; und jene Tänzer entfernen sich dann ganz allmählich mit Luftsprüngen und locken so die Fische ganz weit in das Land hinein; während dieses Spieles sind aber andere Fischer damit beschäftigt, an den geeignetsten Orten hinter den Hunden Garne und Netze auszuspannen. Ist nun alles gut hergerichtet, so entpuppen sich die Verkleideten, und die erschreckten Hunde fliehen seewärts, allein sie fallen dummerweise in die Schlinge, die man ihnen gelegt hat, um sie zu fangen, so daß mit Hülfe dieses Mittels jene Inselbewohner, zu ihrem großen Vorteile und Nutzen, eine große Menge davon fangen."

Sicher mußte das ein ergötzliches Schauspiel sein, solch eine Mummerei von Leuten, die da „tanzten und sprangen wie Ratschenspieler," und ich meinesteils hätte gern meinen Platz bezahlt, um einem derartigen Lustspiele beizuwohnen. Aber ach! alles artet aus. Die guten Gewohnheiten verlieren sich. Das Malerische und Phantastische hat diese Welt verlassen, um dem Alltäglichen Platz zu machen, und heutzutage verjagt man die Seehunde mit Stockschlägen, anstatt sie zu entzücken und ihnen „ein eigentümliches Vergnügen und Zeitvertreib" zu verschaffen.

Fern von mir indessen sei der Gedanke, Uerk und seine

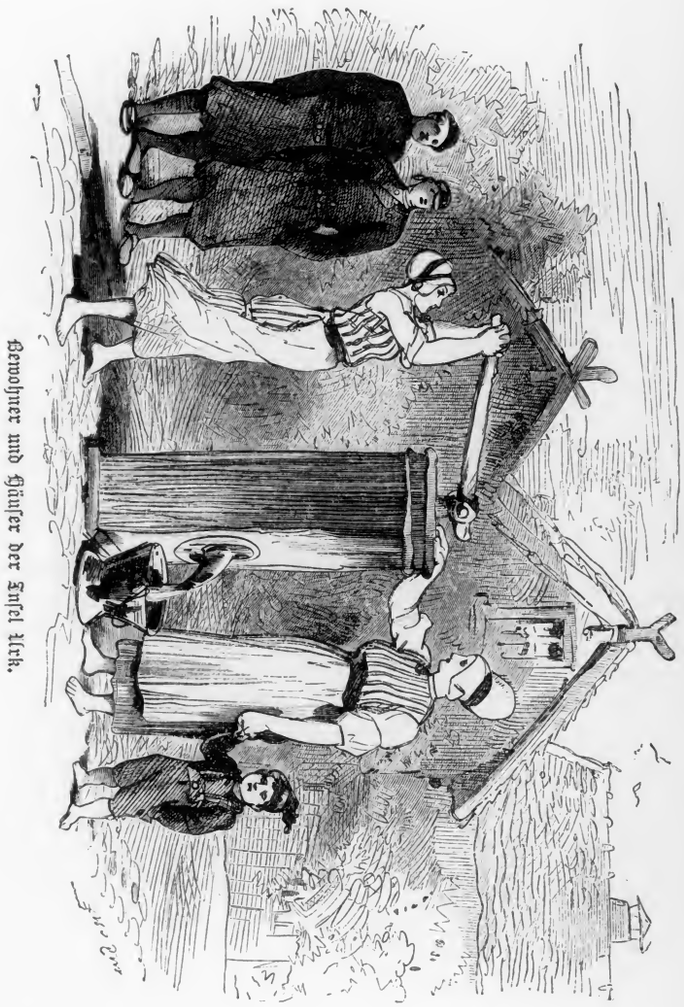
Bewohner zu verlästern. Im Gegenteile giebt es an der ganzen Zuyder See kein malerischeres Dorf, und die Bevölkerung dieser reizenden Insel, welche ganz aus Fischern besteht, ist eine der liebenswürdigsten und gastfreundlichsten, die man sich wünschen kann. Schon aus der Ferne, sobald man es nur gewahr wird, nimmt Uerk zu seinem Gunsten ein. Ein netter weißer Leuchtturm, eine grauliche Kirche mit grünem Glockenturme, eine Gruppe von Häusern, die sich auf einem wirklichen Hügel unordentlich gelagert haben, als wenn sie von einem fröhlichen Tanze ausruhten; einige große Bäume, die ihre dunkelgrünen Töne mit dem Hochrot der Dächer vermischen, — das ist der Anblick dieses anmutigen Dorfes. Die Insel, welche es umgiebt, ist nur ein langer Streifen Landes, der gegen die Einfälle des Meeres durch einen Gürtel von kleinen Deichen geschützt wird, welche indessen die Wiesen doch nicht vor einer fast alljährlichen Ueberschwemmung behüten.

Der gute Eindruck, den man empfindet, wenn man von fern diese munteren roten, grünen und schwarzen Häuser sich vom Himmel und dem Meere effektvoll abheben sieht, nimmt nur zu, je mehr man sich ihnen nähert. Der kleine Hafen, voll von Fischerfahrzeugen, welche sorgfältig in einer Reihe neben einander gelegt sind, mit ihren roten, an den Mastspitzen flatternden Fähnchen, die großen schwarzen Balken, welche den Damm unterstützen, die sanft abschüssigen, rasenbedeckten Kais, alles das erfreut das Herz und bereitet dem Auge Vergnügen. Gewiß, eine gelehrte und methodische Baubehörde hat sich damit nichts zu schaffen gemacht. Die Straßen sind nicht nach der Schnur gezogen. Die Häuser schichten sich bunt durcheinander, so wie der Zufall es bringt, im Geschmacke Markens aus Holz erbaut, mit einem Stückchen Gartens umgeben und durch kleine Gäßchen von einander getrennt, welche in ihrer Erweiterung Plätze und Straßen bilden. Allerdings sind dies sehr unregelmäßige Straßen, selt-

same und ungestalte Plätze, aber gerade dadurch erfreuen sie, denn diese muntere Unordnung läßt den Beschauer ausruhen von der holländischen Regelmäßigkeit, welche ihn anfangs entzückt, aber schließlich doch ermüdet und eintönig erscheint.

Fügen wir zur Vervollständigung dieses lieblichen Gemäldes hinzu, daß Männer und Weiber, Hausfrauen und Fischer eine besondere Tracht tragen, die zugleich merkwürdig und malerisch ist. Die Kleidung der Männer weicht nicht sehr von der Markens ab. Ausgenommen, daß das Wams kleine Aufschläge hat, die ihm ein schmuckes Ansehen verleihen, haben alle Stücke des Anzuges die nämliche Gestalt, und wie zu Vollendam, sind sie braunfarbig. Für die Frauen dagegen ist es weder derselbe Schnitt, noch dieselbe Farbe.

Die jungen Mädchen tragen eine kleine Mütze, eine Art Kopfbinde, welche auf den Scheitel des Kopfes gesetzt wird, die Haare einzwängt, die Ohren etwas sehen läßt, indem sie sie kaum bedeckt und welche durch ein doppeltes schwarzes, platt gelegtes Band festgehalten wird. Dieses Band geht zweimal über die Stirn und hält die Haare zusammen, welche, in gerader Linie abgeschnitten, fast bis auf die Augenbrauen herabfallen. Dies ist so einfach, wie es nur irgend sein kann und dennoch höchst anmutig. Die frischen und lachenden Züge der Töchter Uerks passen herrlich zu diesen zwei Farben, schwarz und weiß, welche den Glanz ihrer Hautfarbe und das Himmelsblau ihrer Augen so recht hervortreten lassen. Der Oberkörper ist von einem ärmellosen, gelben Leibchen umfangen, welches ein zweites, ebenfalls ärmelloses Leibchen bedeckt, das kaum unter den Busen hinabgeht. Dieses zweite Leibchen ist im allgemeinen schwarz, bisweilen schwarz und weiß gestreift. Der Rock ist kurz; er besteht ebenfalls aus schwarz und weiß gestreiftem oder dunkelblauem Stoffe. Ich habe einige rosa Röcke bemerkt, doch das ist fast eine Seltenheit. Eine dunkelblaue Zitzschürze, die in der Mitte ihrer Länge

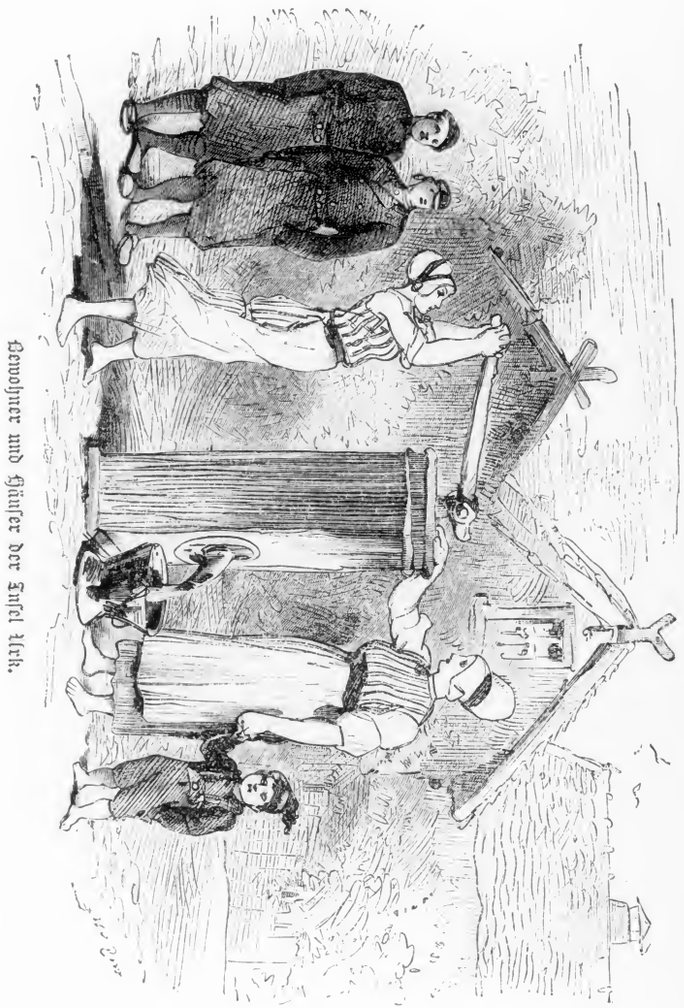


Bewohner und Hüter der Insel Urk.

same und ungestalte Plätze, aber gerade dadurch erfreuen sie, denn diese muntere Unordnung läßt den Beschauer ausruhen von der holländischen Regelmäßigkeit, welche ihn anfangs entzückt, aber schließlich doch ermüdet und eintönig erscheint.

Fügen wir zur Vervollständigung dieses lieblichen Gemäldes hinzu, daß Männer und Weiber, Hausfrauen und Fischer eine besondere Tracht tragen, die zugleich merkwürdig und malerisch ist. Die Kleidung der Männer weicht nicht sehr von der Markens ab. Ausgenommen, daß das Wams kleine Aufschläge hat, die ihm ein schmuckes Ansehen verleihen, haben alle Stücke des Anzuges die nämliche Gestalt, und wie zu Vollendam, sind sie braunfarbig. Für die Frauen dagegen ist es weder derselbe Schnitt, noch dieselbe Farbe.

Die jungen Mädchen tragen eine kleine Mütze, eine Art Kopfbinde, welche auf den Scheitel des Kopfes gesetzt wird, die Haare einzwängt, die Ohren etwas sehen läßt, indem sie sie kaum bedeckt und welche durch ein doppeltes schwarzes, platt gelegtes Band festgehalten wird. Dieses Band geht zweimal über die Stirn und hält die Haare zusammen, welche, in gerader Linie abgeschnitten, fast bis auf die Augenbrauen herabfallen. Dies ist so einfach, wie es nur irgend sein kann und dennoch höchst anmutig. Die frischen und lachenden Züge der Töchter Uerks passen herrlich zu diesen zwei Farben, schwarz und weiß, welche den Glanz ihrer Hautfarbe und das Himmelsblau ihrer Augen so recht hervortreten lassen. Der Oberkörper ist von einem ärmellosen, gelben Leibchen umfangen, welches ein zweites, ebenfalls ärmelloses Leibchen bedeckt, das kaum unter den Busen hinabgeht. Dieses zweite Leibchen ist im allgemeinen schwarz, bisweilen schwarz und weiß gestreift. Der Rock ist kurz; er besteht ebenfalls aus schwarz und weiß gestreiftem oder dunkelblauem Stoffe. Ich habe einige rosa Röcke bemerkt, doch das ist fast eine Seltenheit. Eine dunkelblaue Zitzschürze, die in der Mitte ihrer Länge



Bewohner und Häuser der Insel Urk.

durch zwei Schnüre gehalten wird, welche man hinter dem Rocke zubindet, vervollständigt diese anmutige Tracht. Die Kleidung der Frauen ist derjenigen der Mädchen ähnlich. Wie diese, tragen jene das doppelte Leibchen ohne Aermel und lassen die Arme bis zu den Ellenbogen durch die Hemdsärmel beschützen, und vom Ellenbogen bis zum Handgelenke entblößt. Wie jene, haben diese den gestreiften Rock und die Zitzschürze. Aber anstatt des Mützchens bedecken sie ihren Kopf mit einer Haube von aufrechter Form, welche mit Goldnadeln festgesteckt und in der Mitte durch ein großes, handbreites, schwarzes Band in zwei Teile geteilt wird.

Sowie in Marken, trägt auch in Uerk jedermann die Volkstracht, Männer und Frauen, Mädchen und Knaben, von dem daumenlutschenden Bübchen hinauf bis zu dem Greise, dessen Haupt unter dem Gewichte der Jahre zittert. Nur der Lehrer und die beiden „Predikanten“ machen Ausnahme von dieser allgemeinen Regel. Ich sage: die beiden „Predikanten“, denn obwohl alle Einwohner Uerks der reformierten Kirche angehören, so besitzt das Inselchen doch zwei Kirchen, und seine Bevölkerung ist in zwei religiöse Gruppen geteilt. Die einen sind orthodoxe und die anderen freisinnige Protestanten. Indessen bewohnt nur einer der beiden Prediger die Insel das ganze Jahr hindurch; der andere kommt zu bestimmter Zeit, und nach Besorgung seiner Amtsverrichtungen kehrt er auf das Festland zurück.

Wir machten demjenigen, der die Insel beständig bewohnt, einen Besuch. Wir hofften, er könnte uns vielleicht einige merkwürdige Angaben über die Sitten und Gebräuche verschaffen. Aber der junge Pfarrer war erst seit einigen Wochen eingeführt und in den Sachen, um die wir ihn angingen, ganz und gar unbewandert. Da er uns nun nicht selbst Auskunft erteilen konnte, so empfahl er uns, den Lehrer zu besuchen, welcher die Insel seit fünfundzwanzig Jahren bewohnte und uns daher gewiß alles sagen

könnte, was wir zu wissen begehrten. Wir machten uns also auf den Weg, um ihn aufzusuchen. Aber wir sahen ihn schon von weitem in seinem Gärtchen, umgeben von Bäumen und Blumen, in schwarzem Fracke und weißer Halsbinde, aus einer langen thönernen Pfeife rauchend; er sah dabei so majestätisch, so stattlich aus, daß wir dadurch eingeschüchtert wurden und nicht wagten, seine Andacht zu stören. Und doch enthielt dieses Gärtchen etwas äußerst Anziehendes. Das war das köstliche Antlitz eines schönen jungen Mädchens, mit großen, blauen, schwärmerischen Augen, schönen Haaren, blond wie Gold, eine wahre Almanach-Schönheit, welche sich uns durch das Laubdickicht zeigte, über unsere Anwesenheit verwundert und neugierig die „Fremden" betrachtend. Trotz dessen wagten wir uns nicht näher. Dies kam auch mit daher, weil der Anblick dieses Ehrfurcht gebietenden und majestätischen Greises ein gar außergewöhnliches Schauspiel war, wie er so da stand in amtlicher Würde mit diesem bildschönen jungen Mädchen, alle beide gleichsam verirrt unter diese primitive Bevölkerung und mitten unter diesen Fischerhütten lebend.

Diese Fischer sind übrigens prächtige Kerle, kräftig gebaut, mit freimütiger Miene und offenem Gesichte. Die Frauen sind fast alle anmutig und hübsch; allerdings keine Boudoir-Schönheiten, aber groß, schlank, mit frischem Teint, roten Lippen und gewissen Wellenformen in den Leibchen, welche zu beweisen scheinen, daß hinsichtlich kräftigvollen Baues sie den Friesinnen nicht nachstehen. Man kann diesen schönen und kräftigen Volksstamm als ein Muster des Urgeschlechtes betrachten, oder allerwenigstens als ein Muster der Volksrasse, welche das Land im neunten und zehnten Jahrhunderte inne hatte. In der That ist Uerk älter als die Bildung der Zuyder See. Es war eine der Inseln, die den See Flevo bevölkerten, ehe dieser sich mit der Nordsee vereinigt hatte, um den ungeheueren Meerbusen zu bilden, den wir heutzutage erblicken. Man findet amtliche Spuren von Uerks Dasein vom

neunten Jahrhunderte an. 968 belehnte Kaiser Otto mit Uerk den Herrn Weihman, Grafen von Zütphen. Einige Jahre später, 991, kam die Insel unter die Herrschaft Stavorens; folglich war sie zu jener Zeit hinlänglich lange bewohnt, um einige Einkünfte zu liefern. Nun hat sich hier ebenfalls die Thatsache vollzogen, welche wir in Marken hervorgehoben haben. Die geringe Ausdehnung des Bodens hat zu allen Zeiten die Einwanderungen verhindert und verhindert sie noch heute. Die ersten Ansiedler sind Herren der Insel geblieben, haben sie bewohnt und sich auf ihr unverändert erhalten, ohne daß Fremde sich eingedrängt und mit ihnen vermengt hätten. Schon im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhunderte wurden die Bewohner Uerks als von einem und demselben Stamme herrührend betrachtet, „erzeugt durch einige, die sich dort vor Zeiten niedergelassen haben, um die Insel einzudeichen und zu bebauen, und sich da durch Heiraten vermehrt haben, gewohnt wie sie waren, die Gesellschaft der anderen Menschen zu entbehren, und niemand besuchte sie, ausgenommen etwa einige gen Friesland fahrende Schiffe, die bei Unwetter sich dort nach einer Zuflucht umsahen."

Heutzutage ist die Absonderung durchaus die nämliche, und jener altertümlichen Ueberlieferung getreu, betrachten sich alle Bewohner des Inselchens als Verwandte und Verbündete, die nur eine und dieselbe Familie bilden. Dieser Ansicht gemäß begleiten, wenn einer unter ihnen mit Tod abgeht, alle anderen ihn bis zu seiner letzten Wohnung.

Die Bevölkerung Uerks beläuft sich auf ungefähr zwölfhundert Seelen. Der Hauptindustriezweig dieser interessanten Insel ist, nächst dem Fischfange, die Anfertigung und Zubereitung der für den Fischer notwendigen Gerätschaften. Uerk rüstet nicht weniger als hundert und siebzig Fischerbarken aus, welche den größten Teil der Woche auf den Wogen zubringen und die Märkte Amsterdams, Enkhuizens und Overyssels mit Schollen, Kabeljaus,

frischen Häringen und Anschoven versehen. Bei der Rückkehr von ihren Besuchen in den großen Städten bringen die Gatten der Familie die notwendigen Lebensmittel mit; denn, wie zu Marken, kömmt auch hier alles vom Festlande. Indessen hat Uerk vor letzterem einen ganz bedeutenden Vorzug voraus, es besitzt nämlich Süßwasser in Ueberfluß. Außer dem öffentlichen Brunnen, welcher mitten auf dem Lande gelegen ist, haben eine große Anzahl von Gärten ihre eigene Pumpe. Der Untergrund, worauf das Inselchen steht, ist kalkig. Die Anwesenheit dieses Süßwassers, welches im ganzen Lande doch so selten ist, hat die Geologen lange Zeit beschäftigt gehalten. Man hat behauptet, dies könnte nur eine durch den Boden hingehende Einsaugung der umliegenden Gewässer sein, welche trotz ihres Durchsickerns durch den Felsen in beständiger Verbindung mit dem Meere blieben. Allein, als man ermittelt hatte, daß das Niveau jener Brunnen unveränderlich war, und daß die Bewegungen der Ebbe und Flut ohne Einwirkung auf die Höhe des Wassers blieben, hat man sich für besondere unterirdische Wasserquellen entschieden, die an jener Stelle vorhanden wären.

Man behauptet, Uerk hätte ehedem eine beträchtlichere Ausdehnung gehabt als heutzutage. An seinem äußersten Nordende führen die Seekarten eine unterseeische Bank auf, die sie mit dem Namen „Steinbank“ (steenbank) oder „Riff“ (rif) bezeichnen. In dem Lande nennt man diese Bank den „Uerker Kirchhof“ (Uerker Kerkhof), und man behauptet, dieses Riff sei nichts Anderes als das Gemäuer einer alten Kirche, welche von der Frömmigkeit der ersten Bewohner Uerks am äußersten Ende der Insel erbaut worden sei. Ich glaube, es wäre am Ende ebenso leicht, festzustellen, ob dies ein Riff oder ein Kirchhof ist, wie es leicht war, sich darüber zu vergewissern, ob die Brunnen mit dem Meere in Verbindung stehen oder nicht. Doch das war nicht unsere Sache. Wir ließen also die steenbank zur Seite liegen,

um uns noch mit Besuchen in einigen Häuschen des Dorfes zu ergötzen.

Die meisten jener Häuser sind, wie diejenigen Markens und Vollendams, innen blau angestrichen und mit merkwürdigen Wandverzierungen versehen. Die Hakenleiste für die langen Pfeifen, die gegen die Wand gelehnten Fayencegegenstände, das Schubladenbett, die friesische Uhr mit ihrem Glockenspiele und ihren Blumentöpfen aus bemaltem Kupfer, alles das hat denselben Anstrich und den nämlichen Charakter. Man füge hinzu, daß in Uerk, wie in Marken, die Einwohner gastfrei, liebenswürdig und höflich sind, und man wird das Vergnügen begreifen, welches wir empfanden, als wir mit diesen braven Leuten plauderten und ihre schmucken Behausungen besuchten.

Wir hätten unsere Musterung zweifelsohne noch fortgesetzt, doch wurden wir durch den „schipper“ Sluring „gepreit“. Er benachrichtigte uns, es wäre hohe Zeit, abzusegeln.

„Wir haben mindestens fünf Stunden zu arbeiten,“ sagte er, „um die Yſſelmündung zu erreichen. Wir werden nachts ankommen, und Sie wissen, morgen ist Sonntag. Also, wenn Sie nicht etwa zwei Tage mitten auf See zubringen wollen, dann müssen wir uns beeilen.“

Der Rat war vorsichtig, umsomehr, als, wie schon erwähnt, unsere Vorräte auf die Neige gingen und wir zu Uerk nur einige Kartoffeln hatten auftreiben können. Uebrigens giebt es hienieden ja auch keine noch so gute Gesellschaft, der man nicht Lebewohl sagen müßte; wir begaben uns daher wieder nach unserem Boote und in ihm nach unserer Tjalk, die auf der Rhede geblieben war, und trennten uns mit Bedauern von diesen liebenswürdigen Inselbewohnern, welche uns bis an das Ende des Dammes das Geleit gaben und uns von da aus ihre letzten Grüße zuwinkten.

24.

Schokland. — Die Yssel. — Kampen. — Legenden-Naivetäten. — Neunundneunzig Schafe. — Die Brüder des gemeinsamen Lebens. — Die Nachfolge Jesu Christi.

Der Tag neigte sich bereits, als wir unter Segel gingen. Noch lange betrachteten wir den freundlichen Hügel mit seinen merkwürdigen Häusern, wie er unten am geröteten Himmel seine Umrisse scharf abzeichnete. Von Augenblick zu Augenblick wurden die Färbungen dunkler und der Kontrast zwischen Tag und Nacht erschien kräftiger. Bald verlor sich die Insel im Nebel; ihre Umrisse wurden unbestimmt. Sie glich in der Ferne einem schwarzen Fleck auf feurigem Hintergrunde.

Nachdem wir jenem, vor unseren Blicken verschwindenden Erdwinkelchen ein letztes Lebewohl gesagt, begaben wir uns zur Tafel und sprachen unseren letzten Vorräten wacker zu. Als wir nach Einnahme unseres Kaffees und Anzündung der Cigarren wieder auf Deck gingen, war die Nacht vollständig angebrochen, eine schöne helle Nacht, mit sternbesäetem Himmel und durch die Reflexe des Mondlichts versilberten Wellen. Der Wind blähte unsere Segel, und wir fuhren stracks auf die Mündung der Yssel zu. In der Ferne vor uns erschienen uns die drei Leuchtfeuer des „Ketel“ wie kaum wahrnehmbare Leuchtkäfer, die auf die Oberfläche des Wassers gesetzt wären. Näher bei, zur Linken, das heißt nach Norden zu, schienen die beiden Leuchttürme Schoklands, die ihr rötliches Licht über das Wasser ausgossen, in der Ferne die alten, für immer verschwundenen Bewohner der Insel aufzusuchen.

Jenes arme Land der „choks“, der Erdstöße und Erschütterungen, ist in der That heutzutage öde und verlassen. Seine Bewohner, die sich Jahrhunderte lang an diesen beweglichen Boden

angeklammert hatten, der unter dem Stoße des Meeres zitterte und jeden Augenblick durch die brausenden Fluten überschwemmt wurde, haben nun anderswo eine Zuflucht gesucht. Und jetzt sind auf diesem, unaufhörlich durch die Gewässer bedrohten Erdstreifen kaum einige brave Leute zurückgeblieben, welche lieber mit ihm verschlungen werden wollen, als den Boden zu verlassen, der sie hat entstehen sehen und der die Asche ihrer Voreltern bedeckt.

Gegen zehn Uhr ließ der Wind nach, und wir hörten auf, vorwärts zu rücken. Nichts ist trauriger als eine Windstille auf offener See. Auch gingen wir alle drei, über unsere augenscheinliche Unbeweglichkeit ungeduldig, zur Ruhe und ließen der Mannschaft die Sorge, uns glücklich in den Hafen zu führen. Am anderen Morgen waren wir, als wir erwachten, mitten auf der Yssel; zu beiden Seiten dehnten sich grünende Wiesen und fette Weiden aus, durchschnitten von kleinen Gebüschen und reichen Pachthöfen. In der Ferne erhob Kampen seine spitzen Türme. Mitten in dem Laubwerk sah man das wohlgenährte Vieh kommen und gehen, die Anger abgrasend und die Frische des Morgens in vollen Zügen genießend. Die tausenderlei Wohlgerüche der Gefilde gelangten zu uns auf den Schwingen einer sanften Brise, und auf dem Flusse fuhren die Tjalken, durch den Wind getrieben, sanft stadtwärts hinauf, während ein kleines „stoomboot“, ganz von lustigen Fähnchen umflattert, und mit holländischen Fahnen beflaggt, mit festlichem Ansehen herabkam und der Zuyder See entgegen dampfte.

Gegen neun Uhr, nachdem wir uns sauber angekleidet, machten wir uns auf den Weg nach Kampen und gaben dem schipper den Befehl, am Montag morgen dorthin zu kommen, um uns abzuholen. Vom Strome ab bis hinauf zu den ersten Häusern der Stadt ist die Entfernung nicht übermäßig groß, höchstens vier bis fünf Kilometer. Aber der Weg wird durch die Umwege, die Zickzackwege, welche man durchlaufen muß, mehr als

verdoppelt. In der That schlängelt sich der Weg mitten durch die Wiese. Von Strecke zu Strecke durch große perlgraue Gatter durchschnitten, welche den Zweck haben, die schönen Kühe vor nachbarlichen Besuchen zurückzuhalten, — führt der Weg von einem Pachthofe zum anderen und, nachdem er sie alle bedient hat, richtet er sich dann endlich auf die Stadt zu, ohne sich weiter um die ungeheuere Zeitverschwendung, die er verursacht hat, zu kümmern. Jeden Augenblick macht man sich falsche Hoffnungen; man wähnt sich angekommen, wird aber gewahr, daß man noch einen großen Umweg zu machen hat.

Indessen würden weder meine Freunde, noch ich, daran gedacht haben, uns über diese kleine Strapaze zu beklagen, hätte der Regen nicht ein Wort mitgeredet. Einen wirklich prächtigen Anblick bieten diese schönen grünen Anger, auf welchen die Kühe bis an den Kniebug im Grase laufen und erstaunt den Kopf umwenden, wenn man vorüber geht, weil sie auf ihrem Bereiche Fremde erblicken, — und dann wieder mit ihrer natürlichen Apathie ihre einförmige Beschäftigung fortsetzen, welche für die Gegend eine Quelle von Reichtümern wird. Dann, von Strecke zu Strecke, diese schönen auf Erdhügelchen errichteten Pachthöfe mit ihren großen runden Heu- und Strohschobern, welche Türmen ähneln und ihnen das Aussehen einer starken Burg geben. Ferner, mitten zwischen großen Bäumen, diese reichen Meierhöfe, wo alles blau angemalt ist, von den kleinsten Milchfässern an, bis zu den Fensterläden, den Schubkarren auf dem Hofe und der Leiter, welche zu dem Boden emporführt. Gewiß, ist es ein großes Vergnügen, dieses schöne Gefilde zu durchschreiten, welches sich am linken Ufer der Yssel erstreckt, und bei schönem Wetter würde der Weg durchaus nicht zu lang erscheinen. Aber, wenn das Gewitter Euch unterwegs überrascht, wenn Ihr gekleidet seid, um Besuche zu machen, und Euch dann der Regen von oben bis unten durchnäßt, von dem Kragen, den er einweicht, bis zu den

Halbstiefeln, die er überschwemmt, ... o, dann scheint mir's, darf man sich wohl über den weiten Weg und die Umwege, die ihn noch verlängern, beklagen.

Endlich erreichten wir die ersten Häuser eines artigen Dorfes, welches Kampen als Vorstadt dient und den Namen „Brunnepe" trägt. Wir hofften, da Schutz vor dem Regen zu finden, doch glücklicherweise hörte derselbe auf und wir konnten unseren Weg nach der Stadt zu fortsetzen. Brunnepe ist ein reizender Weiler, mit blumigen Gärten, Hecken von wilden Rosen und netten, reinlichen und gut gehaltenen Hütten; es sind dies aber wirkliche Strohhütten, das heißt, sie sind mit Stroh bedeckt und ihre Wände mit Kalk beworfen; es sind nicht jene Häuser der Bauern Nordhollands, mit ihren so schnurgeraden Linien und ihrem so sorgfältigen Anstrich, daß es scheint, als hätte man sie soeben aus einer Schachtel genommen, um sie an den Rand des Weges zu stellen.

Auf Brunnepe folgt ein anderes Dorf, namens Haghen, welches an Kampen stößt und einem der Thore dieser Stadt seinen Namen giebt; durch dasselbe gelangten wir in die nette Stadt.

Wenn man den Namen „Kampen" vor einem braven Manne Amsterdams, Rotterdams oder Haags, oder vor einem Freigeist Uetrechts, Leydens oder Groningens, vor einem Philosophen Hoorns, Zütphens oder Franekers ausspricht, so ist es ziemlich gebräuchlich, daß alle diese Leute zu lächeln anfangen. Die Bewohner dieser hübschen Stadt haben in der That in den elf Provinzen einen ähnlichen Ruf, wie die Bauern der ehrlichen und hochherzigen Champagne in Frankreich (und wie die Bewohner Schöppenstedts oder Krähwinkels in Deutschland) und man würde hier sehr gern sagen: „neunundneunzig Schafsköpfe und ein Kampener ..."

Nun, niemals war ein Ruf schlechter begründet. Er geht

davon aus, daß man Kampen alle Naivetäten, Einfältigkeiten und Schildbürgerstreiche beizulegen pflegt, die nur in den Niederlanden ausgeheckt werden, ganz so, wie man in Frankreich den Namen „Brives-la-Gaillarde“, oder den von Pézenas gebraucht, um Albernheiten unter Dach und Fach zu bringen, die eigentlich durchaus parisisch sind. Man nennt diese Schwänke „Kampener Zwiebeln“ (Kamperuien). Uebrigens besteht diese Sorte von „Zwiebeln“ etwa in folgendem, — denn diese Arbeit würde nicht vollständig sein, wenn sie nicht einige Proben dieser seltsamen Scherze enthielte. Ich nehme also, ganz zufällig, ein paar aus dem Haufen der bekanntesten.

Eines Tages bricht zu Kampen eine Feuersbrunst aus. Die Häuser brennen, daß es ein wahres Vergnügen ist. Die Spritzen rasseln heran, aber ach! ... sie sind nicht in gutem Zustande und können daher nicht arbeiten. Die Bevölkerung wird unwillig und der Gemeinderat versammelt sich. In voller frischer Sitzung (denn der arme Gemeinderat muß ja immer herhalten) faßt er sofort den Beschluß, laut dessen „die Führer und Vorsteher der Feuerwehr der Stadt gehalten sein sollen, am Tage vor einer jeden Feuersbrunst, zwischen zwei und vier Uhr nachmittags an den Spritzen und sonstigen Rettungsapparaten eine Besichtigung vorzunehmen, widrigenfalls sie Tadel und Buße auf sich ziehen.“

Wollt Ihr noch einen anderen Witz haben? Diesmal ist es ein alter Turm, worauf das Gras wächst. Der Rat sucht ein Mittel, um dies Gras verschwinden zu lassen, und glaubt, es gefunden zu haben, indem er den Befehl giebt, es solle viermal jährlich eine Kuh auf den Turm hinaufgezogen werden und so lange oben bleiben, bis sie alles Gras abgefressen habe.

Ein anderes Mal ist es ein Schöffe, welcher seinen Mitbrüdern die finanzielle Lage der Stadt darlegt. Er weist nach, daß eine der Haupteinnahmen in dem bei der Einführung der Waren erhobenen Zolle besteht. „Jedes Thor,“ sagt der geistreiche Schöffe, „hat uns dieses Jahr mehr als zehntausend Gulden eingebracht, das macht für die sieben Thore siebzigtausend, das ist eine der wichtigsten Einnahmen. Ich schlage daher dem Rate vor, die Anzahl der Thore zu verdoppeln, und auf diese Weise werden wir in Zukunft die Hülfsquellen, worüber die Stadt verfügt, in großartigem Maßstabe vermehren können.“

Wünscht Ihr noch einen letzten Abderitenstreich? Dieses Mal handelt es sich um eine Sonnenuhr, die man an der Mauer des Stadthauses befestigt hat. Diese Uhr funkelt von Malerei und Vergoldung. „Aber,“ rufen die Schöffen im Chore aus, „die Feuchtigkeit wird uns diese ganze schöne Arbeit zerstören, und der Regen und besonders die Sonne.“ Und aus Furcht, Phoebus möge die Uhr beschädigen, beschließt man sofort in öffentlicher Sitzung, eine kleine Nische herrichten zu lassen, welche sie vor den Strahlen der Sonne beschützen soll.

Brauche ich wohl erst noch lange zu sagen, daß diese nach Belieben erfundenen Schnurren, die übrigens durch die Uebersetzung viel verlieren, bei den Leuten, welche Kampen besucht haben und Overyssel kennen, durchaus keinen Glauben finden? Allein jene sind, selbst in Holland, die große Minorität, auch neigen viele gescheidte Leute zu dem Vorurteile hin, alle Kampener für Dummköpfe zu halten, und viele brave und sonst ernste Männer können sich bei dem bloßen Namen Kampens eines Lächelns nicht erwehren. Wir wollen daher doch einmal sehen, ob die Stadtbehörde Kampens in ihrer vergangenen oder gegenwärtigen Verwaltung jemals einen derartigen Ruf verdient hat.

Kampen ist keine sehr alte Stadt.*) Man findet keine Spur seines Daseins über das dreizehnte Jahrhundert hinaus, und man

*) Es besteht unter dem Namen „Historische Kamper Kronijk“ eine sehr vollständige Geschichte der Stadt Kampen. Diese historische Chronik hat zum Verfasser ein „zugeboren“ Kampener Kind, Herrn E. Moulin.

nimmt an, daß es gegen 1286 anfing, von sich reden zu machen. Zu jener Zeit war es jedoch erst ein unwichtiges Dorf, das kaum einen eigenen Namen hatte und das man wegen der umliegenden Felder „Campi“ nannte. Indessen, dank dem Gewerbefleiße ihrer Einwohner, ließ ein erfreuliches Wachstum der Stadt nicht lange auf sich warten. Von den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts an bewilligten ihr die Bischöfe Uetrechts, von welchen sie abhing, zahlreiche Vorrechte. Bald wurde sie mit festen Mauern, mit Türmen und mit Gräben umgeben, und wegen ihrer Treue gegen ihren bischöflichen Oberherrn erwarb sie sich bald neue Begünstigungen. Vom Jahre 1300 an bildeten ihre Bürger eine geschlossene Zunft, und man findet noch in den Archiven der Stadt das Bürgerbuch (burgerboek), welches die genaue Liste ihrer Namen von jenem Jahre an bis 1469 enthält. 1310 hatte sie eigene Gerichtsbarkeit und das Recht, öffentliche Protokolle zu führen. Außerdem waren ihre Gemeindebesitzungen bereits beträchtlich, wovon die in den Archiven aufbewahrten Register Rechenschaft ablegen; in diese sind „die Pacht- und Mietkontrakte der städtischen Besitzungen vom Jahre 1311 an“ eingetragen. 1364 vermehrte sich ihr Reichtum ganz besonders in Folge der Schenkung des „Kampereilandes“, welche der Bischof von Uetrecht ihr machte.*) Diese „Kampener-Insel“, um uns des gebräuchlichen Ausdruckes zu bedienen, ist ein neues Landstück, das sich in der Zuyder See befindet. Es wurde durch die Anschwemmungen gebildet, welche die Fluten der Yssel mit sich führen. An der Mündung des Stromes gelegen, und vom Festlande durch den Lauf der Yssel und durch einen Arm getrennt,

*) Die Schenkungsurkunde, unterzeichnet von Johan van Arkel, am 1. März 1364, „Anno Domini a Nativitate MCCC sexagesimo quarto prima die mensis Marcii“ ist noch in den Archiven Kampens vorhanden. Sie ist in dem Register van Charters en Bescheiden unter Nr. 151 katalogisiert.

der sich unter dem Namen „Ganzpendiep“ in das Meer ergießt, — vergrößert sich das Kampereiland alljährlich um einen Streifen Landes von wunderbarer Fruchtbarkeit. In Folge von rationell geleiteten Arbeiten verwandeln sich diese Ländereien in Wiesen, die für Rechnung der Stadt ausgebeutet werden, und wir werden bald sehen, welchen Gebrauch sie von dieser Quelle des Reichtums macht.

1495 hatte Kampen, dessen Bestehen als Stadt damals kaum zwei Jahrhunderte weit zurückging, bereits einen solchen Grad von Wichtigkeit und Wohlstand erlangt, daß, als Kaiser Maximilian auf dem Reichstage zu Worms die Ahnahme und den Verfall schilderte, in dem sich das Reich befand, und die Heranziehung neuer Städte verlangte, Kampen mit seinen beiden Nachbarstädten Deventer und Zwolle dazu ausersehen wurden, kaiserliche Städte zu werden. Diese Standesveränderung brachte der jungen Stadt ganz besondere Vorteile. Die Anzahl ihrer Privilegien nahm noch zu. Sie besaß unter anderen Münzrecht,*) das sie bis 1692 behielt, und dasjenige der hohen und niederen Gerichtsbarkeit, welchem sie 1578 entsagte, als sie aufhörte, dem Reiche anzugehören, um sich der Obergewalt der Staaten zu unterwerfen.

*) Die drei Städte: Deventer, Zwolle und Kampen erhielten gleichzeitig das Vorrecht, Geld zu schlagen, und obwohl jede derselben eine eigene Münzstätte hatte, so trugen doch im Anfange alle geprägten Stücke das Wappenschild der drei Städte. Diese Stücke unterschieden sich jedoch von einander, sei es durch das Bild des Schutzheiligen, der sich auf der Vorderseite befand (der heilige Nikolaus für Kampen, der heilige Michael für Zwolle, der heilige Lebuin für Deventer), sei es durch eine Wiederholung der Wappen.

Als die drei Städte den Vereinigten Provinzen beigesellt wurden, nahm jede einen besonderen Münzstempel an; Zwolle hörte 1691 auf zu schlagen, Kampen 1692 und Deventer 1708.

Das Münzkabinet im Haag enthält eine sehr vollständige Sammlung aller dieser Münzen, und es ist merkwürdig, auf diesen Metallstücken alle die Umwandlungen zu verfolgen, welche diese kleinen unabhängigen Städte durchmachten.

1521 beging Kampen allerdings die Thorheit, gegen ihre Nebenbuhlerin Zwolle einen jener Spießbürgerkriege zu unternehmen, bei denen die kleinliche Eifersucht der Städte eine so große Rolle spielte. Aber vor jener Zeit, und namentlich am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, hatte die Stadt Kampen den vernünftigen Gedanken gehabt, sich mit ihren beiden Nachbarinnen Zwolle und Deventer zu vereinigen, um das Land von allen verarmten und plündernden Junkern zu säubern, welche mit ihrem Raubrittertum die Gegend unsicher machten. Trotz ihrer zahllosen Vorrechte, und obwohl sie zu den hanseatischen Städten gehörte, zögerte die tapfere Stadt im Jahre 1578 nicht, sich unter das Banner der Staaten zu stellen. Aber 1579, als der Protestantismus aufhörte, verfolgt zu werden und anstatt dessen selbst zum Verfolger wurde, die religiösen Körperschaften verjagte und sich der Güter der Gemeinden bemächtigte, zeigten ihre Bewohner sich nicht als solche Bilderstürmer, wie diejenigen Hollands und Frieslands. Sie zerstörten nicht die Werke der Kunst, sie zerbrachen nicht die Bilder. Und ihr gutes Herz zeigte sich in der Achtung, welche sie stets denjenigen bezeugten, die sie ehemals unterrichtet und belehrt hatten. In der That wurde der Namen der alten Gemeinden nicht wie ein Gegenstand des Hasses geächtet; ihr Andenken wurde nicht in grober Weise aus dem Gedächtnisse der Völker ausgelöscht, und wir werden aus gewissen, an alten Denkmälern aufbewahrten Namen bald erkennen, daß die Stadtbehörde Kampens stets ein gutes Gedächtnis gehabt hat, und daß die Dankbarkeit eine den Kampenern wohl bekannte Tugend ist.

Vom siebzehnten Jahrhunderte an war die alte kaiserliche Stadt eine treue Gefährtin und Teilnehmerin der Schicksale der Vereinigten Provinzen, ausgenommen 1672 bis 1673, wo sie während eines Jahres mit ihren Nachbarinnen Zwolle und Deventer von den mit Ludwig dem Vierzehnten verbündeten

Bischöfen eingenommen wurde. Das war ein Augenblick der Ohnmacht, der indessen keine Folgen hatte. Und welche Stadt bleibt wohl vor solchen Schwächen geschützt? Vergebens lasteten auf ihr ein Jahrhundert später die schweren Bürden der französischen Besatzung. Ihre Lage ward dadurch nicht verschlechtert. Vergebens verlor ihr Hafen etwas von seiner Tiefe, und vergebens wurde ihre Stellung als Seestadt bedeutend weniger günstig in Folge der bei den Nachbarvölkern realisierten Fortschritte. Ihr Wohlstand ward dadurch nicht gefährdet. Sie blieb stets thätig und reich. Ihre Bevölkerung war weit davon entfernt, abzunehmen, sie neigte vielmehr dem Wachstume zu. Anstatt einzuschlafen, war sie geschäftig, und anstatt sterben zu wollen, schien sie neu geboren zu werden. Man sage nun gefälligst, findet man in allem diesen irgend etwas, was jenen Ruf der Einfalt und Albernheit rechtfertigen könnte, von dem wir oben redeten?

Sehen wir nun, ob jener seltsame Ruf uns in der Gegenwart besser verdient scheint.

Die Stadtbehörde Kampens verfügt über ausnahmsweise reiche Hülfsquellen, dank den Einkünften des Kampereilandes, welche alljährlich zunehmen und, wenn ich mich recht erinnere, gegenwärtig die Summe von ungefähr 680 000 Mark erreichen.

Anstatt sich damit zu ergötzen, große Summen zu verausgaben, um ihre alten Baudenkmäler nieder zu werfen und ihre geschichtlichen Erinnerungen zu zerstören, oder um lächerliche Kasernen, wunderliche Stadthäuser oder abscheuliche Erinnerungssäulen aufzurichten, hat der Gemeinderat Kampens damit angefangen, die zahlreiche Einwohnerschaft der Stadt von allen städtischen Abgaben zu befreien. Auf diese Weise können die Lieferanten, da sie keine Gemeindesteuern zu zahlen haben, ihre Waren billiger verkaufen als anderswo. Diese Erwägung, zusammen mit der Gewißheit, keine städtischen Abgaben zu entrichten zu haben, welche in den meisten Städten sehr drückend sind, zieht

eine gewisse Anzahl von kleinen Rentiers, Verabschiedeten und in den Ruhestand Versetzten in die Stadt, welche in dieser Verminderung der Steuern und Ausgaben die Quelle eines Wohlbehagens finden, dessen sie sich anderswo nicht erfreuen könnten. Andererseits ist der Hafen ebenfalls jeglicher Abgabe enthoben, so daß Wasserfuhrleute, Geleitsschiffbesitzer und Transport-Unternehmer sehr gern in eine so gastfreie Stadt kommen, um sich da niederzulassen. Man beachte außerdem noch, daß die Fischer hier einen sicheren Zufluchtsort gegen das schlechte Wetter, sowie auch eine so leichte Existenz finden, daß, als Schokland verlassen wurde, fast alle seine Einwohner sich nach Kampen geflüchtet haben, — und man wird die Ursachen erkennen, die es bewirken, daß die Zahl von Kampens Bevölkerung, weit entfernt, sich zu verringern, sich stetig erhält und sogar alljährlich zunimmt.

In demselben Maße, wie die Einwohnerzahl wächst, entwickeln sich der Handel und der Gewerbefleiß der Stadt. Häuser werden nötig für die neuen Ankömmlinge, und Arbeiter, um sie zu bauen. Die Anwesenheit der Fischer erheischt die Einrichtung von Werften und Seilereien. Zahlreiche Handwerker sind erforderlich, um ihren Bedürfnissen Genüge zu schaffen; daher kömmt dann wieder eine neue Bevölkerung und gesellt sich der bereits bestehenden zu, und durch diese Bevölkerung kömmt wieder ein Zuwachs des Verbrauches, das heißt des Verkehrs und folglich des Reichtums. Aufrichtig gesagt, sehe ich darin nichts, was jenen Ruf der Einfältigkeit rechtfertigt, mit dem man die Leute Kampens so freigebig beschenkt hat, und ich gestehe, ich kann mir nicht erklären, wie eine so unverdiente zum Sprichwort gewordene Phrase sich so leicht im ganzen Lande hat verbreiten können.

Aber wir sind noch lange nicht am Ende unserer Ueberraschungen. Durchwandern wir die Stadt und sehen wir, ob sie an und für sich jenes Uebermaß der Strenge verdient. Kampen war ehemals mit einem Gürtel von Wällen und Türmen umgeben. Es besaß außerdem eine gewisse Anzahl monumentaler Thore. Da nun mit diesem Jahrhunderte die Mauern und Türme unnütz geworden waren und keineswegs zur Zierde der Stadt dienten, so trug man sie ab und wandelte die Wälle in einen wundervollen Spaziergang um. Die alten, durch die Yssel gespeisten Gräben wurden zu einem englischen Parkgewässer mit Wasserpflanzen und künstlichen Inselchen, und auf den alten Bastionen richtete man einen kostbaren Garten ein, mit schönen Grasplätzen, Wäldchen mit den mannigfachsten Baumarten, dichten Blumengruppen und tropischen Pflanzen. Ich kenne den Namen des Kunstgärtners nicht, welcher diese Anpflanzungen geschaffen hat, doch nehme ich keinen Anstand, zu sagen, daß er bedeutende Kenntnis entwickelt hat bei der Einteilung dieses ungemein großen Parks, bei der Auswahl der Bäume und bei der Gruppierung der dichten Gebüsche, der Durchblicke und der Aussichten. Ich wiederhole es, es ist ein prachtvoller, herrlich unterhaltener Spaziergang, und die Einwohner Kampens sind vernünftig genug, ihn auch recht fleißig zu benutzen; denn Biedermänner und junges Volk, Kindermädchen und Vaterlandsverteidiger zeigen sich in allen Ecken der Laubgänge, und vor oder hinter ihnen irgend ein müßiger Spießbürger oder ein schwärmerischer Bräutigam.

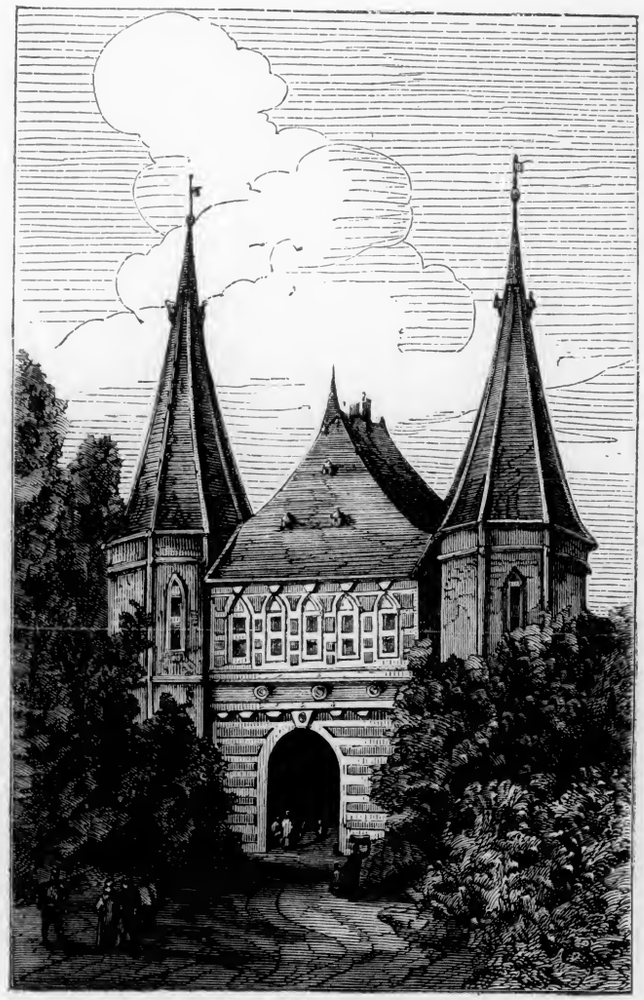
Einen schönen Garten geschaffen zu haben, gewiß, das ist schon etwas; aber die monumentalen Thore, welche die Stadt zierten, nicht zerstört zu haben, das ist etwas noch viel Verdienstlicheres! Nun, lieber Leser, diese Thore hat man sorgfältig konserviert! Für alle, welche das Land kennen, liegt hierin wirklich etwas Wunderbares, und, wenn man sie so sieht, diese schönen und ehrwürdigen Thore, mitten in üppigen Blumenbeeten, wie sie ihre spitzen „Pfefferbüchsen“ *) in die Lüfte emporheben,

*) Nicht bloß das französische poivrière, sondern auch das englische pepper-box wird bekanntlich von der einer solchen Streubüchse ähnlichen Form gewisser Turmaufsätze (z. B. vom Turm des britischen Museums) gebraucht. Der Uebers.

mit ihren knarrenden Wetterfahnen, mit ihrem gedrückten Rundbogen, wie sie durch ihre Wölbung die heitere, rege, durch sie eröffnete Stadt sehen lassen, dann möchte man unwillkürlich alle jene anderen Städte verwünschen, welche aus Unkenntnis oder Gleichgültigkeit eine Menge von Wundern haben zerstören lassen, die heutzutage eine der Zierden ihres Landes sein würden.

Von sieben Thoren, welche Kampen einst besaß, stehen noch die vier schönsten. Das erste, welches sich unseren Blicken darbot, war das Haghener Thor, durch das wir in die Stadt hineinkamen, als wir jenes Dörfchen verließen, wovon ich bereits geredet habe und welches „Haghen" heißt. Das Haghener Thor zeigt einen ziemlich großartigen Charakter, allein man hat seine Türme enthauptet, statt in spitze Dächer auszulaufen, sind sie nunmehr in schräger Linie abgeschnitten. Nichts desto weniger macht es so, wie es ist, vorläufig einen ziemlich guten Eindruck; hoffentlich wird es nicht lange währen, bis man es restauriert und wieder in seinem ursprünglichen Zustande herstellt. Wenn man das Haghener Thor durchschritten hat und auf dem Kai längs der Yssel hinuntergeht, so findet man noch auf der ganzen Länge dieses Kais Spuren der alten Verteidigungsmauer. Von Strecke zu Strecke kündigt ein dicker Turm durch seine massigen Formen die Festigkeit der alten Mauern an. Doch da sind die Häuser ohne Mitleid gewesen. Sie haben die Wälle aufgeschlitzt und sich auf den Kai gestürzt, um bequemer Handel treiben zu können. Das ist eine der Notwendigkeiten des Handelsverkehrs, und darüber darf man sich nicht wundern. Indessen, ganz in der Ferne, am anderen Ende des Kais, steht noch eines jener alten Thore, das, unversehrt geblieben, heutzutage zum Gefängnis dient.

Seinen Namen habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Vergeblich haben wir die Leute des Stadtviertels befragt. Jedermann hat uns geantwortet: „Nun, das ist das Arresthaus," — und alle alten Pläne und Karten, die ich seitdem mit Muße zu

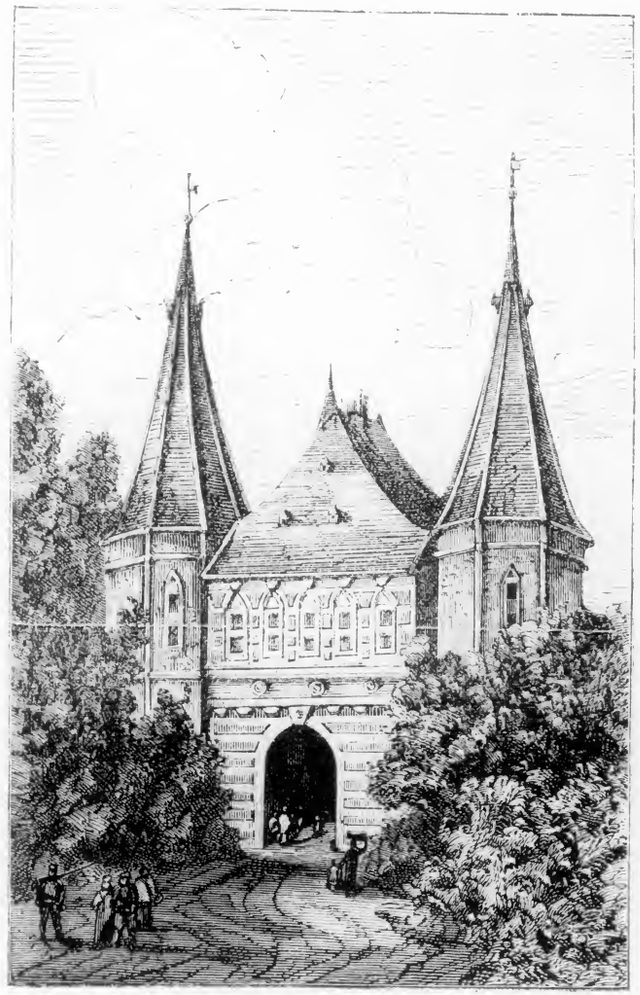


Cellebroederspoort in Kampen.

mit ihren knarrenden Wetterfahnen, mit ihrem gedrückten Rundbogen, wie sie durch ihre Wölbung die heitere, rege, durch sie eröffnete Stadt sehen lassen, dann möchte man unwillkürlich alle jene anderen Städte verwünschen, welche aus Unkenntnis oder Gleichgültigkeit eine Menge von Wundern haben zerstören lassen, die heutzutage eine der Zierden ihres Landes sein würden.

Von sieben Thoren, welche Kampen einst besaß, stehen noch die vier schönsten. Das erste, welches sich unseren Blicken darbot, war das Haghener Thor, durch das wir in die Stadt hinein kamen, als wir jenes Törchen verließen, wovon ich bereits geredet habe und welches „Haghen" heißt. Das Haghener Thor zeigt einen ziemlich großartigen Charakter, allein man hat seine Türme entheuvet, statt in Spitze Dächer auszulaufen, sind sie nunmehr in schräger Linie abgeschnitten. Nichts desto weniger macht es so, wie es ist, vorläufig einen ziemlich guten Eindruck; hoffentlich wird es nicht lange währen, bis man es restauriert und wieder in seinem ursprünglichen Zustande herstellt. Wenn man das Haghener Thor durchschritten hat und auf dem Kai längs der Yssel hinuntergeht, so findet man noch auf der ganzen Länge dieses Kais Spuren der alten Verteidigungsmauer. Von Strecke zu Strecke kündigt ein dicker Turm durch seine massigen Formen die Festigkeit der alten Mauern an. Doch da sind die Häuser ohne Mitleid gewesen. Sie haben die Wälle aufgeschlitzt und sich auf den Kai gestürzt, um bequemer Handel treiben zu können. Das ist eine der Notwendigkeiten des Handelsverkehrs, und darüber darf man sich nicht wundern. Indessen, ganz in der Ferne, am anderen Ende des Kais, steht noch eines jener alten Thore, das, unversehrt geblieben, heutzutage zum Gefängnis dient.

Seinen Namen habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Vergeblich haben wir die Leute des Stadtviertels befragt. Jedermann hat uns geantwortet: „Nun, das ist das Arresthaus," — und alle alten Pläne und Karten, die ich seitdem mit Muße zu



Cellebroederspoort in Kampen.

Rate gezogen habe, haben mich nichts Neues gelehrt. Mit der einen Seite sieht es auf den Kornmarkt, einen artigen, sehr malerischen Platz, der, dank jenem alten Thore und der Nische mit dem heiligen Nikolaus, einen gewissen Charakter besitzt. Auf der anderen Seite entwickelt es nach dem Kai zu seine dicken Türme mit Pechnasen vorspringendem, unten mit Schießscharten versehenen Mauerkranz und spitzen Dächern. Diese Türme sind mit einander durch eine ungeheuer starke Grundmauer verbunden, welche durch eine Oeffnung in Spitzbogenform zerschnitten wird, die Einlaß in das Innere der Stadt gewährt.

Die beiden anderen Thore liegen nach der Landseite zu, mitten in jenem köstlichen, an Blättern und Blüten so reichen englischen Garten, welcher die altertümlichen Bastionen ersetzt hat. Sie heißen: das Zellbruderthor und das Bruderthor. Das Bruderthor (broederspoort), das früher auch „Südthor" hieß, schreibt sich aus den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts her. Es ist eines der nettesten Muster der Architektur jener Zeit, die es in den Niederlanden giebt. Es besitzt vier, in spitze Fialen auslaufende Türme, deren zwei auf jeder Façade verteilt sind. Diese Türme sind unter sich durch ein massives Mauerwerk verbunden, das unten eine weite Oeffnung in gedrücktem Bogen hat. Von der Landseite her betrachtet, befindet sich auf dem Thore eine hübsche, durchbrochene Gallerie mit zwei Fenstern und ungeheuerem Dachschutze. Von der Stadtseite aus gesehen, ist der Stil allerdings nicht sehr sorgfältig ausgearbeitet, doch bietet die Façade einen großen Reichtum an Linien und Verzierungen und läuft oben aus in eine mit Sparrenköpfen, Säulchen und Laubwerk geschmückte Zinne, die trefflich wirkt.

Das Zellbruderthor ist aus weit früherer Zeit als das Bruderthor. Es schreibt sich her aus der Zeit, wo Kampen kaiserliche Stadt war, das heißt, aus den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts, und sein allgemeines Aeußere trägt den

Ausdruck des guten Geschmacks jener Zeit. Es hat zwei achteckige Türme, die durch hervorspringende Karnieße abgeschlossen sind; auf diesen befinden sich zwei große spitze Dächer, die leicht ausgerundet sind und deren achteckige Form durch acht steinerne scharfe Kanten oder Grate angezeigt wird. Diese aus Backsteinen erbauten Türme mit den Vorsprüngen aus weißem Steine sind durchbrochen durch lange, in Spitzbogen auslaufende Fenster mit Mönchen oder Mittelpfosten. Auf dem massiven Mittelbau befindet sich eine gewaltig hohe Schieferbedachung, welche einer Gallerie mit fünf schmalen Spitzbogenfenstern Schutz gewährt, die über der Pforte hervortritt und auf einer Reihe geschnitzter Sparrenköpfe ruht, welche einen vorspringenden Mauerkranz darstellen. Darunter entwickelt die Pforte einen prachtvollen Spitzbogen, dessen Gratkanten mit den Schichten von Backsteinen und Steinen im Einklange stehen, die die Vorderseite mit Streifen versehen. Diese Anordnung, die gleichzeitig eine reizende Einfachheit und sehr große Zierlichkeit besitzt, wird noch recht hervorgehoben durch hübsche, merkwürdig ausgearbeitete Masken oder Fratzengesichter, und sehr anmutig ausgehauene Eckſteine, welche das Auge erfreuen, die Vorderseite erheitern und die Aufmerksamkeit zwingen, sich auf ihre feinen Details zu richten.

An der Seite nach der Stadt zu zeigt das Zellbruderthor fast dieselbe Anordnung seiner Façade, nur natürlich ein wenig reicher. Aber das Dach tritt nicht schutzweise hervor, und eine Art Zinne, welche stolz das Wappen des Reiches zur Schau trägt, vollendet majestätisch dieses so bemerkenswerte Denkmal.

Der Name „Zellbruderthor" hatte uns viel zu schaffen gemacht. Vergeblich hatten wir rechts und links um eine Erklärung gefragt, ohne irgend etwas Erkleckliches erlangen zu können, bis wir auf einen besser unterrichteten Stadtbewohner stießen, der uns den Ursprung dieses seltsamen Namens angeben konnte.

„Man nannte ehemals," sagte er uns, „‚Zellbrüder' die Brüder des gemeinsamen Lebens. Durch welche geheimnisvolle Umwandlungen ihr Name von „Fratres communis vitae" auf diese Abkürzung „Zellbrüder" herabgekommen ist, das weiß ich nicht. Aber ihr Kloster, welches dieselbe Bezeichnung trug, bestand ehemals in der Straße, die nach dem Zellbruderthore führt, sowie dasjenige der Franziskanermönche oder Minoriten sich in der Straße befand, die mit dem Bruderthore endigt. Es ist daher durchaus nicht zweifelhaft, daß jene zwei Anstalten den beiden Baudenkmälern ihren Namen gegeben haben."

Da wir nun darüber eine große Befremdung an den Tag legten, daß — trotz der von den Reformatoren angewandten Sorgfalt, selbst die kleinste Erinnerung an den ehemaligen Kultus zu vernichten, — dennoch der Name der Brüder des gemeinsamen Lebens an einem Denkmale der Stadt beibehalten worden sei, da antwortete uns unser Gesprächsführer:

„Das darf Sie durchaus nicht befremden, denn die Zellbrüder haben im Lande stets große Verehrung genossen, und ihr Name ist hier männiglich bekannt."

Diese Verehrung erklärt sich übrigens aus dem heiligen Leben, welches die Mitglieder jener arbeitsamen Genossenschaft führten, und aus den Diensten, welche sie, vermöge ihrer unermüdlichen Ausdauer, den Wissenschaften und der Litteratur leisteten. In der That lebten die Brüder des gemeinsamen Lebens von der Frucht ihrer Hand, arbeiteten zu einer Zeit, wo die religiösen Orden in einem selbstsüchtigen Ueberflusse schwelgten und weit über ihre Bedürfnisse hinaus Hülfsquellen fanden, sei es in ihren Vorrechten und ihren fürstlichen Besitzungen, sei es in dem Rechte zu betteln, das im Grunde nichts Anderes war, als eine verkappte Steuer. Sie schrieben aber und abermals die Werke der heiligen Väter, der Moralisten und Ascetiker ab. Sie verglichen die in der Oeffentlichkeit verbreitetsten Handschriften

mit den ursprünglichen Texten; berichtigten die Irrtümer der unerfahrenen Abschreiber und arbeiteten auf diese Weise daran, überall die Wissenschaft und die Wahrheit auszubreiten. Der Lohn für diese Arbeiten wurde in einer gemeinsamen Kasse niedergelegt. Er diente zum Unterhalte der Geistlichen, und wie groß auch die Geschicklichkeit dieser gelehrten Arbeiter sein mochte, so erhob doch keiner derselben die geringste Summe für sich. Er überließ die Frucht seiner Mühen rückhaltlos der Gemeinschaft.

Gerhard Groot*) war der Stifter der Genossenschaft der Brüder des gemeinsamen Lebens. 1340 zu Deventer in einer wohlhabenden Familie geboren, wurde er im Alter von fünfzehn Jahren nach Paris geschickt, um da den Kursus an der Sorbonne durchzumachen. Nachdem er drei Jahre dem Studium der Theologie und Philosophie gewidmet hatte, ließ er sich zu Köln nieder, wo seine Kenntnisse und seine Beredsamkeit die Augen der geistlichen Fürsten auf ihn lenkten. Nicht lange darauf wurde er deshalb mit einer Domherrnpfründe zu Uetrecht und mit einer anderen zu Aachen bedacht, so daß er, reich durch seine Einkünfte, noch jung und vergnügungssüchtig, sich rasch durch seinen fürstlichen Aufwand und Prunk auszeichnete.

Eine Unterredung, die er zu Uetrecht mit einem seiner früheren Mitschüler hatte, der zu jener Zeit Prior des Karthäuserklosters von Arnhem war, gab seinem Ideengange eine ganz andere Richtung und brachte ihn dazu, seinen Lebenswandel zu ändern. Auf sein prunkvolles Dasein verzichtend, ließ er seine Einkünfte und Pfründen im Stiche und zog sich nach dem Kloster Munikhuizen in Geldern zurück, wo er drei Jahre lang blieb. Nach dieser, dem Gebete, dem Lesen heiliger Schriften, den Kasteiungen

*) Man sehe: „Verhandeling over de broederschap van G. Groote," von G. H. M. Delprat, und die „Lettres d'un biographe, 3. série, Versailles, 1874."

und den Thränen gewidmeten Zeit, ließ er sich zum Diakon weihen und begann den Sprengel Uetrechts, das heißt, ganz Holland, unter Abhaltung heiliger Predigten, zu durchwandern. Eine gewisse Anzahl, durch sein Wort bekehrter Gläubigen, kam herbei, um sich um ihn zu scharen. Er sammelte sie, bildete eine Gemeinde daraus und wandte sein persönliches Vermögen dazu an, ihnen Unterhaltsmittel zu liefern. So gründete er in seinem Hause zu Deventer die erste Anstalt der Brüder des gemeinsamen Lebens.

Diese Brüder, welche durch kein Gelübde gebunden waren, suchten das Leben der Apostel in seiner ganzen Strenge zu führen. Ihre Tugenden und die Dienste, die sie gar bald leisteten, verbreiteten ihren Ruf in der Ferne, und bald verlangte man ihre Gegenwart in Friesland, in Holland, in Geldern, in Westfalen und in Flandern.

Der Papst Gregor XI., welchem Gerhard Groot die Vorschriften seiner Anstalt vorlegte, billigte sie 1376. 1431 bewilligte der Papst Eugen IV. den Häusern in Deventer und Zwolle Privilegien, und 1439 denen in Münster, Wesel und Köln. Pius II. überhäufte 1462 die neugegründeten Anstalten von Groningen, Hoorn, Gouda, Nymwegen, Uetrecht, Herzogenbusch, Emmerich, Amersfoort und Kampen mit Gunstbezeigungen. Allein der tugendhafte Gerhard Groot wohnte diesem Triumphe seines Werkes nicht mehr bei. Am 20. August 1384 war er, im Alter von 44 Jahren, im Geruche der Heiligkeit gestorben.

Sein Nachfolger war Florens Radewyns, ein gelehrter und frommer Priester, welcher im Anfange Domherr zu Sanct Peter in Uetrecht gewesen war, aber, durch Gerhard bekehrt, auf seine Pfründe verzichtet und nach Vereinigung mit seinem Freunde die Leitung der Schule von Deventer übernommen hatte.

Der ausgezeichnetste Zögling Radewyns war der berühmte Thomas a Kempis, der Verfasser der „Nachfolge Jesu Christi",

der zugleich ein großer Denker, ein wahrer Gelehrter und ein bemerkenswerter Schönschreiber war. Im Stifte der Geistlichen zu Deventer erzogen, schrieb er die alten Handschriften mit seltener Begabung ab. Eben an der Aehnlichkeit der Schrift erkannte man später, daß er der Verfasser jenes frommen Buches war, welches in der katholischen Philosophie sondergleichen geblieben ist.*)

Die Anzahl der Anstalten der Brüder des gemeinsamen Lebens hatte stets zugenommen, und ihre Wichtigkeit war gleichzeitig mit ihrer Zahl gewachsen. Aber ihre Berühmtheit erreichte ihren Höhepunkt, als sie gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Schulen für den Unterricht der Jugend eröffneten. Ueberall war ihre Belehrung gewünscht. Das Beispiel ihrer Tugenden, das hohe Ansehen ihrer Begabungen machten, daß man sie selbst in den fernsten Ländern mit Gunst aufnahm. Ihre Lehranstalten, für welche sie den heiligen Gregor oder den heiligen Hieronymus als Schutzpatrone anriefen, vervielfältigten sich erstaunlich schnell, und die Chroniken und Annalen Brabants bezeugen, daß gegen 1460 der Magistrat Brüssels von Deventer eine Kolonie dieser Brüder des gemeinsamen Lebens kommen ließ, um ihnen die Leitung des öffentlichen Unterrichts anzuvertrauen.

Allein ein so redlich verdientes Gedeihen war nicht von langer Dauer. Das große Verbrechen jener tugendhaften Männer war, wie man sagt, daß sie in der Sprache des gemeinen Volkes die im Evangelium enthaltenen Wahrheiten lehrten und ebenfalls in der Volkssprache die Gebete und geistlichen Reden hersagen ließen. Die Wahrheit ist, daß ihr Wissen und ihre Tugend eine scharfe Kritik seitens der übrigen unterrichtenden Orden veranlaßten.

---

*) Man sehe: P. Lambinet „Ursprung der Buchdruckerkunst“ und P. Héribert Rosweyde „Leben des Thomas a Kempis.“

„Unwiſſende Mönche, gierig und träge zugleich," ſagt van Vlooten,*) „welche die wahrhafte Frömmigkeit verabſcheuten und ſie mit dem Namen „Ketzerei" zu brandmarken trachteten, mißbrauchten ihren Einfluß, um ſie zu vernichten." Dies gelang ihnen allerdings nur halb, aber inzwiſchen kam die Reformation hinzu, und mit ihr verſchwanden alle religiöſen Orden aus den Niederlanden.

In den dem Katholizismus treu gebliebenen ſüdlichen Provinzen friſteten die Brüder des gemeinſamen Lebens noch einige Zeit ihr Daſein. Erſt am 17. März 1569 wurden ſie der Anſtalt beraubt, die ſie zu Brüſſel beſaßen, und die ſie „Nazareth" genannt hatten. Jene Anſtalt, in welcher ſie eine Buchdruckerei eingerichtet hatten, wurde zu jener Zeit in ein Seminar umgewandelt, und ſie wurden entſetzt „aller ihrer beweglichen und unbeweglichen Güter, Erbſchaften, Pertinenzien, wirklichen und gegenwärtigen Beſitzungen;" aber, ſo fügt das Entſetzungsurteil hinzu (ein höchſt merkwürdiges geſchichtliches Aktenſtück, welches in Sachen geiſtlicher Expropriation einen Präzedenzfall von äußerſter Wichtigkeit abgiebt), „ohne indeſſen die, welche in dieſem Hauſe ſind, zu benachteiligen, ſondern, im Gegenteile, auf eine geziemende Art für ihre Bedürfniſſe ſorgend." **)

So alſo meinte zu jener Zeit die durch den Kardinal von Granvella***) repräſentirte päpſtliche Behörde eine religiöſe Ge-

*) „Geſchichtliche Skizze über die alte katholiſche Kirche in den Niederlanden." Paris, 1861.

**) Der Text ſagt: „Non intendens tamen propterea iis, qui nunc in domo erant praejudicare; sed eorum rationem habere et necessitatibus convenienter subvenire."

***) Dem Entſetzungsrate ſaß Maximilian Morillon vor, ein Erzdiakon der Kirche von Mecheln und Großvikar des Kardinals von Granvella. Der Akt ſtützt ſich auf die Beweggründe, welche die Väter des Tridenter Conciliums veranlaßt haben, in jeder erzbiſchöflichen Stadt oder niederen Kirche eine Bildungsanſtalt zu errichten, um eine gewiſſe Anzahl von Kindern zu erziehen und in der Kirchenzucht und den Kirchenämtern unterweiſen zu laſſen.

meinde hinreichend entschädigt zu haben, welche sie aller ihrer beweglichen und unbeweglichen Güter beraubte, indem sie für die Bedürfnisse der vorhandenen Mitglieder sorgte.

Das Kollegium „Nazareth“ blieb indessen nicht lange im Zustande einer Bildungsanstalt für Geistliche. 1580 wurde dieselbe in ein Stift für die Erziehung und Verpflegung von hundert armen calvinistischen Knaben umgewandelt; und erst 1585 geriet sie abermals in die Hände der römisch-katholischen Geistlichkeit.

25.

Der Sanct Nikolaustempel und die Liebfrauenkirche. — Wertvolle Trümmer des Stadthauses. — Merkwürdige Kriegswerkzeuge. — Ein Kunstwerk von Kamin. — Witz eines Pfarrers. — Die von den Kampenern ihren Archiven gezollte Verehrung. — Die Bohnenbüchse.

Wenn die Zellbrüder nicht der einzige religiöse Orden sind, welchen die Stadt Kampen besessen hat (denn außer Franziskanern, Alexianern, Rekollekten- und Karthäusermönchen enthielt die Stadt sechs Nonnenklöster), so müssen wir hinzufügen, daß die Thore auch nicht die einzigen Denkmäler der alten Zeit sind, welche der einsichtsvolle Baurat bis auf unsere Tage erhalten hat. Wir wollen daher unseren bereits allzulange abgebrochenen Spaziergang wieder aufnehmen.

Zur Zeit der Reformation wurden die religiösen Orden unterdrückt, und die Gebäude, welche sie in der Stadt einnahmen, wurden zu verschiedenen Zwecken verwendet; aber die Kirchen wurden beibehalten, oder wenigstens die meisten unter ihnen, und diejenigen, welche geblieben sind, verdienen reichlich, daß man sie besucht, denn sie sind zugleich schön und interessant.

Die wichtigste in Anbetracht ihrer Dimensionen und zugleich

die älteste ist die Sanct Nikolauskirche. Der Grundstein ihres Chors wurde 1369 durch den Bürgermeister Johann von Köln gelegt, und dieser Teil des Gebäudes, der im besten germanischen Stile entworfen ist, zeigt noch heute, welches der ursprüngliche Plan der Kirche war. Der Bau blieb lange unterbrochen. Aus Mangel an Geld im Stiche gelassen, wurde er später wieder aufgenommen, nach einem räumlich viel größeren, aber auch viel einfacheren Plane. In der That besitzt das große Schiff doppelte Seitenschiffe. Eine der Eigentümlichkeiten der Sanct Nikolauskirche, welche, vom architektonischen Gesichtspunkte aus betrachtet, daraus ein anziehendes und bemerkenswertes gothisches Denkmal macht, ist, daß das Chor und das große Schiff ohne Strebebogen aufgebaut sind, obwohl sie steinerne Gewölbe von bedeutender Höhe besitzen.*) Es ist ein Bau von überraschender Kühnheit, denn die Gewölbe sind sehr hoch, und die Mauern haben nicht die Dicke, welche eine derartige Kühnheit zu rechtfertigen schiene. Wir wollen hinzufügen, daß leider die Mauern heutzutage ein gewisses Bestreben haben, aus einander zu gehen, ein Bestreben, welchem man mit Hülfe von umfassenden Arbeiten demnächst wird entgegen wirken müssen, wenn man einem schrecklichen Ereignis vorbeugen will.

Im Innern ist die Sanct Nikolauskirche ebenfalls höchst bemerkenswert. Ihre große Einfachheit wird aufgewogen durch eine herrliche Zierlichkeit und eine für die Zeit ihrer Vollendung sehr seltene Schlankheit der Linien. Die Fenster des Chors sind von reizender Zeichnung; diejenigen des Schiffes sind ziemlich einfach, aber von guter Form.

---

*) Diese Abwesenheit von Strebebogen kommt auch noch in einer gewissen Anzahl anderer Kirchen in den Niederlanden vor, namentlich im Haag in der Sanct Jakobskirche und in Delft in der Großen Kirche. Doch haben die Gewölbe dieser beiden Kirchen nicht die Kühnheit desjenigen der Sanct Nikolauskirche.

Die Kanzel ist aus behauenem Stein. Chronologisch gehört sie den ersten Zeiten der Kirche an. Ihre gothische Ausschmückung zeigt eine Reihe von spitzbogenförmigen Nischen, aus welchen leider die Statuen verschwunden sind. Das Chor ist mit schönem Holzwerk im Renaissancestile umgeben. Seine Linien sind gut und die Ausschmückung anmutig, allein dies Holzwerk, das eine Art Lettner bildet, ist, wie die Kanzel, auf die häßlichste Weise angeschmiert und verliert auf diese Weise das Beste seines Charakters. Uebrigens ist dies nicht die einzige Ausschweifung an Malerei, die den Kirchenhäuptern zur Last zu legen ist. Unter den Orgeln, die sehr schön sind, obwohl sie sich erst vom achtzehnten Jahrhundert herschreiben, hat ein Tüncher im Delirium, ein Anschmierer der schlimmsten Art, sich damit ergötzt, als auf die Mauer gemalte Augentäuschung eine Art römischer Vorhalle darzustellen, welche sich auf eine in der Ferne liegende Gallerie öffnet; das Ganze ist mit Marmor gepflastert und mit Säulen von der lächerlichsten Wirkung versehen. Ich will zugeben, daß der Unglückliche, der diese schreckliche Sünde begangen hat, in einem gewissen Grade zu entschuldigen sei; doch diejenigen sind der Verzeihung unwürdig, die seit bald einem halben Jahrhundert dies abscheuliche Geschmier betrachten, ohne Einsprache dagegen zu erheben.

Eine andere fast ebenso geräumige Kirche, wie die Sankt Nikolauskirche, und von fast ebenso schönen Verhältnissen, ist die Liebfrauenkirche. Dem katholischen Kultus geweiht, ist sie kürzlich mit viel Geschmack restaurirt worden. Sie ist an ihrer Basis mit einem großen viereckigen Turme geziert, mit Zinnen und vorspringenden Mauerkränzen fast ohne Oeffnung; nüchtern an Schmuck, doch groß an Charakter. Im Innern zieren sie schöne neue, aber im Geschmack des Gebäudes entworfene und sehr sorgfältig ausgeführte Holzarbeiten auf reizende Weise.

Die Anzahl der Klöster und Mönchsstifte war sehr groß in

Kampen, und so kommt es, daß man noch die Spuren einer Menge anderer religiöser Gebäude entdeckt. Doch haben alle diese Gebäude besondere Bestimmungen erhalten, welche sie völlig entstellt haben, und es ist halbwegs ein Zufall, wenn man an dem Spitzbogen der Fenster oder an den Widerlagern, die in die Straße hinein vorstehen, gewahr wird, daß diese und jene Werkstatt, dies und jenes Magazin ehemals eine heilige, dem Herrn geweihte Stätte war. Jedoch ist unter jenen Kirchen, Tempeln oder Kapellen, die ihrem heiligen Charakter entsagt haben, eine, die wenigstens Erwähnung verdient, das ist die ehemalige Kirche der Minoriten. Dieses Gebäude, welches seit der Reformation sehr verschiedene Bestimmungen erhalten hat, und dessen östlicher Teil lange Zeit zur Schule diente, ist eins der ältesten der Stadt. Es wurde in den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts gebaut. Sehr lang und verhältnismäßig sehr schmal, hat es zwei Schiffe gleicher Höhe, in Backstein gewölbt; diese erregen Interesse.

Die Perle Kampens ist aber sein Stadthaus, oder wenigstens das, was davon übrig geblieben, denn das Feuer hat die Hälfte verzehrt, und man muß die Stadtverwaltung preisen, daß sie zur Freude der Künstler und der Leute von Geschmack den Bruchteil dieses kleinen Wunders konserviert hat, den die Feuersbrunst verschonte.

Stellt Euch ein köstliches Haus vor, im Geschmacke der Kanzlei von Leeuwarden, mit einem großen, von Schrägluken durchbrochenen Dache, einer Façade — Backstein und Stein — von zwei Stockwerken über einander, mit einer kleinen Freitreppe, die nach dem Erdgeschosse führt. Die Fenster sind unter gewölbten Bogen verfangen, welche auf hübsch ausgehauenen Sparrenköpfen ruhen, und zwischen den Fenstern bergen hervorspringende Nischen mit Spitzbögen und Zinnen, Standbilder, wirkliche Standfiguren des sechzehnten Jahrhunderts! Die Zerstörer haben sie zum

Glück verschont. Diese Ecke des Stadthauses ist eine wahre Augenweide. Es ist eine Freude für den Künstler, diese artige Reliquie, mit Pietät erhalten, so wieder zu finden, wie sie in der guten Zeit war.

Leider ist sie in einer engen Straße mit starkem Verkehr gelegen. Das kömmt daher, daß man im sechzehnten Jahrhundert mehr darauf bedacht war, schöne Sachen herzustellen, als sie bewundern zu lassen. Die andere Façade des Stadthauses, die nach einem kleinen engen und schmalen Platz hinausgeht, stellt einen einfachen Giebel dar, mit glatten Kantsteinen, mit gewundenen Säulchen und ohne wichtige Oeffnungen. Zur Linken erhebt sich ein kleiner Bergfried, der überhängt. Auf demselben steht ein Glockenturm, und seine vorspringenden Mauerkränze, die sich in Spitzbogenform biegen, geben ihm ein zierliches und zugleich strenges Ansehen, welches seltsam gegen die orientalische Schwulstigkeit seines Glockentürmchens absticht.

Aber im Inneren dieses reizenden Stadthauses erwarten uns noch ganz andere Wunder. Wir wollen daher nicht länger auf der Schwelle verweilen. Von dem neuen Teile habe ich gar nicht zu reden; der stammt aus dem Ende des siebzehnten oder den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts. Er ist nicht mehr und nicht weniger wert als die städtischen Bauten jenes Zeitalters. Das ist alles sauber, bequem und einfach, mit einem Worte zweckgemäß. Die große Vorhalle des ersten Stockwerkes enthielt im Augenblicke unseres Besuches einige gute Bildnisse, welche die Statthalter Hollands und Westfrieslands darstellen. Ich führe unter anderen ein lebensgroßes Bild Wilhelms III. an, das von 1680 herrührt und „Johan de Baan" unterzeichnet ist, und drei andere von Wilhelm I. und den Prinzen Moritz und Friedrich Heinrich, welche aus dem Jahre 1625 datieren, dem Michiel van Miereweld zugeschrieben werden und dies auch durch ihre künstlerischen Eigenschaften zu rechtfertigen scheinen.

Doch die guten Gemälde sind in Holland nicht selten, und es verlangt mich, auf die zwei in ihrer Art einzigen Kunstgegenstände zu sprechen zu kommen, in deren Besitz das Stadthaus sich glücklich fühlen kann.

Es sind dies zwei ganz mit Holzgetäfel ausgeschlagene Zimmer, die so geblieben sind, wie sie in den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts waren. Diese zwei Räume dienten zu den Ratssitzungen und zur Verwaltung der Justiz. Im ersteren hielten sich die Advokaten und das Publikum auf, die Beteiligten und die Angeklagten. Obgleich mit verhältnismäßiger Einfachheit ausgestattet, macht dieser, ganz mit altem Holzgetäfel, in Kassetten bekleidete Saal, mit Bänken von Holz, aus dem Stück geschnitzt und mit den Wänden verwachsen, — eine großartige Wirkung, und seine strenge Ausstattung ist im schönsten Stile gehalten. Man hat seine Wände mit Flaggen und Fahnen, mit Partisanen, Piken und Hellebarden, ruhmvollen Zeugen der Streite alter Zeit, behängt, und ich bemerke selbst über der Thür einige furchtbare Spritzen aus poliertem Kupfer, glänzend wie Gold, welche ehemals dazu dienten, die Angreifer, die sich zu dreist näherten, mit siedendem Oele zu bespritzen. Ein herrliches Geländer, worüber sich eine durchbrochene Gallerie mit reizenden Säulchen befindet, welche gewölbte Bogen tragen, — trennt diesen ersten Saal von dem zweiten. Durch diese hübschen Oeffnungen ließen sich die Advokaten ehemals hören, und ihre überzeugende Beredsamkeit drang so in den Saal des Rates.

Um eine genaue Vorstellung von dem zweiten Raume zu haben, müssen wir auf ein vielleicht dem geneigten Leser bekanntes Buch hinweisen, ich meine die „Praxis criminis persequendi".*) Eine Vorstellung von dem Saale Kampens können

*) Praxis criminis persequendi, elegantibus aliquot figuris illustrata. Joanne Millœo Boio authore. (Paris, 1541.)

uns allein diese großen und prächtigen Kupferstiche geben, welche die Gerichtshöfe des sechzehnten Jahrhunderts darstellen, mit ihren ritterlichen Thronen, ihren großen Ratsherren-Armstühlen, ihren Sesseln mit Rücklehne und dem riesigen Tische für Aktenstücke. Und dennoch zeigt keiner derselben eine so prächtige Anordnung. Zu Kampen erstreckt sich rings um den Saal eine geräumige geschnitzte Bank, welche durch vorspringende Piedestale, die eine ausgebauchte Säule mit jonischem Fuße und römischem Knaufe tragen, in Sperrsitze abgeteilt wird. Das Gesims, welches rund um den Saal läuft und über den Säulen hervorspringt, dagegen über den Sperrsitzen zurücktritt, vervollständigt diese Art hoher Barrière, die zwischen den Ratgebern errichtet ist, und teilt ihr ein Ansehen majestätischer Zierlichkeit mit, die gleichzeitig eindrucksvoll und reizend ist. Man fühlt und empfindet es, an welchem Orte man sich befindet. Seine Bestimmung ist kein Geheimnis, und wenn ich seine unvergleichliche Harmonie hervorhebe, so geschieht es nicht, um mich über diese prachtvolle Bauart in abgedroschenen Lobesphrasen zu ergehen. Doch, das ist noch nicht alles.

Im Hintergrunde des Raumes erhebt sich ein prachtvoller Kamin. An und für sich ist dies ein wahres Denkmal, welches sich in vier Etagen aufbaut. Durch Nennung seiner Jahreszahl, nämlich 1543, deute ich schon genügend die Schönheit der Ausführung und die Zierlichkeit der Linien an. Ich will indessen seine Anordnung beschreiben. Zwei Karyatiden, deren Beine in verzierten Scheiden stecken, tragen das mit Schnitzwerk versehene Gesims. Der Fries dieses Gesimses wird durch einen Sparrenkopf, eine Art Konsole, in zwei gleiche Teile geteilt. Auf seinem linken Teile ist in halb erhabener Arbeit das Urteil Salomos dargestellt; auf dem rechten Teile Mucius Scaevola, wie er seine Hand auf dem unheilvollen Kohlenbecken verbrennt. An den beiden äußersten Enden des Gesimses und auf der mittleren Konsole erheben sich drei Statuen mit zu ihren Füßen nieder-

gekauerten Kindern. Die beiden äußersten Standbilder stellen (glaube ich) die Religion und das Gesetz dar; diejenige in der Mitte, die durch ein kleines Fußgestell, welches Inschrift und Jahreszahl trägt, höher emporgehoben wird, stellt die christliche Liebe dar. Zwischen diesen drei Standbildern, und als Bekrönung der beiden Basreliefs, treten zwei Köpfe in Hautrelief aus zwei gewölbten Dachluken hervor. Das ist die erste Etage.

Die zweite wird durch vier Nischen gebildet, die zwischen zwei Karyatiden eingeschoben und von einander durch zwei verzierte viereckige Pfeiler und eine große mittlere Karyatide getrennt sind. In den äußeren Nischen rechts und links befinden sich zwei Standbilder, wovon das eine den Glauben, das andere die Wahrheit darstellt. Die beiden mittleren Nischen enthalten Wappenlöwen, die zwischen ihren Pranken Standarten mit dem Stadtwappen tragen. Ueber diesen Nischen, Pilastern und Karyatiden dehnt sich ein zweites Gesims mit sehr schmalem Friese aus, welches an seinen beiden äußersten Enden Vasen trägt, und in der Mitte von einer viereckigen Nische unterbrochen wird, die von einer Attika überragt und von zwei Faunen auf beiden Seiten umgeben wird. Diese Nische bildet den dritten Stock; sie enthält das in erhabener Arbeit ausgeführte Bild der Gerechtigkeit, wie sie das Verbrechen bestraft. Unter der Nische und den beiden sie umgebenden Faunen dehnt sich eine Art glatter Sockel aus mit folgender Aufschrift:

VSTITIA GLADIO MARTIS VIOLETIA CESSIT.

Die diesen dritten Stock bildende Nische springt stark hervor, und hinter ihr verbirgt sich der Bau, indem er eine Art stark gesenkter Bedachung bildet. Oberhalb dieses Daches erhebt sich als dritter Stock eine weite Umrahmung, die gleichfalls durch einen zierlichen Pfeileraufsatz bekrönt wird, welcher das Reichswappen und eine lange Inschrift trägt, die wir wegen ihrer Höhe unmöglich entziffern können.

Dieser Kamin ist ein Wunder, vielleicht in seinem Oberteile etwas schwerfällig, aber unstreitig eines der schönsten Stücke, die sich in ganz Europa vorfinden.

Dicht daneben, und um das Mobiliar dieses einzigen Saales zu vervollständigen, erhebt sich ein ungemein großer Katheder mit zwei Sperrsitzen, welche zwischen drei Säulen und drei Säulchen eingeschlossen sind. Darüber ragt eine ungeheuere gewölbte Rücklehne, die ein zierlicher Pfeileraufsatz beschließt, der sich zwischen zwei schönen, in vollen festen Formen geschnitzten Kindern befindet. Ein großes und einfaches Pult befindet sich auf diesem Katheder vor den beiden Stühlen. Man muß drei Stufen hinaufsteigen, um zu dem Sitze zu gelangen, und wunderbare Schnitzereien von auserlesener Feinheit und vollkommener Zierlichkeit zieren alle seine Teile, von den Piedestalen an, welche die Säulen tragen, bis zu dem Gesimse, das sich unter ihnen profiliert. Im Hintergrunde, als Lehne, stellen prachtvolle, halb erhabene Arbeiten zwei liebliche Sinnbilder dar: die Gerechtigkeit und die christliche Liebe, mit Engel- und Satyrköpfen gezierte Säulchen begleiten sie. Zu allen diesen Kunstwerken kommt nun noch ein zierlicher Holzplafond, der gewölbt ist und anmutige Verschlingungen bildet, mit vergoldeten Blumen, deren durch die Jahrhunderte gebleichten Farbentöne noch einige Lichteffekte festhalten. Man wird somit von diesem wundervollen Saale, der in Holland gewiß nicht seines Gleichen besitzt, hoffentlich eine Vorstellung gewonnen haben.

Wenn ich ihn loben wollte, wie er es verdient, so würden alle Beiwörter der Frau von Sévigné darauf gehen. Doch, neue Epitheta auszusinnen, das ist sicher ganz unnütz. Es giebt Sachen, die sich selbst loben und nicht nötig haben, übermäßig gelobt zu werden. Man wird übrigens auch die Geschichte jenes alten Pfarrers kennen, welcher, bei dem gnädigen Herrn Bischof zur Tafel geladen, in seinen Lobsprüchen, betreffs des gewöhnlichen Tischweines, gar kein Ende finden konnte. Beim Braten angelangt, ließ nun der Prälat vom „besten“ seines Kellers holen, und überwachte den Pfarrer mit pfiffigem Auge, da er dachte, dieser würde sich nun in einer wahren Explosion ergehen. Allein der brave Mann schwieg. Der Bischof, der nicht wußte, was er von diesem Schweigen halten sollte, ließ alle die hochfeinen Weine nach einander anrücken, welche er der Frömmigkeit seines Sprengels verdankte, jedoch ohne bessern Erfolg, denn der Pfarrer zechte tapfer, sagte aber kein Wort. Schließlich konnte der Prälat es denn doch nicht mehr aushalten und äußerte seine vollkommenste Verwunderung.

„Aber, Herr Pfarrer,“ sprach er, „wie kömmt es, daß Sie, die Sie von meinem gewöhnlichen Weine so viel Aufhebens machten, mir gar nichts von dem sagen, den man Ihnen in diesem Augenblicke vorsetzt?“

„In der That sage ich gar nichts,“ entgegnete der brave Mann, „gar nichts, gnädigster Herr. Bei dem anderen, da war es nötig, daß man ihn lobte, aber dieser bedarf dessen nicht. Er besorgt sein Lob selbst.“

Das Stadthaus Kampens ist im nämlichen Falle, und ich würde aufhören, darüber zu reden, hätte ich nicht noch einige Worte über die Archive und gewisse Seltenheiten, die man daselbst sorgfältigst bewahrt, zu sagen. Eine jener Seltenheiten ist die Pforte des Schlosses Voorst, eine eiserne Thür von einem halben Fuß Dicke. Mit Nägeln und Plättchen von Stahl versehen, verteidigte diese ungeheuere Scheibe den Eingang des Schlosses des Herrn von Vos van Putten. Dieser liebenswürdige Junker war zu seinen Lebzeiten ein großer Dieb und Plünderer, welcher, stolz auf seinen adeligen Ursprung und die ehrlichen Mittel der Bereicherung verschmähend, auf den offenen Wegen die Kaufleute anhielt, welche reisten, um zu handeln, und sie, unter dem Vorwande der Steuererhebung, beraubte und ihnen bisweilen selbst das Leben nahm. Die Bewohner Kampens und Zwolles urteilten, und nicht mit

Unrecht, daß ein derartiges Verfahren eine exemplarische Züchtigung verdiente, und daß man solch einer Handlungsweise ein Ziel setzen müßte. Sie vereinigten einige Truppen, bewaffneten die Bürger, zogen gegen Voorst, und nachdem sie sich desselben bemächtigt hatten, schleiften sie das Schloß und hängten den Burgherrn auf.

Zum Andenken an diesen glücklichen Feldzug brachten die Leute von Zwolle die Materialien des Schlosses mit in ihre Stadt, und erbauten damit den Turm ihrer Sanct Michaelskirche. Was die Truppen Kampens anbetrifft, die weiter weg wohnten, so begnügten sie sich damit, diese Thür als Siegeszeichen mit sich zu nehmen und brachten sie in ihrem Stadthause an. 1543, als das Feuer einen Teil des Stadthauses verschlang, hielt die Feuersbrunst gerade bei dieser Thür inne, und das Archiv hatte ihr seine Rettung zu verdanken. Diese Urkundensammlungen sind, wie wir bereits gesehen haben, sehr vollständig, und binnen kurzem wird, dank der Thätigkeit der Gelehrsamkeit des jungen Archivars, alles, was noch von alten Pergamenten bleibt, gebucht, geordnet und angemerkt sein.*) Die Stadt Kampen hat den in der That äußerst vernünftigen Gedanken gehabt, sich dieser wertvollen Aktenstücke nicht zu entäußern. Sie hat alle ihre alten Papiere ehrfurchtsvoll aufbewahrt, die nun heute einen so hohen Wert haben, während viele Stadtbehörden, die den Namen Kampens nicht ohne ein spöttisches Lächeln aussprechen können, ihre Urkunden und ihre ganzen Archive an Papierhändler verkauft haben.

---

*) Ein großer Teil der Urkundensammlungen Kampens ist bereits geordnet, aufgezeichnet und katalogisiert. Das Verzeichnis, welches unter dem Namen „Register van Charters en Bescheiden in het oude Archief van Kampen“ veröffentlicht worden ist, umfaßt drei Bände. Der erste dieser Bände giebt das Verzeichnis aller Aktenstücke zwischen 1251 und 1496; Band II geht von 1496 bis 1528, und Band III von 1528 bis 1584. Außer der Erwähnung des Titels und des Datums, enthält das Register eine kurze Uebersicht der Thatsachen, worauf sich das betreffende Stück bezieht.

1870 reiste ich auf der Linie nach Uetrecht mit einem trefflichen Greise, der damals jene Stadt bewohnte, einem Herrn Suermondt, dessen Name allen, die ihn gekannt haben, noch teuer ist. Wir kamen auf die Art und Weise zu sprechen, wie die niederländischen Gemeinden ihre geschichtlichen Dokumente behandelten.

„Es ist nun ungefähr zwanzig Jahre her,“ sagte mir Herr Suermondt, „da war ich auf einer Amtsreise in Drenthe; ich besuchte einen mir befreundeten Bürgermeister; ich fand den braven Mann vor Freude ganz außer sich.“

„Nun, was haben Sie denn,“ sagte ich zu ihm; — „verheiraten Sie vielleicht eine Ihrer Töchter?“

„Das nicht; aber ich habe heute Morgen ein gutes Geschäft gemacht; ich hatte da auf den Stadthausböden eine Menge alter Gemälde, uralten Papierkrams und verfaulter Pergamente, die die Fußböden anfüllten und einen schrecklichen Staub machten. O, nun denken Sie sich, ich habe den ganzen Plunder an einen Juden verkauft, und so sind wir diesen Schmutz denn glücklich los.“

Der treffliche Bürgermeister hatte die Urkundensammlungen seiner Stadt zu einem Spottpreise verkauft.

Nun, — solche Dinge geschehen noch in unseren Tagen, und, ohne so weit zu gehen, wie viel Stadtbehörden giebt es in Holland, deren Archiv in Ordnung ist? Mit Ausnahme einiger Städte, welche „Arbeiter“ und „Gelehrte“ zu Archivaren haben, wissen alle die anderen nicht, was sie noch haben und was ihnen fehlt. Dokumente vom höchsten Werte, unschätzbare geschichtliche Stücke liegen in einer Ecke auf einander gehäuft, verschwinden unter dem Staube und sind der Willkür des ersten Besten, der gerade hinkömmt, überlassen. Sieht man indessen, welches Licht Archivare, wie die Herren Scheltema zu Amsterdam und Eeckof zu Leeuwarden, dank den Urkundensammlungen jener Orte, über geschichtliche Punkte von größter Wichtigkeit verbreitet haben, dann hat

man das Recht, über eine so unverzeihliche Indifferenz unwillig zu werden. Ich weiß, daß treffliche Geister in diesem Augenblicke ganz bedeutende Anstrengungen machen, damit dieser Zustand der Dinge ein Ende nehme. Aber es ist wichtig, daß man hierauf aufmerksam macht, damit das Publikum es erfahre, in welchem Zustande sich noch an vielen Orten diese Reichtümer befinden.

Glücklicherweise ist es zu Kampen nicht so. Außer den Dokumenten, die wir schon erwähnt haben, nämlich: dem Burgerboek oder Bürgerbuche, welches das Verzeichnis der Bürger vom Jahre 1300 an bis 1469 enthält; — den „Büchern über die städtischen Besitzungen und ihre Pacht- und Mietverträge" von 1311 an; — enthalten die Archive noch die Rechnungsbücher der Stadt vom Jahre 1515 an, die vollständigen Standesamtsprotokolle (Geburten und Heiraten) von 1600 an, und eine Menge Diplome, Urkunden, Erlasse und Texte von Privilegien, die fast bis zur Gründung der Stadt hinaufreichen. Diese letzteren Stücke sind noch nicht alle in Ordnung, aber man beschäftigt sich damit, und ehe noch viel Zeit verstreicht, werden alle diese Dokumente geordnet, übersetzt und mit Zettelchen beklebt sein.

Außerdem enthält das Stadthaus eine städtische Bibliothek, in der man seit einigen Jahren alles, was auf die Geschichte der Gegend Bezug hat, seien es nun Kupferstiche, Gemälde oder Denkmünzen, vereinigt hat. So besitzt man bereits eine Sammlung von Kupferstichen, welche die Schlösser, Städte und festen Plätze Overyssels in allen bekannten Geschichtsepochen darstellen; die Bildnisse aller berühmten Leute oder solcher, die in der Provinz geboren sind und daselbst hohe Aemter bekleidet haben; eine wichtige Zusammenstellung aller Siegel, Prägeisen und Denkmünzen, die auf die Geschichte Kampens Bezug haben, einschließlich der kaiserlichen Großsiegel während des Zeitraumes, wo die Stadt vom Reiche abhing, der Abdrücke der Siegel Zwolles und Deventers, und endlich einer ziemlich beträchtlichen Anzahl

alter Handschriften, wovon einige mit Miniaturbildern ausgestattet sind.

Unter diesen letzteren entdeckten wir auf einem Bändchen, das von 1339 herrührt und die Fabeln des Dichters Anianus enthält, Zeichnungen einer Kindeshand. Diese Zeichnungen stammen offenbar aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Außer dem allgemeinen Aussehen weisen gewisse Einzelnheiten der Tracht ihnen jenen Zeitpunkt an. Es ist doch recht merkwürdig, zu sehen, daß in jenen längst entschwundenen Zeiten die Kinder genau so zeichneten, wie in unseren Tagen. Man könnte über diesen Gegenstand merkwürdige Betrachtungen anstellen, doch ist hier nicht der Ort dazu.

Das Stadthaus enthält noch einige Stücke von Goldschmiedsarbeiten, die von den alten Gilden herrühren, und unter ihnen drei silberne Becher, deren einer, mit herrlichen eigentümlichen Sinnbildern im Geschmacke des Goltsius, von Jan von Uerk der Stadt geschenkt wurde. Die beiden anderen, der eine von 1641, der andere von 1726, sind von weniger reinem Geschmacke und die Arbeit daran ist weniger bemerkenswert. In den Archiven bewahrt man auch die „Bohnendose" der früheren Stadtbehörde. Diese Bohnendose ist nichts Anderes als eine kleine Naschdose, welche vierundzwanzig Bohnen enthält, wovon sechs aus vergoldetem Silber und achtzehn aus geglättetem Silber bestehen. Wenn es sich darum handelte, welche Mitglieder des Rats mit der Verwaltung beauftragt sein sollten, dann legte man die Bohnen in einen Hut und loste darum. Die Mitglieder, welche eine vergoldete Bohne herauszogen, traten sofort in ihr neues Amt ein. Dieser Gebrauch bestand übrigens nicht allein zu Kampen; man verfuhr ebenso in der Provinz Groningen.*) Aber diese altertümlichen Andenken sind für eine alte Stadt stets wertvoll.

*) Leclerc, Geschichte der Vereinigten Provinzen.

Man sieht, Kampen enthält eine sehr bedeutende Anzahl alter Denkmäler, und unter diesen Denkmälern köstliche Reichtümer und anziehende Merkwürdigkeiten. Es bleibt uns nun noch übrig, von der Stadt selbst zu reden, von ihren Straßen, ihren Kais und ihren Einwohnern. Die Straßen, das muß man zugeben, sind weder sehr breit, noch sehr geräumig, und wenn ich mich recht erinnere, ziemlich schlecht gepflastert, dagegen aber bietet ein geräumiger, von einer doppelten Baumreihe beschatteter Kanal, recht in der Mitte des Städtchens, einen reizenden Spaziergang, und ferner ist die ganz in der Länge gebaute Stadt auf der einen Seite von ihren prachtvollen, mit Gesträuch und Blumen bedeckten Wällen, und auf der anderen Seite von ihren Kais umgeben, so daß man so zu sagen niemals in den Straßen ist. Wir haben schon von den Spaziergängen geredet, welche an die Stelle der alten Bastionen getreten sind; wir wollen daher nicht darauf zurückkommen. Was die Kais anbelangt, so sind sie herrlich. Die Yssel, die an dieser Stelle zweihundertsechzig Meter breit ist, wimmelt von Fahrzeugen aller Arten. Es ist wirklich eine kleine Flotte von Transportschiffen und von Fischerböten. Dazu kommen noch Massen von Menschen, heran- und fortströmend, belebt, geschäftig und geräuschvoll; die Seeleute mit ihren roten Hemden und ihren großen Stiefeln; die Frauen mit ihren kurzen Taillen, ihren enganschließenden schwarzen Häubchen, an denen zwei silberne Bänder, wie Flossen, befestigt sind. Hier nämlich beschränkt sich der Metallhelm auf zwei gebogene Streifen, die über den Haarschwulst gehen, die Ohren einklemmen und bis auf die Wangen hinabsteigen.

Mit dem gegenüberliegenden Ufer, wo sich einige Häuser, eine reizende, frühlingsmäßige societeit und der Eisenbahnhof erheben, verkehrt man mittelst einer hölzernen Brücke. Ehemals erfreute sich diese Brücke einer großen Berühmtheit wegen der Entfernung ihrer Pfeiler und der geringen Dicke ihres Belags.

Aber seitdem haben wir, nach Erfindung der Hängebrücken, ganz andere gesehen, und die Zeichnung, die Blaeu uns von diesem Pseudowunder aufbewahrt hat, erscheint uns heutzutage sehr schwerfällig und plump. Uebrigens war man, im Augenblicke, wo wir die Stadt besuchten, damit beschäftigt, sie mit einer neuen Brücke zu begaben, und zwar mit einer eisernen, die den Bedürfnissen des alljährlich wachsenden Verkehrs besser entspricht.

Vom rechten Ufer der Yssel aus gesehen, hat Kampen ziemlich viel Aehnlichkeit mit Köln, von Deutz aus gesehen (was übrigens die einzige Stelle ist, von wo aus Köln vorteilhaft erscheinen kann). Die Stadt hebt sich braun gegen das Wasser und den Himmel ab; sie hat ein großartiges Aussehen und wie unsere Väter gesagt haben würden, sie scheint „von schöner Stattlichkeit und ehrlichem Empfange“ zu sein. Des Abends vornehmlich, wenn alle Fenster sich erleuchten, wenn die Schiffe die ordnungsmäßige Schiffslaterne an ihre Mastspitze hissen und die Gewässer diese freundlichen Funken abspiegeln, dann nimmt das Städtchen einen wahrhaft feenhaften Anblick an.

An einem Sonntag Abend durchstreiften wir Kampen mit einem ihrer angesehenen Bürger, welcher die Güte hatte, unseren Cicerone zu spielen. An jenem Tage haben die Straßen ein festliches Ansehen. Die Seebevölkerung, getreu ihren religiösen Ueberlieferungen, feiert und sammelt Vorrat an Vergnügungen für die sechs Tage, die folgen werden. Auf den Straßen lustwandelt man singend, und die öffentlichen Bälle versetzen durch ihre munteren Fanfaren das betreffende Stadtviertel in Schwingungen. Wir besuchten mehrere dieser Häuser. Obgleich sie im ganzen Lande etwas Anheimelndes haben, bieten sie doch stets ein gewisses Interesse hinsichtlich des Sittenstudiums. Zu Kampen sind diese „Musicos“ in zwei Teile geteilt, nämlich eine Abteilung, wo man etwas verzehrt, und die andere, wo man tanzt. Die erstere ist mit großen Tischen und mit Holzbänken versehen, welche

einander gegenüber an beiden Seiten der Wand parallel aufgestellt sind. Die letztere ist ein leerer Raum, welcher vor der Estrade offen gelassen ist, auf der sich das Orchester befindet. Nach und nach kommen die Seeleute an, ganz schwarz gekleidet, ohne sichtbares Weißzeug, mit der kleinen Mütze und dem großen Ueberzieher. An ihrer Seite nehmen ihre Geliebten Platz, ernst und feierlich, unzugänglich, wie marmorne Matronen oder Wachsfiguren. Die Männer dagegen streifen, sobald sie die Schwelle überschreiten, ihre gewohnte Kälte und Gleichgültigkeit ab. Das Vergnügen und der Wachholderbranntwein erleuchten ihre Wangen und erheitern ihre Augen. Jedermann setzt sich zu trinken, in ernster und regelrechter Weise; man wechselt kaum einige Worte, ohne Geschrei, ohne Lachen und selbst ohne zärtliche Redensarten. Aber plötzlich läßt die Musikbande sich hören, die Violinisten geigen los, das Klapphorn ertönt. Sofort setzen die Gruppen sich in Bewegung; die Paare schlingen sich in einander; der Fußboden erbebt und der rauschende Walzer reißt die Tänzer fort in einen Wirbel von Staub und Rauch. Denn man raucht während des Tanzens. Nach Verlauf von zehn Minuten, wenn der Musikbande und den Walzenden die Kräfte ausgehen, halten die Musiker inne, und jedermann geht, schwitzend, keuchend, atemlos, staubbedeckt, mit hervortretenden Augen wieder an seinen Platz und schöpft neue Kräfte in einer Flasche Bier oder einem Glase „Schiedam".

Eine der Wirtschaften, die wir besuchten, wurde von einem Katholiken gehalten. An den Wänden aufgehängte Heiligenbilder zeigten uns dies sofort an. Der Saal war größer und das Orchester besser, denn es bestand aus Musikanten der Schuttery (Nationalgarde), welche die Bühne in großer Uniform einnahmen.

Diese Wirtschaften schließen erst sehr spät; dies ist übrigens auch die einzige Zerstreuung, welche die Stadt ihren braven

Fischern darbietet. Die Bürger sind glücklicher daran, denn sie haben ihre geselligen Kreise und ihre Concerte, aber jene Vergnügungen sind dem gemeinen Manne unerreichbar.

26.

Zwolle. — Seine Altertümlichkeiten; seine Wechselfälle. — Der Rat der Pest. — Das Sassenthor. — Liebfrauenkirche und Sanct Michael. — Das Haus der Sassenstraße. — Das Museum der Bethlehemkirche. — Das wilde Mädchen. — Katerveer. — Kurzer Ausflug nach Norwegen. — Thomas a Kempis.

Obwohl Zwolle sich in denselben Verhältnissen befindet, wie Leeuwarden, das heißt, obwohl es weder eine tote Stadt, noch an der Zuyder See gelegen ist, so würde ich es mir nicht verzeihen, jetzt, wo ich ihm so sehr nahe bin, — nicht einige Worte darüber zu sagen. In der That beträgt die Entfernung von Kampen nach Zwolle noch nicht zwei Meilen, und um dieselbe zurückzulegen, hat man zwei gleich angenehme Wege: die Eisenbahn, die eine Reihe prachtvoller Wiesen durchschneidet, welche an die schönsten Landstrecken unserer Normandie erinnern, — und das Dampfschiff, welches die Yssel hinauffährt zwischen zwei mit herrlichen Landschaften belebten Ufern.

Die Geschichte Zwolles*) ist ungefähr die nämliche, wie die Kampens. Indessen geht sie etwas weiter zurück. In der That besaß die Stadt Zwolle bereits 1040 eine mit Begünstigungen versehene Kirche, denn in jenem selben Jahre stellte Bernulf,

*) Die Geschichte Zwolles, von den fernsten Zeiten ab bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, ist in sehr vollständiger Weise von Burchard Joan van Hattum geschrieben, unter dem Titel: „De Geschiedenissen der Stad Zwolle". Dies Werk, das nicht weniger als drei Bände umfaßt, wurde 1767 bis 1775 zu Zwolle veröffentlicht.

zwanzigster Bischof von Uetrecht, diese Kirche unter die Verwaltung des Kapitels von Deventer. Doch erst gegen 1230 *) bewilligte Villebrand, fünfunddreißigster Bischof Uetrechts, dem Flecken Zwolle, zur Belohnung bewiesener Thatkraft im Kriege gegen die Bewohner Drenthes, — den Stadttitel, nebst den damit verbundenen Vorrechten. Die Gunstbezeugungen ihrer bischöflichen Gebieter beschränkten sich übrigens nicht darauf, und bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts findet man jeden Augenblick den Namen dieser begünstigten Stadt auf den Urkunden der Bischöfe, welche sie mit neuen Privilegien bereichern. Endlich, 1488, erlangte sie das Recht, Geld zu schlagen, welches ungefähr das einzige war, das ihr noch mangelte; denn seit langer Zeit schon besaß sie dasjenige hoher und niederer Gerichtsbarkeit, das Recht über Leben und Tod, ohne Appell, freien Eingang und Ausgang der Waren und eine relative Oberherrschaft über eine gewisse Anzahl weniger wichtiger Städte, welche an die Gerichtsbarkeit Zwolles von den Aussprüchen ihrer eigenen Richter appellieren konnten.

*) Man weiß das Jahr nicht genau anzugeben, in welchem der Stadttitel Zwolle bewilligt ward. In der That ist das Datum des Aktes, der ihm dieses Vorrecht einräumte, teilweise verwischt. Man kann noch lesen: „Millesimo ducentesimo tricesimo ... pridie kal. septembris." Van Hattum meint, das wahre Datum sei 1233, doch bringt er zum Belege seiner Aussage durchaus keinen Beweis bei. Dieses Aktenstück ist übrigens betreffs der Geschichte Zwolles höchst interessant. Die Bewilligung des Vorrechtes ist darin ausführlich begründet, durch die Hülfe, welche die Einwohner der Stadt Zwolle „villae Swollis", sowohl dem gegenwärtigen Bischofe, wie auch seinen Vorgängern geleistet haben, namentlich in dem gegen die Einwohner Drenthes geführten Kriege, wo sie ihm mit ihrem bewaffneten Beistande und mit Geld halfen. Er entlastet die Einwohner Zwolles von allen Abgaben, die sie der Stadt Deventer schuldeten, und räumt ihnen das Recht ein, ihre Stadt mit Mauern und Gräben zu umgeben. „... Ipsis liberam concedimus potestatem, de praedicta villa Swollis, oppidumque faciendi, illudque muniendi fossates et plancis sive muris ..."

1495 wurde Zwolle, gleich ihren Nachbarstädten Kampen und Deventer, kaiserliche Stadt und wuchs noch an Einfluß und Reichtum. Ihre, die Gegend beherrschende Lage an den Ufern zweier Ströme, sowie ihr doppelter Mauer- und Turmgürtel machten sie zu einem hochwichtigen Platze. 1578 indessen stellte sie sich unter das Banner der Vereinigten Provinzen. Aber die Macht der Staaten faßte dort keineswegs ohne Streit und Hader Fuß. In der That gab es 1580 Aufruhr und Wirren. Die um ihren Einfluß besorgten Katholiken hatten eine große Anzahl ihnen ergebener Bauern in die Stadt kommen lassen, und sich einer gewissen Zahl wichtiger Posten bemächtigt. Doch gelang es den Protestanten, mit Hülfe ihrer in aller Eile herbeigeholten Glaubensgenossen aus Kampen und Deventer, die durch die Katholiken eingenommenen Posten wieder zu nehmen, letztere aus der Stadt zu jagen und sich ihrer Besitztümer zu bemächtigen, welche dann der Plünderung preisgegeben wurden.

Von der Zeit an blieb die Stadt den Staaten unterthan; 1614 verstärkte man ihre Befestigungen noch, und Coehoorn, der Nacheiferer Vaubans, machte einen festen Platz ersten Ranges daraus. Das hinderte sie übrigens nicht daran — als 1672 Deventer sich den Bischöfen Münsters und Kölns, Verbündeten Ludwigs des Vierzehnten, übergeben hatte, — mit den Siegern zu unterhandeln, ihre Besatzung fortzuschicken, die eine Belagerung in aller Form hätte aushalten können und in Folge eines Vergleiches eine französische Besatzung einzulassen. Diese Okkupation war jedoch nicht von langer Dauer. Im Mai 1674 verließen die fremden Truppen die Stadt, aber vor ihrem Abzuge waren sie wohlweislich darauf bedacht, die Festungswerke zu schleifen.

1810, als Holland von dem französischen Kaiserreiche annektiert ward, wurde Zwolle der Hauptort des Departements „Yfselmündung". Heutzutage ist es die Hauptstadt der Provinz Overyssel, zählt zwanzigtausend Einwohner und besitzt, außer seinen

herrlichen Spaziergängen, große Straßen und hübsche Plätze, welche ihm, so zu sagen, ein Aussehen des Wohlbehagens geben.

Beim Anblicke all dieser reizenden Straßen, dieser sauberen Häuser, wie sie so schmuck und hübsch nach der Schnur gerichtet dastehen, dieser geräumigen, reichlich ausgestatteten Läden, sollte man es kaum sagen, daß das Dasein dieser reizenden Stadt vier- oder fünfmal durch Krieg, Ueberschwemmung und Feuer bedroht worden ist. 1324 war Zwolle in großer Gefahr, gänzlich in den Flammen zu verschwinden. In der Nacht der „Heiligen Margaretha" (20. bis 21. Juli) wurden mehr als fünfhundert Häuser zerstört. Diese, sowie auch die übrigen Häuser der Stadt, waren aus Holz gebaut, man begreift daher, welche Nahrung sie jener Geißel darboten. Eine kleine Kirche, die Bethlehemskirche mit ihrem Turme, faßte inmitten dieser Glut Feuer, und die gen Himmel aufsteigenden Flammengarben waren in enorm weiter Entfernung wahrnehmbar und versetzten die Bevölkerung der Umgegend in Schrecken und Bestürzung.*)

Noch manchesmal machten die Feuersbrünste ihre feindlichen Angriffe auf die nette Stadt; doch diese teilweisen Unglücksfälle verschwinden vor demjenigen von 1324. Durch das Feuer gefährdet, wurde Zwolle durch die Wasserfluten kaum mehr verschont. Den 1. November 1571, den 14. Februar 1651, den 21. November 1775, in den ersten Tagen des Januars 1784, 1799 und endlich sogar in unserem Jahrhundert, nämlich 1825, wurde es überschwemmt, und man konnte seine Straßen im Boote durchfahren. Von all diesen Ueberschwemmungen war die letzte die schrecklichste; doch war der Schaden nicht so groß, daß der

*) Eine Inschrift wurde angebracht, um die Erinnerung an dieses entsetzliche Unglück fortzupflanzen. Sie lautet nach der Angabe van der Aas folgendermaßen:

Post M, post tria C, post X duo, quatuor I que,
Nox Margar Tollis Igni Tu Concita Zwollis.

Reichtum der Einwohner nicht im Stande gewesen wäre, die Wunden, welche die Yssel geöffnet hatte, in einigen Monaten wieder zu schließen.

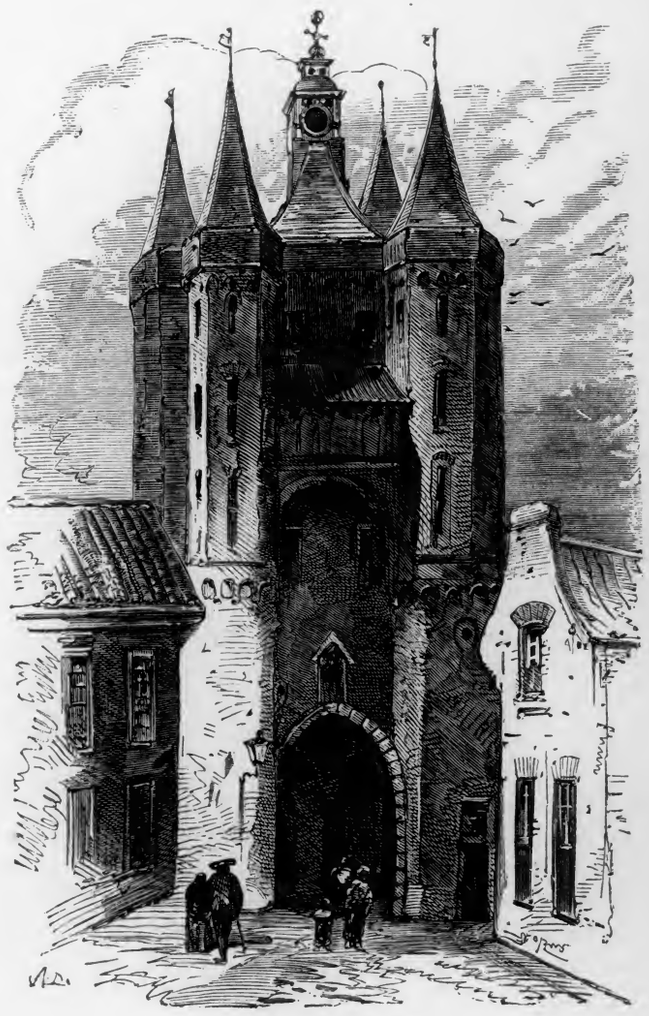
Es scheint, daß jene beiden Geißeln, das Wasser und das Feuer, der hübschen Stadt Zwolle genügend schwere Prüfungen auferlegt hätten; dennoch kam noch eine dritte an die Reihe, um ihre Verheerungen über die Bevölkerung ergehen zu lassen. Die Pest war ohne Mitleid für sie, und vielleicht giebt es in den ganzen Niederlanden keine Stadt, die dermaßen durch Seuchen gelitten hätte. 1398 fielen der schwarzen Pest, welche während mehreren Monaten die arme Stadt, ihre Vorstädte und die Umgegend heimsuchte, täglich nicht weniger als 80 Menschen zum Opfer, eine sehr bedeutende Zahl in Anbetracht der damaligen Bevölkerung. Der Sommer des Jahres 1422 war fast ebenso unheilbringend. Die Anzahl der Todesfälle war dermaßen beträchtlich, daß man nicht genug Totengräber finden konnte, um die Toten zu beerdigen. 1440, 1450, 1453 und 1458 richtete die Seuche ebenfalls furchtbare Verheerungen an. 1602 raffte diese scheußliche Krankheit in einigen Wochen eine solche Menge Einwohner hin, daß man die Kirchhöfe schließen mußte, welche die große Kirche, die Bethlehemskirche und die Brüderkirche umgaben,*) weil sie voll waren. 1617 zeigte die Seuche sich nur einige Tage; dennoch raffte sie etwa hundert Personen hin. Aber 1655 erschien sie mit einer solchen Heftigkeit wieder, daß man gezwungen war, einen „Pest-Rat" zu ernennen, um darauf zu sinnen, wie die Geißel aufzuhalten sei. Man baute besondere Krankenhäuser für die Pestbehafteten, mit einem Worte, man ergriff alle erdenklichen Maßregeln, um gegen diesen schrecklichen Gast streiten zu können. Dennoch war die Zahl der Todesfälle

*) Die Erwähnung dieser Thatsache findet man in dem Buche der Beschlüsse (Resolutieboek) der drei erwähnten Pfarren.

noch immer so beträchtlich, daß die Notare und Anwalte nicht hinreichten, um Testamente aufzunehmen, und die Stadtbehörde daher beschloß, daß jeder in Gegenwart dreier Personen aufgenommene und innerhalb dreier Tage den Schöffen eingereichte letzte Wille als gut, gültig und in gehöriger Form abgefaßt betrachtet werden sollte. 1661 traten Fieberepidemieen an die Stelle der Pest und verlangten ebenfalls eine große Anzahl von Opfern. Glücklicherweise war dieses die letzte Erscheinung jener verheerenden Gewalten. Von jenem Augenblicke an wurde der Gesundheitszustand Zwolles wie derjenige anderer Städte, normal. Die Cholera trat einige Male daselbst auf, wie in den ganzen Niederlanden; doch zeigte sie sich dort weder grausamer, noch hartnäckiger, als anderswo, und das hübsche Städtchen entsagte keineswegs wiederum jenem lachenden, schmucken, liebenswürdigen Aeußeren, das man heute an ihm wahrnimmt, wo es seine Besucher erfreut und alle Fremden entzückt.

Indessen, trotz seines reizenden Anblicks, seiner hübschen Aussichten und seiner schönen Läden, trotz des Buiten-Singel mit seinen großen Grasplätzen, seinen Landhäuschen und seinen großen Bäumen, trotz der belebten und verkehrsreichen Diezerstraat, bietet Zwolle dennoch dem Künstler und Touristen nicht so viel Ausbeute, wie Kampen. Sein Justizpalast ist neu und sein modernes Stadthaus enthält, vom archäologischen Standpunkte aus, durchaus nichts Anziehendes. Die einzigen wirklich bemerkenswerten Baudenkmäler sind seine Kirchen, einige alte, täglich seltener werdende Häuser und ein Thor, welches seine fünf spitzen Glockentürme noch stattlich in die Lüfte streckt.

Dieses Thor, das einzige, das von den neun Eingängen stehen geblieben ist, welche einst den Zutritt in die Stadt verstatteten, heißt die „Sassenpoort“. Eingeklemmt zwischen Häuser, welche die Mauern der altertümlichen Stadt ersetzen, erhebt es seine imposante Masse stolz in die Lüfte und beherrscht stattlich

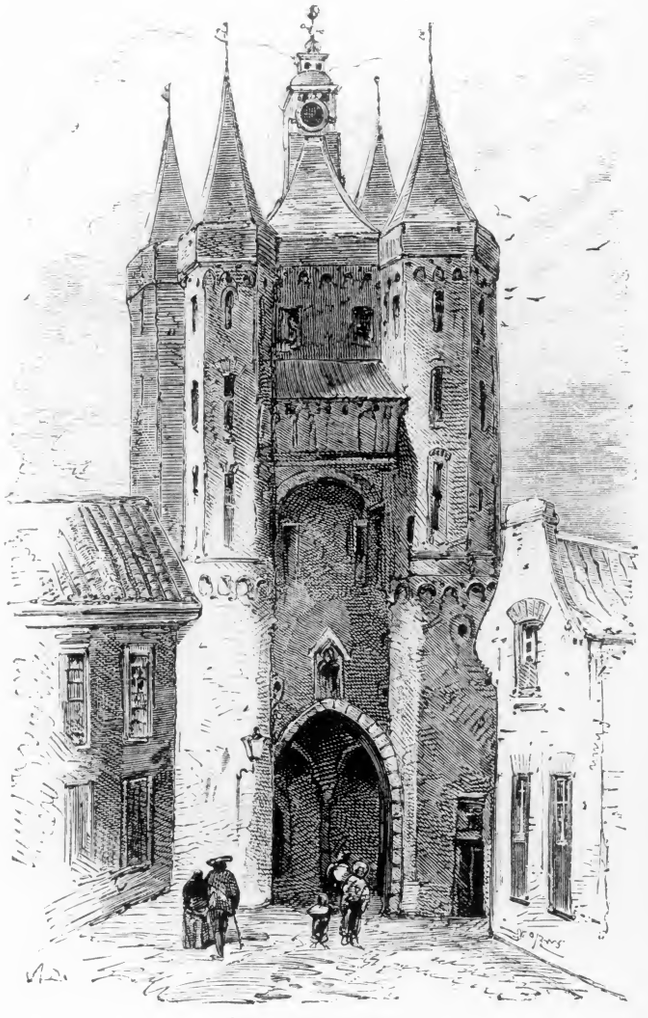


Sassenpoort in Zwolle.

noch immer so beträchtlich, daß die Notare und Anwalte nicht hinreichten, um Testamente aufzunehmen, und die Stadtbehörde daher beschloß, daß jeder in Gegenwart dreier Personen aufgenommene und innerhalb dreier Tage den Schöffen eingereichte letzte Wille als gut, gültig und in gehöriger Form abgefaßt betrachtet werden sollte. 1661 traten Fieberepidemieen an die Stelle der Pest und verlangten ebenfalls eine große Anzahl von Opfern. Glücklicherweise war dieses die letzte Erscheinung jener verheerenden Gewalten. Von jenem Augenblicke an wurde der Gesundheitszustand Zwolles wie derjenige anderer Städte, normal. Die Cholera trat einige Male daselbst auf, wie in den ganzen Niederlanden; doch zeigte sie sich dort weder grausamer, noch hartnäckiger, als anderswo, und das hübsche Städtchen entsagte keineswegs wiederum jenem lachenden, schmucken, liebenswürdigen Aeußeren, das man heute an ihm wahrnimmt, wo es seine Besucher erfreut und alle Fremden entzückt.

Indessen, trotz seines reizenden Anblicks, seiner hübschen Aussichten und seiner schönen Läden, trotz des Buiten-Singel mit seinen großen Grasplätzen, seinen Landhäuschen und seinen großen Bäumen, trotz der belebten und verkehrsreichen Diezerstraat, bietet Zwolle dennoch dem Künstler und Touristen nicht so viel Ausbeute, wie Kampen. Sein Justizpalast ist neu und sein modernes Stadthaus enthält, vom archäologischen Standpunkte aus, durchaus nichts Anziehendes. Die einzigen wirklich bemerkenswerten Baudenkmäler sind seine Kirchen, einige alte, täglich seltener werdende Häuser und ein Thor, welches seine fünf spitzen Glockentürme noch stattlich in die Lüfte streckt.

Dieses Thor, das einzige, das von den neun Eingängen stehen geblieben ist, welche einst den Zutritt in die Stadt verstatteten, heißt die „Sassenpoort". Eingeklemmt zwischen Häuser, welche die Mauern der altertümlichen Stadt ersetzen, erhebt es seine imposante Masse stolz in die Lüfte und beherrscht stattlich



Sassenpoort in Zwolle.

alle umliegenden Wohngebäude. Es besteht aus einem sehr hohen, viereckigen Grundgemäuer, wozu sich, an den vier Ecken, vier achteckige Türmchen gesellen, die sich auf dem Drittel ihrer Höhe erweitern, indem sie ihre Anschwellung auf dreilappigen, kleeblattartigen Sparrenköpfen stützen und in eine bedeckte Gallerie auslaufen, welche ein spitzes Dach bedeckt. Die Oeffnung des Thores ist spitzbogig. Darüber öffnet sich eine kleine Nische, die einst den heiligen Michael barg, den Schutzpatron der Stadt; dann zwei große Fenster, und endlich eine kleine, durch eine gedrückte Bogenrundung getragene, bedeckte Gallerie, mit drei Fenstern und zwei Nischen, deren hervorspringende Mauerkränze heutzutage durch Mauerwerk verdeckt sind. Die Türme, so wie der volle Mittelbau empfangen ihr Licht durch große, mit riesigen Eisenstangen begitterte Fenster und die vier spitzen Türme haben in ihrer Mitte einen ziemlich schwerfälligen Glockenturm, der sich aus dem vorigen Jahrhundert herschreibt und mit einer Uhr nebst Glockenspiel versehen ist. Dieses verschafft nun den heiteren Einwohnern Zwolles das Vergnügen, den überraschten Fremden zu beteuern, die Sassenpoort besäße fünf Türme und „vier ohne Glocken", respektive „quatre sans cloches", was klingt wie „quatre cents cloches", „vierhundert Glocken". Ihr seht, daß, wenn man zu Kampen die „Knollen" gern hat, man zu Zwolle nicht das französische Wortspiel verschmäht.

Der Anblick dieses schönen Thores ruft bei dem Beschauer inniges Leidwesen darüber hervor, daß die anderen so unglücklicher Weise zerstört worden sind; doch dieses Mal sind weder die Stadt, noch ihr Bau-Komité verantwortlich, sondern der Feind, welcher 1674 die Schleifung der Wälle anordnete.

Die zwei Hauptkirchen Zwolles und zugleich die einzigen archäologisch interessanten sind die Liebfrauen- und die Sanct Michaelskirche. Letztere, die alte Kirche des Schutzheiligen der Stadt, ist bei weitem die wichtigste und schönste. Sie stammt

erst von 1406 her, aber bereits im elften Jahrhundert erhob sich an der Stelle, die sie gegenwärtig einnimmt, ein Altarhaus, das nämliche, welches 1040 durch Bischof Bernulf dem Kapitel des heiligen Libuin zu Deventer zuerteilt wurde. Von jener ersten Kirche ist nur ein Stein mit sehr flach erhabener Arbeit erhalten; derselbe ist in die östliche Wand der jetzigen Kirche eingemauert. Dieses halbrunde Basrelief, das ohne Zweifel von dem früheren Hauptportale herrührt, stellt, wie man behauptet,*) den Erzvater Abraham dar, umgeben von drei Heiligen. Ich meinesteils möchte lieber Jesus und drei Apostel darin erblicken. Auf jeden Fall ist es eines der sehr seltenen, in dem Lande vorhandenen Muster der Bau- und Bildhauerkunst des elften Jahrhunderts.

1406 angefangen, wurde die jetzige Kirche vierzig Jahre später vollendet. Wie die meisten der zu jener Zeit in den Niederlanden aufgeführten Baudenkmäler, hat sie nicht die Form eines Kreuzes; sie hat drei gleich hohe und gleich breite Schiffe, mit Gewölben aus Backsteinen, welche durch viereckige, längliche Pfeiler getragen werden und auf jeder Seite drei Pfähle und Wulste an den Basen und Kapitälen haben, welche mit den drei Rippen der Gewölbe im Einklange stehen. Sie hat weder ein Querschiff, noch ein eigentliches Chor. Jedes der Schiffe läuft auf drei Seiten des Achtecks aus, und das mittlere besitzt ein Chor, welches durch eine Mauer von der Kirche getrennt ist, und ein herrliches geschnitztes Holzwerk, welches von 1597 herstammt. Unglücklicherweise ist dies schöne Muster der Renaissancekunst durch marmorierten Anstrich geschändet und mit Schichten von Farbe bekleistert. Von außen zeichnet sich die ganz aus Tuffstein gebaute Kirche durch ihre sehr hervorspringenden Gegenpfeiler und ihre große Einfachheit aus. Sie besitzt indessen an der Nordseite ein sehr bemerkenswertes Portal, und gegen den großen

*) Eyck van Zuylichem: Spitzbogenstil der niederländischen Kirchen.

Markt hin hat man an ihre Mauern eine Art Sakristei angeklebt, welche heutzutage als Leibwache dient, und welche den phantastischen und originellen Charakter der Zeit (1614) zeigt, in welcher sie erbaut ward.

Der jetzt bestehende Turm stammt ungefähr aus derselben Zeit. Er ersetzt denjenigen, welcher gleichzeitig mit der Kirche aus Materialien aufgeführt wurde, die 1362 vom zerstörten Voorster Schlosse hergeschafft wurden, und welcher 1612 einstürzte. Jener Turm von 1406 war übrigens nicht der erste, der an jener Stelle errichtet wurde. 1324 wurde ein großer hölzerner Turm, der neben der ursprünglichen Kirche stand, durch die Flammen verzehrt, zur Zeit der schrecklichen Feuersbrunst, von der wir bereits oben geredet haben. Der zweite Turm war von außerordentlicher Höhe, da man Baustoffe in Ueberfluß in der Burg des Herrn de Vos gefunden hatte, und er besaß dieserhalb einen bedeutenden Ruf. Am Fuße dieses Turmes hatte der Baumeister, stolz auf sein Werk, die folgenden vier Verse anbringen lassen, die ich van der Aa entlehne, welchem ich alle Verantwortlichkeit dafür überlasse:

O MichaeL sanCte, tVrres aLtae deCorant te
In se Conclusum versus turres tenet ortum *)
Mille quatuor CCCC sex annis Julii quoque dino
Fit templi Swollis primum fondatio turres.

Ehe wir die Sanct Michaelskirche verlassen, muß ich noch etwas über die Kanzel sagen; ein gewaltiger Bau mit einer aus vier bis fünf übereinander getürmten Etagen gebildeten Bedachung, mit einem Reichtume von Hallen, Säulen, Zinnen und Pyramiden, welche in Halbmonden abschließen. Sie schreibt sich aus dem Jahre 1620 her, und obwohl der an ihr entwickelte Geschmack nicht vollkommen ist, so genießt sie doch im ganzen Lande großer Wertschätzung.

*) M, L, C, V, L, C, I und C giebt als Summe 1406.

Die andere Kirche, welche den Namen „Liebfrauenkirche“ trägt, gehört dem katholischen Kultus an, welchem sie durch den König Ludwig zurückgegeben wurde. Sie stammt aus den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts her. Gleich dem schwerfälligen Turme, der vor ihr steht, ist sie ganz aus Backsteinen gebaut, ohne Seitenschiffe, aber mit einem Seitenflügel und schönen Gewölben, ebenfalls aus Backstein. Die Bögen stützen sich gegen die Mauern auf halbachteckigen Wandpfeilern. Die Fenster sind außergewöhnlich schmal, selbst die des Seitenflügels, und sie haben ihren Spitzbogen in Lanzettenform. Im Inneren enthält die Liebfrauenkirche einen schönen modernen Altar, im Stile der Kirche, und eine Merkwürdigkeit, deren Bedeutung ich nicht recht begriffen habe. Es ist ein Kruzifix, welches durch einen förmlichen, in die Mauer eingefügten Käfig von Eisen beschützt wird. Hatte es wohl irgend ein Verbrechen begangen, um so unter dies ungeheuere Gitterwerk gebracht zu werden? Oder hatte man es auf diese Weise vor der Wut der Bilderstürmer bewahren wollen? Ich würde mehr der letzteren Vermutung zuneigen.

Außer seinen monumentalen Gebäuden besitzt Zwolle noch eine ziemlich beträchtliche Anzahl schöner alter Häuser. Wenn man aber durch Hoorn und Leeuwarden gekommen ist, so schenkt man Hausfaçaden, die nur angenehm sind, ohne ein sehr hohes künstlerisches Gepräge zu haben, keine besondere Aufmerksamkeit. So verhält sich's aber in der hübschen Stadt, die uns augenblicklich beschäftigt. Dennoch muß ich unter den zierlichsten Bauten, die man sich nur wünschen kann, ein köstliches Haus der Sassenstraße erwähnen, welches heutzutage durch einen Händler in „Ouvrages pour dames“ bewohnt wird. Es schreibt sich von 1571 her und ist mit seinen zierlichen Säulenfüßen, seinen anmutigen Laubwerkarabesken, seinen ochsenkopfförmigen Helmen, seinen Delphinen und seinen Chimären ein kostbares Probestück der Renaissancekunst.

Nicht fern von da, ganz nahe bei der „Bethlehemkerk“, befinden sich eine öffentliche Altertümersammlung und ein naturgeschichtliches Museum. Ein trefflicher Gedanke hat bei der Einrichtung dieses Museums obgewaltet. Es enthält etwas von allem, von den Schmetterlingen an bis zu den Denkmünzen; von den Austerschalen aufwärts zu den ägyptischen, indischen, chinesischen und syrischen Gottheiten. Leider findet man dort eben nicht viel von recht eigentlich lokalem Interesse. Einige Backsteine ausgenommen, die von der alten Kirche herrühren und Simswerk und Gliederungen zeigen, von denen einige ziemlich freche Dinge darstellen, ferner ein Halbdutzend interessanter Holzschnitzereien, und einen oder zwei ausgestopfte Biber ausgenommen, welche, wie es scheint, in der Umgegend Zwolles getötet worden sind, wo diese Tiere einst in großer Menge vorhanden waren, und wo sie jetzt vollständig verschwunden sind, — habe ich nichts besonders Bemerkenswertes gefunden.

Tausendmal lieber würde ich gesehen haben, daß Zwolle uns irgend ein treffliches Gemälde seines ruhmvollen Kindes, des Malers Gerhard Terburg gezeigt hätte, welcher in seinen Mauern 1608 geboren wurde, oder auch, weil man sich einmal in die Naturgeschichte vertieft hatte, eine Wachsfigur jenes wilden Mädchens, welches 1718 in dem Walde Cranenburgs gefunden, nach Zwolle gebracht und der Stadtbehörde überliefert wurde.

„Sie war nackt,“ sagt ein Zeitgenosse,*) „und hatte nur eine Art Strohgürtel; sie war sanft und ruhig, und sprach ein Kauderwelsch, welches niemand verstand; ihre Nahrung bestand aus Kräutern, Wurzeln oder Baumblättern.“

Seit langer Zeit schon hatten Bauern, welche auf den umliegenden Feldern arbeiteten, sie bemerkt. Aber keiner von ihnen hatte sich ihr nähern können, wegen der Geschwindigkeit, womit

*) Man sehe: „Die Wonnen der Niederlande“.

sie entfloh, sobald sie jemanden sah. Schließlich beschloß man eines schönen Tages, sie unbedingt zu fangen. Man spannte an den Stellen, wohin sie zu kommen pflegte, Netze aus, legte sich in den Hinterhalt und es gelang ihrer habhaft zu werden. Sobald sie eingefangen war, brachte man sie nach Zwolle, wo der Magistrat, dem sie vorgeführt wurde, sie mit einer etwas regelmäßigeren Tracht versah. Man sorgte für das Mädchen und veröffentlichte durch das ganze Land die wichtige Entdeckung, die man gemacht hatte, indem man ihre Erzählung mit genauen Angaben über das Alter, den Wuchs und alle „besonderen Kennzeichen" ausstattete, die man an dem Leibe des armen Mädchens hatte bemerken können. Nun fand es sich, daß eine Antwerpener Frau, welche 1702 ihre Tochter verloren hatte, sich erinnerte, (wunderbare Kraft des mütterlichen Gedächtnisses!), daß ihr Kind die nämlichen Male und Kennzeichen besaß, wie die wilde Frau in Zwolle. In Folge dessen unternahm sie die Reise und erkannte sofort in dem armen Geschöpfe die Frucht ihres Leibes. Man gab die junge Wilde ihrer Antwerpener Mutter zurück, die von Stadt zu Stadt zog und sie für Geld sehen ließ.

Ich gestehe, diese Auflösung verleidet mir die Geschichte etwas, und diese Mutter, die ihre Tochter in den ganzen Niederlanden umherführt und sie gegen klingende Münze sehen läßt, kömmt mir etwas verdächtig vor. Aber unsere Väter nahmen es nicht so genau. Wie es nun auch damit sei, — ich meine, eine derartige Varietät würde sich in dem Zwoller Museum trefflich ausgenommen haben. Doch wir wollen hinsichtlich der Anordner dieses Museums nicht so anspruchsvoll sein. Ohne Zweifel haben sie alles vereinigt, was sie finden konnten. Sie haben ihr Bestes gethan, und ihre Schuld ist es nicht, wenn es in unserem eisernen Zeitalter leichter ist, sich fremde Gottheiten zu verschaffen, als wilde Frauen oder treffliche Gemälde.

Außer seinen Spaziergängen innerhalb der Stadt besitzt

Zwolle prachtvolle Umgebungen. Rings um die Stadt kann man höchst angenehme Ausflüge machen und das fruchtbare und leicht behügelte Land ist dort viel malerischer, als in den platten Landstrichen Hollands und Frieslands.

Einer jener hübschen Spaziergänge führt durch eine prachtvolle, mit hundertjährigen Bäumen eingefaßte Allee, bis zu einem reizenden „Ruheplatze", den man „Katerveer" nennt. Des Sonntags bewegt sich eine Menge Menschen nach dieser Richtung, und die schmucken Landhäuser, welche den Weg einfassen, nehmen eine festliche und freudige Miene an, welcher sich die Scharen stadtentströmter Bürger und die langen Reihen der Spaziergänger anschließen. Von Katerveer aus entdeckt man die Yssel, welche ihre Silberfluten mitten durch die grünen Wiesen und die bewaldeten Hügel dahinwälzt. Man könnte sagen, es sei eine ungeheuere Schlange, die ihre Windungen über einen grünen Sammetteppich ausbreitet. Nichts ist so heiter und so reizend, wie dieses schöne Gefilde. Nichts ist so seltsam, wie der Eindruck, den diese Erhebungen und Senkungen des Terrains hervorbringen, wenn man seit vielen Monaten nur einen platten, ebenen Boden unter den Augen gehabt hat, eine unermeßliche Fläche, mit einem Ochsen oder einem Schafe in der Ferne als Begrenzungslinie des Gesichtskreises.

Der entgegengesetzte Eindruck ist übrigens nicht minder wunderlich. 1871 machte ich diese Erfahrung, und niemals werde ich die Gemütsbewegung vergessen, die mich damals ergriff.

Ich kehrte damals von einer Reise zurück, die ich mit einem meiner guten Freunde durch Schweden und Norwegen gemacht hatte. Wir hatten uns in Gothenburg auf einem holländischen, nach Rotterdam fahrenden Fahrzeuge eingeschifft. Die Ueberfahrt war entsetzlich. Der Wind blies während der sieben Tage, welche die Reise dauerte, mit Sturmesgewalt, und kaum konnten wir während dieser ganzen Zeit zwei oder drei Stunden auf dem

Verdecke zubringen. Endlich, am Morgen des achten Tages, nahm unſere Haft ein Ende; wir langten zu Hellevoetsluis an. Dort fuhren wir nun plötzlich, ohne Uebergang, in einem breiten Kanal, mit völlig ebenen Ufern, und durch zwei unendliche Wieſen eingefaßt, auf denen nur einige Bäume die Blicke feſſelten. Das war ein Sprung von einem Extrem ins andere, und ich finde nicht Worte, um den Eindruck wieder zu geben, den auf uns jene ergreifende Gleichförmigkeit machte, welche auf jene unbegrenzten Gebirge folgte, die die Wolken erklettern zu wollen ſchienen, um in das Firmament vorzudringen.

Indeſſen waltet zwiſchen dem Gefilde Zwolles und Norwegen jener Unterſchied ob, der ſtets zwiſchen dem ſehr Kleinen und dem ſehr Großen beſteht, und wenn der Anblick hübſcher Abhänge, welche die Eintönigkeit der Landſchaft unterbrechen, eine angenehme Empfindung von Bewegung, Erregung und Leben hervorbringt, ſo kann er doch nun und nimmer jene Entzückungen, noch jene tiefen Aufregungen erzeugen, wie jene Hügelformen der Natur ſie erwecken, die zwiſchen dem Schrecklichen und dem Erhabenen die Mitte halten.

In der Umgegend Zwolles war es auch, auf einem reizenden Hügel ſtand einſt das Kloſter der heiligen Agnes. Dort lebte im fünfzehnten Jahrhundert der tugendhafte Hamerken, bekannter unter dem Namen Thomas a Kempis, welcher die „Nachfolge Jeſu Chriſti“ verfaßte. In jenem Kloſter legte der heilige Mann 1405 ſein Gelübde ab und ſtarb da 1471, im Alter von einundneunzig Jahren, im Geruche der Heiligkeit. Wir haben weiter oben geſagt, wie man an der Aehnlichkeit der Schriften die Hand des ſchönſchreibenden und gedankenreichen Mönches erkannte. Wirklich außerordentlich iſt der Umſtand, daß ein Zufall nötig war, um den Verfaſſer eines Buches entdecken zu laſſen, welches von den erſten Tagen ſeines Erſcheinens an in aller Händen war, da es den geheimen Gedanken aller Herzen entſprach. Vielleicht

giebt es kein Werk, das in eine größere Anzahl von Sprachen überſetzt worden wäre; nicht nur die chriſtlichen Völker, ſondern die Ungläubigen ſelbſt lieben ſeine troſtſpendende Lektüre. In der That berichtet man, daß im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts einige ſpaniſche Mönche ſich zu dem Könige von Marocco begaben, um chriſtliche Sklaven loszukaufen, und dort höchſt überraſcht waren, in den Händen des Monarchen eine türkiſche Ueberſetzung der „Nachfolge Jeſu Chriſti“ zu finden. Als ſie darauf ihr Erſtaunen darüber an den Tag legten, ſagte der König zu ihnen: „Dies Buch ſcheint mir von allen, die ich beſitze, in jeder Hinſicht das beſte zu ſein.“

27.

Abſchied vom Meere. — Harderwyk. — Der Lieferant Indiens. — Die Löwenhöhle. — Franzöſiſche Aushängeſchilder. — Urſprung Harderwyks. — Seine Akademie. — Linnée. — Das Meer in den Straßen.

Wie bezaubernd wir auch die Umgebungen Zwolles finden mochten, — dennoch mußten wir die hübſche Stadt verlaſſen und unſere Irrfahrten wieder fortſetzen. Zwei Mittel boten ſich uns dar, um unſere Reiſe zu beſchließen: entweder zur See nach Amſterdam zurückzukehren oder den Landweg einzuſchlagen und den Küſten zu folgen. Da der Teil der Zuyder See, der zu durchfahren blieb, am wenigſten anziehend iſt, und zwiſchen Zwolle und Uetrecht die Natur des Landes durchaus ihren Charakter verändert, ſo entſchieden wir uns für den zweiten Plan. Demgemäß wurde das Schiff mit dem schipper und all unſerem Gepäck ſtracks nach Amſterdam zurückgeſchickt, während wir zu Lande dem Städtchen Harderwyk entgegenfuhren.

Wenn die kleinen Hügel, die Zwolle umgeben und etwas

Abwechselung in dessen Umgegend bringen, auf Leute, welche eben Friesland durchreist haben, einen seltsamen Eindruck hervorbringen, was soll man dann von der Landschaft sagen, die sich zwischen Wezep und Harderwyk entfaltet? Es sind nur Dünen, Heidegegenden, Strecken unfruchtbaren Landes und Flugsand. Nichts mehr von jenen grünen Wiesenflächen mit den weißen und schwarzen Tüpfeln, welche die Viehheerden darauf zeichnen. Nichts mehr von jenen stattlichen Meierhöfen, welche Fülle und Reichtum atmen! Allenthalben ein unbebauter und wüster Boden, den die Sonnenstrahlen versengt, den die Regengüsse durchschluchtet haben, den lange weiße Bahnen gleich Streifen durchziehen, deren Flugsand sich beim geringsten Windhauche losbröckelt über die Heiden, welche sich ausdehnen, soweit das Auge reicht. Von Strecke zu Strecke erblickt man einen kleinen Hirten, der einige magere Schafe hütet, welche mühsam in diesen öden Ebenen ihr Leben fristen. Bisweilen hat der Gewerbefleiß des Menschen über die Natur triumphiert. Einige zwerghafte Gebüsche mit schwarzem oder rötlichem Laubwerke heben sich auf den grauen Farbentönen des Bodens ab, oder einige kranke Fichten zeigen auf dem Horizonte die Umrisse ihrer mageren, schlanken Formen.

Indessen bessert sich der Boden, je mehr man sich Harderwyk nähert, die Gefilde beleben sich mit reifen Aehren, die Wege fassen sich mit Hecken und Häusern ein, und durch einen prachtvollen Laubgang alter blattreicher und kräftiger Bäume gelangt man in das Städtchen.

Harderwyk ist eine artige Stadt von vier- bis fünftausend Einwohnern, von Bürgern und Fischern bevölkert, doch herrscht in ihr ein außergewöhnliches Leben in Folge des Umstandes, daß hier die für das indische Heer bestimmten Truppen in Kasernen liegen. In der That werden hier die Freiwilligen angeworben, ausgerüstet, bewaffnet und in Regimenter verteilt, deren Aufgabe es ist, die holländische Herrschaft in den überseeischen Besitzungen

zu schützen. Die meisten dieser braven Leute werden so ziemlich in aller Herren Länder angeworben, und weit mehr in den unteren Schichten der Gesellschaft, als in den höheren Kreisen. Der Köder einer Prämie und der Reiz des Unbekannten treiben sie in jenen Schlund, in den man, wie in die Höhle des Löwen, in großer Zahl hineingeht, aus dem man aber nur in seltenen Fällen wiederkehrt. Die täglichen Kämpfe, die Strapazen aller Art, und mehr noch das mörderische Klima Javas, fordern leider unzählige Opfer.

Ich sprach eines Tages über jene indischen Feldzüge mit dem braven General Smits, welcher früher einer der hervorragendsten Befehlshaber der Kolonialarmee war und jetzt Gouverneur des zu Bronbeek errichteten Invalidenhauses des indischen Heeres ist.

„Dieser Krieg ist schrecklich," sagte er mir, „die Streifzüge sind so lang und so mühevoll, daß man den Strapazen und den Entbehrungen, die man ausstehen muß, kaum widerstehen kann. Es ist mir vorgekommen, als ich noch schlichter Major war, daß ich mich mit meinem vollzähligen Bataillon, das heißt, mit über achthundert Mann, auf den Marsch machte, und daß ich bei der Rückkehr den wirklichen Bestand meiner Schar auf zweihundert arme Teufel hinabgesunken sah, die entkräftet, krank und gebrochen waren, in Folge der Kämpfe aller Arten, die sie weit mehr gegen die Natur, als gegen unsere Feinde zu liefern gehabt hatten. Allein was läßt sich dagegen thun? Jener Krieg fordert eben derartige Opfer."

In der That, was läßt sich dagegen thun? Auch senden die Niederlande, da sie die schrecklichen Wechselfälle kennen, welche die armen Soldaten drüben durchzumachen haben, sehr wenige ihrer Kinder und viele Fremde nach Indien. In der That besteht das indische Heer aus Leuten, die allen Nationen entlehnt sind. Man findet darin Deutsche und Belgier, Russen und

Spanier, Italiener und Franzosen; Franzosen besonders in diesem Augenblicke. Viele arme Burschen, denen das Vaterland verschlossen ist, gehen auf und davon, um in einer freiwilligen überseeischen Verbannung Hülfsquellen und Mittel der Existenz zu suchen, welche Europa ihnen verweigert. Sie nehmen die Sorglosigkeit und die gute Laune, die unser unverwüstliches Erbteil sind, mit sich dort hinüber. In großer Anzahl fahren sie nach jenem ungastlichen Lande ab. Wie viele werden von dort zurückkehren?

Wenn schon zu gewöhnlichen Zeiten jenes unregelmäßige Heer, — welches so zusammengebracht wird, wie vor einem Jahrhundert alle europäischen Heere rekrutiert wurden, — dem Städtchen eine bedeutende Belebung verschafft, so war dies noch in weit höherem Grade zu der Zeit der Fall, wo wir es besuchten. Der Krieg mit Atschin, welcher zahlreiche Truppen erforderte, beschleunigte die Anwerbungen und die Bildung von kriegfertigen Regimentern. Man hatte die Prämien erhöht und gleichzeitig in aller Hast alle diejenigen bewaffnet und ausgerüstet, die man nach drüben schicken konnte. Auch war es in Harderwyk ein beständiges Kommen und Gehen. Die große Kaserne, welche das vormalige Münzgebäude einnimmt (diese Münze war aber im Anfange nichts Anderes gewesen, als das Kloster der grauen Schwestern) wurde nur leer, um sich wieder zu füllen, und wurde nur voll, um sich wieder zu leeren. Und da man tags vor der Abreise den Angeworbenen etwas Freiheit läßt, so sah man sie in langen grauen Scharen die Straßen der Stadt durchwandern, indem sie die Luft von jenen Liedern wiederhallen ließen, die gern heiter sein möchten und doch nur betäubend sind.

Die Straßen Harderwyks sind übrigens sehr hübsch und höchst sauber. Sie beschreiben fast alle mehr oder weniger scharfe Curven. An den Stellen, wo sie sich kreuzen, hat der umsichtige städtische Bauausschuß, welcher weiß, daß ein Soldat im Begriffe

seiner Abreise stets sehr durstig ist, Brunnen und Pumpen in wahrhaft überraschender Weise graben und einrichten lassen. Aber sei es, daß jene Brunnen nicht für den Verbrauch hinreichen, sei es, daß die durstigen Truppen das Wasser nur sehr gering schätzen, — so viel ist gewiß, daß die Anzahl der Gastwirtschaften, Kneipen, Schenken und Rauchstuben ganz übermäßig groß ist. Bei jedem Schritte sieht man die üblichen Worte „Slytery“ und „Tappery“ (Schank- und Zapfhaus) sich in großen Buchstaben am Gesimse der Läden zur Schau stellen und die Häuser vom bescheidensten Aussehen zeigen hinter ihren Fensterscheiben lockende Ankündigungen, worauf der brandewyn, der Genever, die sterke dranken und die gedistilleerde (der Branntwein, der Wachholderschnaps, die starken und abgezogenen Getränke) alle ihre Verführungen aushängen. Weiter hin befinden sich grell angemalte Häuser, aus denen lautes Gelächter und der Lärm einer abscheulichen Musikbande, die einen nicht enden wollenden Walzer ableiert, auf die Straße schallt. Man merkt ganz wohl, daß hier die durch Mahomet gestatteten Vergnügungen neben den durch den Propheten verbotenen Platz nehmen.

Unter den Aushängeschildern, welche jene Zufluchtsstätten der Trunkenheit schmücken, bemerke ich eine große Anzahl in französischer Sprache geschriebener, als: „Café national“, „Café français“ und viele andere, über die ich hinweggehe. Eines indessen fesselte einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit; seine Aufschrift „Zum hölzernen Beine“ ließ mich einige Minuten nachsinnen. Dieser Name „das hölzerne Bein“ ist in unseren Volksgeschichten so innig mit dem Andenken des braven Daumesnil, des heldenmütigen Verteidigers von Vincennes verknüpft, daß ich da eine zarte Aufmerksamkeit für diejenigen unserer Landsleute, welche das böse Geschick an jenen unheilvollen Ort führt, aufzufinden meinte. Doch wurde ich bald enttäuscht. Der Eigentümer des Hauses kam heraus, um die Läden zu schließen. Er

stützte sich auf zwei Krücken, und sein linkes, für den Augenblick abwesendes Bein bewies mir, daß der brave Mann bei der Wahl seines Aushängeschildes rein persönliche Verhältnisse im Auge gehabt hatte.

Jene Anstalten nicht allein bieten dem armen verirrten Soldaten zahlreiche Mittel dar, um sein Geld auszugeben, nein, außerdem wimmelt die Stadt noch von besonders dazu bestallten Mittelspersonen, welche die Angeworbenen zur Vergeudung verlocken. „Für den Druck, den man auf jene Unglücklichen ausübt, für die Art, wie man sie quält, um sie bis zur Verausgabung ihres letzten Hellers zu bringen, hat man wirklich keine Bezeichnung," sagte mir der treffliche Oberst R... „Ich habe welche gesehen, die froh waren, daß sie alles glücklich aufgezehrt hatten, indem sie sagten: Auf diese Weise wird man mich wenigstens nun in Ruhe lassen."

Sind solche Aeußerungen nicht merkwürdig genug im Munde armer Leute, die hierher kommen und ihr Leben hingeben, um ein wenig Geld zu verdienen?

Wenn die Anwesenheit des indischen Heeres so ziemlich die einzige wirklich außerordentliche Eigentümlichkeit ist, welche Harderwyk gegenwärtig bietet, so ist es doch nicht immer so gewesen. Sein Name, welcher bedeutet: „Zuflucht der Hirten", zeigt seinen Ursprung an. Als die Zuyder See sich bis zu ihren jetzigen Grenzen ausdehnte, wurden die umfangreichen Wiesen, die sie einfaßten, plötzlich überschwemmt, und die Hirten mit ihren Heerden mußten an einem höher gelegenen Orte einen Schutz gegen die eindringenden Gewässer suchen. Da bauten sie einige Hütten; bald gesellten sich Fischer zu ihnen; die Anhäufung von Wohnungen wuchs, und 1229 wurde das Hirtenasyl durch die Gnade des Grafen Otto die Stadt Harderwyk.

Wie alle Städte der Zuyder See, nahm die neue Stadt einen raschen Aufschwung.

1231 behandelte der nämliche Graf Otto sie als Stadt: „Civitati in Harderewick et civibus in eâ commorantibus", schrieb er in einem Briefe, worin er die Abgaben feststellte, welche die Stadt ihm leisten sollte. 1280 rüstete das stetig wachsende Harderwyk kleine Flotten aus und bot Hamburg die Stirn. Dieses geht wenigstens aus einer sehr merkwürdigen Urkunde hervor, die den Archiven Zwolles entstammt: „Geschiedenissen van Zwolle". In jener Urkunde ist dargethan, daß die beiden genannten Handelsstädte nach langer gegenseitiger Bekriegung endlich zu der Einsicht gelangt sind, daß der Streit ihnen mehr Schaden als Vorteil bringt, und daß sie sich gegenseitig zu Grunde richten, ohne daß irgend jemand davon Nutzen hätte. Sie bitten daher die drei Städte Deventer, Zwolle und Kampen, unter ihnen die Bedingungen eines dauerhaften Einvernehmens und Friedens festzustellen. Diese willigen ein und machen eine gewisse Anzahl von Vergleichen aus, welche von beiden Teilen zu schließen und anzunehmen sind; die Gefangenen sollen zurückgegeben, die genommenen Gegenstände wieder ausgehändigt und den geschädigten Teilen Entschädigungen bewilligt werden. Das Ganze jener Feststellungen bildet ein äußerst merkwürdiges Dokument und kann eine sehr genaue Vorstellung von dem Handelsrecht geben, wie es sich am Ende des dreizehnten Jahrhunderts entwickelt hatte.

Weniger als ein Jahrhundert später wurde die Wichtigkeit, welche das Städtchen in Bezug auf Handel und Schiffahrt erlangt hatte, auf das Entschiedenste durch die die Vereinigung der Hansestädte betreffende Urkunde dargethan, in welcher der Name Harderwyks neben denen Middelburgs, Amsterdams, Kampens und Deventers erwähnt wird. Schließlich beweisen uns einige heldenmütige Belagerungen, welche die junge Stadt aushielt,

ohne zu unterliegen, daß ihre Einwohner ebenso gute Soldaten, wie geschickte Händler waren.*)

Doch beruht der Hauptanspruch ihres Ruhmes weit weniger auf den kriegerischen oder industriellen Fähigkeiten, welche ihre Bevölkerung an den Tag legte, als auf der hohen Begünstigung, die ihr durch die Verleihung einer Gelehrtenschule zu Teil wurde.**) Während mehr als vier Jahrhunderten studierte man in ihren Mauern Naturwissenschaften und Theologie. 1372 gegründet, zählte diese wissenschaftliche Anstalt weniger als ein Jahrhundert später (1441) mehr als dreihundert nicht der Stadt angehörige Studenten, welche dort ihren wissenschaftlichen Kursus durchmachten. 1503 zerstörte eine schreckliche Feuersbrunst die ganze Stadt; ein Zeitgenosse sagt: „Es blieben kaum fünf oder sechs Gebäude stehen." Die Hochschule teilte das allgemeine Schicksal, ihre Gebäude brannten bis auf den Grund nieder, und

*) 1508 belagerte sie Karl von Egmont, letzter Herzog von Geldern, ohne sich ihrer bemächtigen zu können. Indessen wurde sie 1522 durch die vom Grafen von Buren befehligten Truppen Kaiser Karls V. genommen, und 1572 durch die Soldaten der Generalstaaten, unter dem Befehle des Grafen Wilhelm von Bergh.

**) Eine Inschrift auf einer weißen Marmorplatte, die 1729 an der Vorderseite des Gymnasialgebäudes angebracht wurde, ruft in einigen Worten ihre Geschichte in das Gedächtnis zurück. Folgendes ist der Wortlaut jener Inschrift:

Deo et
studiis humanitatis sacrum
illustre . hoc . gymnasium . anno . Christi . CIↃ CCC LXXII . fundatum . anno CIↃ CCCC XLI . A . trecentis . celebratum . studiosis . advenis . supra . discipulos indigenos . anno . CIↃ . IↃ III . deflagravit . cum . totius . urbis . trecentorum et . quinquaginta . discipulorum . pernicie . postmodum . anno . CIↃIↃXL. instauratum . ab . ordinibus . tetrarchiæ . velavicæ . anno CIↃ IↃ C III illustri gymnasii . nomine . insignitum . a . Mauritio . Nassauico . Gymnasium . Nassauicum dictum . tandem . in . præsentem . formam . redactum . est . DD Curatorum mandato
Anno CIↃ IↃ CC VII.

dies schreckliche Ereignis kostete dreihundertundfünfzig Studenten das Leben. Indessen erhob sich die Stadt bald aus ihrer Asche, und mit ihr die Hochschule. Gemäß einem Beschlusse der Stände des Bezirkes der Veluwe,*) begann die Anstalt ihre Lehrgänge wieder. 1603 bekam sie vom Prinzen Moritz den Namen „Gymnasium illustre" oder „Nassauisches Gymnasium", und 1708 endlich wurde sie neuerdings umgestaltet und erweitert, und es gehörte keine geringere Gewalt dazu, als die unbeugsame Nivellierung der französischen Herrschaft, um das Städtchen dessen zu berauben, was es als eines seiner edelsten Vorrechte betrachtete.

Nichtsdestoweniger hatte doch jene Hochschule vor ihrem Verschwinden dem Namen Harderwyks eine mit Recht verdiente Berühmtheit erworben, und ewig wird die Nachwelt daran denken, daß in den Mauern dieses gelehrten Städtchens eine Menge fleißiger und hochunterrichteter Männer gelebt haben, wie z. B. Scheidius, Muntinghe, Kemper Reuvens, Ten Brink, Bouman und Schacht, welche ihrem Lande zur Ehre gereichen, und geniale Gelehrte, wie Boerhaave und Linnée, welche die ganze Menschheit verherrlichen sollten.

Boerhaave hat voriges Jahr seinen Ruhm durch seine Landsleute verewigen sehen, und indem die Stadt Leyden dem großen Arzte und Botaniker ein ehernes Standbild errichtete, bezahlte sie damit nur einen redlich verdienten Ehrenzoll an einen der umfassendsten und reinsten ihrer großen Geister. Die Stadt Harderwyk hat in Bezug auf Linnée nicht zurückbleiben wollen, und obwohl der berühmte Gelehrte nicht ein Kind des freien Hollands ist, hat sie es doch für ihre Pflicht gehalten, das Andenken der Tage zu ehren, die der „Vater der Botanik" einst ihn ihren Mauern ver-

*) Geldern wurde ehemals in drei Provinzen oder Bezirke eingeteilt, nämlich Nymwegen, die Grafschaft Zütphen und Arnhem oder Bezirk der „Veluwe". In diesem letzteren Bezirke lag die Stadt Harderwyk.

lebt hat. In der heiligen Katharinenstraße schützt ein kleines Türmchen von nettem Aussehen, ein letzter Rest des Klosters, das sich dort in alten Zeiten erhob, — das Brustbild des unsterblichen Schweden, und erinnert die Bürger Harderwyks daran, daß man einst von den entlegensten Ländern herbeikam, um bei ihnen die Wissenschaft zu suchen und den Ruhm zu erwerben.

Jenes kleine, so zum Erinnerungsdenkmal gewordene Türmchen ist eines der sehr wenigen Gebäude der Stadt, welche einige Aufmerksamkeit verdienen. Die große Feuersbrunst von 1503 hat tabula rasa gemacht. Allein, von allen Klöstern, Kirchen, Kapellen und Kreuzgängen, welche zu jener Zeit in der Stadt reichlich vorhanden waren, ist uns die große, unserer Lieben Frau gewidmete Kirche bewahrt geblieben. Das schöne Gewölbe und der viereckige Turm, die sich vor ihr befinden, sind im ganzen Lande berühmt, und während langen Jahren zeigten von diesem hohen Turme herab nachts Feuerzeichen den Fischern und den Schiffern der Zuyder See den Platz an, wo die Stadt Harderwyk sich befindet.

Von dem Gerichtsgebäude und dem Stadthause will ich nichts sagen; dies alles ist erst aus diesem Jahrhundert, und ihr Bild, das mir wieder vor die Augen tritt, läßt mich kalt. Man hatte uns gesagt, das Stadthaus enthielte einige altertümliche Gemälde und Hausgerätgegenstände; aber schon der Anblick seiner Vorderseite, mit ihren dicken, angepinselten und 1838 ausgebesserten (renovatum anno MDCCCXXXVIII) Säulen genügte, um uns in die Flucht zu jagen, und wir lenkten unsere Schritte den Thoren der Stadt zu, oder vielmehr dem einzigen Thore, denn von den fünf anmutigen Bauwerken mit Türmchen, welche einst den Zutritt in die Stadt vermittelten, sind vier zerstört worden. Habe ich übrigens nötig hinzuzufügen, daß das einzige, welches man übrig gelassen hat, nicht so viel Rücksichten verdiente? Es war gerade das häßlichste und unbedeutendste. Es besteht einfach

aus einem dicken viereckigen Steinhaufen, ohne Verzierungen, ohne Linien, ohne Charakter, mit einer großen gewölbten Oeffnung durchbrochen, während die Luttikepoort und die Semedepoort zum Beispiel beide doppelt waren, das heißt mit zwei auf einander folgenden Gebäudekörpern, die alle beide mit dicken Türmen, mit Zinnen und vorspringenden Mauerkränzen versehen waren.

Jenes allein übrig gebliebene und namenlose Thor schaut mit der einen Seite nach dem Hafen und mit der anderen nach dem Fischmarkte. Dieser Markt befindet sich mitten im Stadtviertel der Fischer. Ringsumher dehnen sich Straßen aus, welche mit baufälligen, aber sauberen und sorgfältig abgewaschenen Häuschen besetzt sind; doch gehen deren bauchige Wände aus einander und drohen Verfall. Jene schmalen Häuser sind, wie die Häuser Uerks und Markens, innen blau angestrichen, und an der freundlichen Gesprächigkeit der Menschen, die sie bewohnen, spürt man gar bald das Band, welches die gesamte Fischer-Bevölkerung der Zuyder See vereinigt.

Der Hafen besteht aus einem schmalen, langen Kanale, von sehr geringer Tiefe. Die Soldaten des indischen Heeres werden da eingeschifft, aber nur in Böte, welche sie dann an Bord der Transportschiffe bringen, denn letztere können sich wegen ihres Tiefganges nicht der Küste nähern. Das Meer ist übrigens an jener Stelle äußerst launig. Einst war es sehr fern von der Stadt; dann ist es, nach und nach, näher herangekommen, bis es jetzt ihre Mauern bespült. Heutzutage hat es sich wieder ein wenig zurückgezogen und hat einen Teil der Landstrecken zurückgegeben, die es errungen hatte. Doch kömmt es noch oft vor, daß zur Ebbezeit die Fischer unter dem durch die Fluten herbeigeführten Sande mit Kieseln und Backsteinen gepflasterte Wege entdecken, welche beweisen, daß ehedem an jener Stelle Wege und Straßen vorhanden waren.

Schon manchesmal ist übrigens das Meer in den Straßen Harderwyks umherspaziert. Zwei Gedächtnistafeln, deren eine, von 1570 herstammend, völlig verwischt und durchaus unleserlich ist, und deren andere erst aus dem Jahre 1825 herrührt, zeigen die Höhe an, welche die Gewässer in jenen zwei Jahren erreicht haben. Diese beiden Inschriften, am Eingange der Stadt befindlich, sind in einer Höhe von resp. anderthalb und zwei Metern angebracht. So konnte man also zu Schiffe in jenen krummen Straßen umherfahren und ohne sich zu stoßen über jene abscheulichen kleinen Pflastersteine hinweggleiten, welche die Füße wundreiben und die friedlichen Besucher übermäßig ermüden.

28.

Amersfoort. — Jan van Oldenbarneveld. — Berühmte Kinder Amersfoorts. — Aufruhr. — Die Sanct Georgskirche. — Der sechsmal verbrannte Turm. — Das „Koppelthor". — Klöster und Kasernen.

Etwa halbwegs zwischen Harderwyk und Uetrecht liegt die hübsche Stadt Amersfoort. Von der Eisenbahn aus gewahrt man ein altes Thor, mit Zinnen und Glockentürmchen, hinter welchem ein Heer alter spitzgiebliger Häuser sich zu verbergen scheint, welche hohe, ehrwürdige Türme umgeben, die ihrerseits wieder stolz auf die umliegenden Gefilde hinabsehen.

Wie könnte man einem so anziehenden Schauspiele widerstehen! Wir hielten uns daher einige Stunden in dieser altertümlichen Stadt auf, welche die Schriftsteller der alten Zeit mit sehr verschiedenen Namen benannt haben, von Heemsfurt an bis zu Amisvoort, und in welcher, ich muß es bekennen, ein anderer, noch mächtigerer Reiz uns gewaltig anlockte. In der That verdient dies Städtchen es wohl, daß man es besucht. Es hat ein

Anrecht auf eine Art patriotischer Pilgerfahrt, wurde doch in seinen Mauern am 14. September 1547 (und nicht 1549, wie verschiedene Schriftsteller fälschlich berichtet haben) Johan van Oldenbarneveld geboren, welcher General-Advokat der Staaten Hollands, Rats-Pensionär von Rotterdam und einer der größten Bürger war, welche die Menschheit jemals hervorgebracht hat.

Von außergewöhnlicher Gelehrsamkeit, in einer Zeit, wo es Mode war, gelehrt zu sein, — Diplomat von überraschender Befähigung, durch und durch Staatsmann, strenger Republikaner, tadelloser Beamter, so war Oldenbarneveld eine der thatkräftigsten Stützen der heranwachsenden Politik und teilte mit dem großen Schweiger die ausgezeichnete Ehre, die Freiheit seines Landes zu begründen. Mit einem Geusenheere schufen jene großen Männer ein unabhängiges, reiches und stolzes Volk, und ihre Nachfolger brauchten nur ihrem Beispiele zu folgen, um aus einem Volke eine große Nation zu machen.

Als Oldenbarneveld jenen Heldenkampf, einen der erstaunlichsten, die man in der Geschichte der Menschheit verzeichnet findet, begann, da wurden seine Genossen und er selbst verächtlicherweise als Aufrührer behandelt, und doch unterzeichnete er jenen Waffenstillstand von Antwerpen, in welchem die Vereinigten Provinzen, zu einer mächtigen Nation erstarkt, mit dem Könige von Spanien wie mit ihres Gleichen verhandelten. Aber so viel Tugend konnte nicht ungestraft bleiben. Seine Dienste vergessend, um nur ihrer Gefühle des Hasses und der Eifersucht zu gedenken, griffen seine Feinde ihn durch schändliche Schmähschriften an. Anstatt ihn zum ersten Bürger eines großen freien Staates zu machen, stempelte man ihn zum Haupte einer bürgerlichen Coterie, gegen welche man das Volk und das Heer aufhetzte, zum Anhänger einer duldsamen, christlichen Religionslehre, gegen welche man die Menge der strengen, eingefleischt orthodoxen Protestanten erhitzte. Endlich klagte man ihn an, sein Land verkauft zu haben, ihn,

der sein ganzes Dasein daran gesetzt hatte, es groß und glücklich zu machen.

Aber, wenn die Feinde Oldenbarnevelds ihm das Leben nehmen, wenn sie ihn in seinen letzten Augenblicken mit Schändlichkeiten jeder Art beschimpfen konnten, wenn sie ihn, mit Hülfe eines nichtigen Vorwandes, daran verhinderten, seine Kinder ein letztes Mal an sein Herz zu drücken und ihm im Todesaugenblicke ein Kissen versagten, um seine unter dem Gewichte der Jahre zitternden Knie darauf zu stützen, so konnten sie doch sein Andenken nicht trüben. Und als am 13. Mai 1619 der Advokat Hollands sein schönes, im Dienste der Republik gebleichtes Haupt auf den unseligen Block legte und mit fester Stimme ausrief: „Bürger, glaubt nicht, ich sei ein Verräter am Vaterlande! Ich habe mich stets als Ehrenmann und als guter Vaterlandsfreund betragen, und als solcher sterbe ich,“ *) da stand ihm die Muse der Geschichte zur Seite, um seine letzten Worte aufzuzeichnen und niemandem zu gestatten, diese erhabenste Erklärung als falsch zu bezeichnen.

Amersfoort könnte sich damit begnügen, die Wiege Oldenbarnevelds gewesen zu sein; die Geburt eines solchen Mannes genügt für den Ruhm einer Stadt. Doch scheint es, daß dieses Städtchen eine wahre Pflanzschule hochstehender Persönlichkeiten und großer Staatsbeamten gewesen ist. Außer einer gewissen Anzahl von Admirälen, Kolonial-Gouverneuren und berühmten Generälen hat Amersfoort in der That den Albert von Wys erzeugt, welcher Gesandter Maximilians zu Konstantinopel war; ferner Johannes Vonk, den Propst an der Liebfrauenkirche in Uetrecht, welcher durch den König von Spanien zum „Vorsteher der niederländischen Angelegenheiten“ ernannt wurde und 1585

*) „Mannen, gelooft niet dat ik een landverrader ben; ik heb opregt en vroom gehandelt, als een goed patriot; en die sterf ik.“ Groen van Prinsterer.

zu Köln starb; ferner den gelehrten Nikolaus Zoesius, welcher Bischof von Herzogenbusch wurde; endlich den Geschichtsschreiber Michel van Isselt, und viele andere gelehrte und berühmte Männer.

Obwohl Amersfoort eine solche Menge bemerkenswerter Persönlichkeiten hervorgebracht hat, ist es doch nicht alt. Umsonst behauptet Oudeiffius, 1006 wäre die Stadt bereits mit Wällen versehen gewesen; Verhoeven*) straft diese Thatsache Lügen, und der ungenannte Verfasser der „Alten Chronik von Amersfoort“ erklärt, daß er „vor dem Jahre 1148 nichts über diese Stadt finde, dem ein vorsichtiger Mensch Glauben beimessen könne.“ **) Er fügt sogar hinzu, daß er weder über den Gründer seiner Vaterstadt, noch über den Zeitpunkt ihrer Gründung etwas wisse. Das erste ernste, wichtige und echte Dokument betrifft die Weihung der Sanct Georgskirche, der ersten Pfarrkirche Amersfoorts, durch den Bischof von Uetrecht, Otto III. Da nun der besagte Bischof in Folge einer langwierigen Krankheit am 2. April 1249 starb, so ist es sehr annehmbar, daß die Weihung jenes heiligen Gebäudes spätestens 1248 stattfand. Von jener Zeit an gestatten zahlreiche Aktenstücke die Beziehungen der bürgerlichen Verwaltung zu der bischöflichen Macht Uetrechts zu verfolgen. Denn 1259 wurde Amersfoort mit dem Jus municipale versehen, das heißt mit dem Selbstverwaltungsrechte. Indessen giebt uns die Beschryving van de Stad Amersfoort erst vom Jahre 1405 an die Namen der Schöffen und Bürgermeister an.

Abgesehen von allen Wechselfällen, welche die Provinz Uetrecht durchzumachen hatte, und welche Amersfoort, als von

*) Theodor Verhoeven: Rerum amorfortiarum scriptores duo inediti. Leyden, 1693.

**) Vetus Chronicon Amorfortium incerti auctoris a primordiis annis urbis usque ad annum 1572.

dem Bistume abhängig, selbstredend mittrafen, wurde das Städtchen noch so ziemlich durch alle erobernden Fürsten heimgesucht, welche jene Gegend berührten. 1543 nahm es Martin van Rossem mit Sturm ein; 1579 bemächtigte das Heer der Staaten sich seiner und fügte es dem Gebiete der Vereinigten Provinzen bei. 1639 bemeisterte sich seiner der Graf von Montecuculli für den König von Spanien. Endlich, 1672, ließ es Ludwig XIV. durch seine Truppen belagern, bemächtigte sich seiner und hielt es fünfzehn Monate lang besetzt.

1703 wurde die Stadt abermals belagert; doch diesmal geschah es durch die Truppen der Staaten, wegen Aufruhrs und Ungehorsams. Es war nämlich in jenem Jahre das Statthalteramt der Vereinigten Provinzen durch den Tod des Königs Wilhelm III. erledigt, und die Bürger behaupteten, sie hätten das Recht, die Verwaltung ihrer Stadt zu ändern, und dieselbe mit Bürgermeistern und Schöffen nach ihrem Sinne zu führen. Die bisherige Stadtbehörde wurde daher beseitigt und aus der Stadt geschickt, und man schritt zur Einsetzung einer neuen Verwaltung. Von diesen Thatsachen benachrichtigt, sandten die Staaten vier Regimenter ab, um den früheren Bürgermeistern bewaffnete Hand zu leihen und ihnen zur Wiederherstellung der Ordnung behülflich zu sein. Allein die Bürger schlossen die Thore und versagten ihnen den Einlaß. Sobald man dies sah, ließ man Kanonen auffahren und richten, um Bresche zu schießen, und rüstete sich zum Sturm.

Man sieht, die Dinge nahmen eine äußerst ernste, sogar tragische Wendung. Auch beeilten sich die Bürger, sich auf Unterhandlungen einzulassen, und nach einigen Besprechungen ergaben sie sich den Truppen der Staaten. Die vier Regimenter kamen in die Stadt, um „darin nach Gutdünken zu hausen“, was mit einer halben Plünderung gleichbedeutend war. Diejenigen Bürger, die sich am meisten mit der Angelegenheit zu schaffen gemacht

hatten, wurden eingekerkert, und der Bürgermeister, sowie ein Schöffe wurden auf dem großen Platze zu Amersfoort enthauptet.

Auf diesem letzteren, heutzutage als Markt dienenden Platze erhebt sich die große Sanct Georgskirche, von der wir bereits geredet haben. Es ist ein geräumiger und schöner, nur leider im Inneren angetünchter Bau, welcher zur Zeit der Reformation sorgfältig alles dessen beraubt worden ist, was ihm einen künstlerischen und weltlichen Charakter verleihen konnte. Mit Ausnahme eines großen Sanct Georgs, der einen Drachen niederschmettert, einer leidlichen Malerei Grau in Grau, und eines Glockenspielchens, welches von einem in die Tracht des sechzehnten Jahrhunderts gekleideten Männchen geschlagen wird, ist in dieser großen Kirche, mit ihren edeln und eleganten Verhältnissen gar nichts, was den Blick fesselte und die Aufmerksamkeit auf sich zöge. Der biedere „koster“, der uns in seiner Kirche umherführte, in Begleitung eines dicken, hartnäckig seine Finger in die Nase steckenden Sprößlings, schlug uns allerdings vor, er wollte uns eine Kammer zeigen, wo man früher Anatomie betrieb, doch dies reizte uns nicht eben sehr, und wir lehnten es ab, in jenes durch die Mauern einer Kirche beschützte Heiligtum der Wissenschaft einzudringen.

Die Sint Joriskerk ist nicht das einzige religiöse Gebäude, welches Amersfoort je besessen hätte. Die ganze Stadt wird durch einen unermeßlichen, sechsmal abgebrannten und sechsmal wieder aufgebauten Turm beherrscht, welcher ehemals vor „unserer Liebfrauenkirche“ stand; allein dies unglückliche Gebäude, das zuerst als katholisches Gotteshaus gedient hatte, wurde später zum Packhause umgewandelt und schließlich 1787 zerstört, um einem ganz mit Bäumen bepflanzten Platze Raum zu geben, der noch heute den anmutlosen Namen „Kirchhof“ trägt. Der Turm war glücklicher und blieb stehen. Noch heute erhebt er sich stolz und majestätisch am Rande eines hübschen Kanals und zeigt eben

nicht viel von den schmerzlichen Wunden, welche die Menschen und das Feuer ihm beigebracht haben.

Wir erstiegen den Turm, um einen allgemeinen Ueberblick über die Stadt zu gewinnen und auch die Umgegend ein wenig zu erspähen. Dreihundertfünfundsechzig Stufen, um beim vorletzten Stockwerke anzulangen. Das ist etwas hart für Beine, denen die erste Jugendkraft längs hingeschwunden ist. Doch ist der Blick prachtvoll und lohnt reichlich für das mutige Hinaufklimmen. Weit in die Ferne dehnt sich ringsum die Stadt das sich in sanften Linien erhebende und senkende Gefilde aus; bald ist es fruchtbar und bringt Getreide, — Roggen, Weizen, Hafer, — und gute Weide hervor, bald ist es dürr und mit Heide und Buschwerk bedeckt. Dann am Horizonte bemerkt man in einer Länge von beinahe zwei Meilen einen lang hingestreckten Hügel, den man hier hochtrabend den „Amersfoorter Berg" nennt. In größerer Nähe strömt das Flüßchen Eem ruhig durch diese Baumgruppen, windet sich mit Wohlgefallen durch reizende Gärten, benetzt alle Wiesen und bespült zuletzt die Mauern des Städtchens.

Letzteres läßt unten am Turm seine Straßen in Spirallinien, seine hübschen, kalkbeworfenen Häuser, seine roten Dächer und seine gelben und schwarzen Türme erblicken. Letztere gehören den katholischen Kirchen an. Sie sind neueren Baues und von wunderlicher Form. Zwischen alle dem schlummern ruhig die baumbesäumten Kanäle, und auf den Kais verkehren Fußgänger, Vieh und Wagen. Es ist nämlich gerade Markttag. Die Landsleute kommen mit ihren Vorräten. Große Körbe und ungeheuere Käfige mit einem ganzen Heere von Tauben und Hühnern werden auf dem Kirchplatze an einander gereiht, und die durch ihre Wagenfahrt mißvergnügten Schweine zeigen ihren unförmigen Rüssel und lassen aus voller Kehle ihr übelklingendes Grunzen erschallen.

Sendet man seine Blicke weiter, so verfolgt man die Linie des doppelten Grabens, der zu verschiedenen Zeiten die Stadt

gegen die Launen ihrer unruhigen Nachbarn verteidigte. In der That kann man Amersfoort noch heutzutage in zwei um einander liegende Städte einteilen, deren eine die andere vollständig mit einem dreifachen Ringe von Kais, Straßen und Häusern umgiebt. Auch hatte wohl nie eine Stadt mehr Thore als Amersfoort. Vor zwei Jahrhunderten noch hatte es seine doppelte Reihe innerer und äußerer Thore (binnen en buiten poorten); heutzutage sieht man davon nur noch zwei, und auch von diesen besteht das eine, nämlich die „Kampbinnenpoort", nur noch teilweise, nämlich es sind davon nur noch zwei ihrer Spitzen beraubte, und zwischen alte wacklige Häuser eingepferchte Türme vorhanden. Glücklicherweise ist die „Koppelpoort" so ziemlich unversehrt geblieben. Dieses Thor erhebt stolz über den Spui seine schwere Masse, die ein breites Dach bedeckt, und zeigt das Stadtwappen zwischen zwei Schießscharten. Auf jeder Seite des Kanals ergänzen zwei gewölbte, mit spitzbedachten Türmchen verzierte Thore den imposanten Anblick dieses edlen Gebäudes.

Das ist so ziemlich das einzige erwähnenswerte Baudenkmal. In der Ecke des „Kerkhof" und der Liebfrauenstraße habe ich noch ein altes Haus bemerkt, mit Säulchen, Giebel, mit Absätzen und gedrückten, auf merkwürdigen Sparrenköpfen ruhenden Bögen. Ich habe mich erkundigt, ob diese alte, zugleich anziehende und merkwürdige Baureliquie ehedem nicht eine besondere Bestimmung gehabt hätte, doch jedermann hat mir geantwortet: „Das ist ein gewöhnliches Haus". Nun, lieben Leute, so ganz gewöhnlich ist es doch nicht, denn es stammt aus den ersten Zeiten Euerer Stadt.

Außer jenem altertümlichen Hause sieht man noch jeden Augenblick große Mauern, aus welchen starke Gegenpfeiler hervortreten oder worauf anmutige Spitzbögen sich abzeichnen. Das sind die alten Baulichkeiten der Klöster, die zu Amersfoort, wie in der ganzen Provinz Uetrecht ehemals sehr zahlreich waren. Da waren Franziskaner, Hieronymiten, Sanct Johannesbrüder,

Alexianer, ein Kloster der regulierten Chorherren u. s. w. u. s. w. und drei Nonnenklöster nach der Regel des heiligen Augustin. Heutigen Tages haben alle diese Klosterbehausungen weltliche Bestimmungen erhalten. Einige sind Krankenhäuser geworden, andere Waisenstifte, und die größten sind in Kasernen umgewandelt. Amersfoort besitzt nämlich ein Regiment Artillerie, dessen Musik die Bürger ergötzt und dessen kriegerischer Anblick eine Hauptfreude für die Mägde ist.

Wir hatten das Vergnügen, es auf dem Wege nach der Promenade bei uns vorbeiziehen zu sehen. Indessen hielten seine schöne Haltung und sein draller militärischer Gang uns durchaus nicht davon ab, unsere Altertumsforschungen fortzusetzen. Dieselben waren nicht fruchtlos gewesen, doch beschleunigte jene Ungeduld, die am Ende einer Reise und nahe vor der Heimkehr so natürlich ist, unsere Schritte mehr und mehr, und wir beschlossen, Amersfoort Lebewohl zu sagen. Ohne daß wir die liebliche Nachtigall hätten singen hören, von welcher der große Vondel redet,*) begaben wir uns nach dem Bahnhofe.

Bald führte uns der Zug hinweg, und wir sahen die roten Dächer und die schwarzen Türme in der Ferne verschwinden. Die großen Bäume, welche die Wiese durchschneiden, verbargen uns endlich den hohen Turm „Unserer Lieben Frau“; Soest und de Bildt, zwei niedliche auf dem Wege aneinandergereihte Dörfer, erschienen uns eines nach dem anderen, und bald sahen wir die großen grünen Linien der Bastionen und die Hügel der Forts sich am Horizonte abzeichnen. Bald kamen wir zu Uetrecht und überschritten jene berühmte Linie, welche vorkommenden Falls als Wall für ganz Holland dienen und ihm die Zeit geben soll, durch Oeffnung seiner Schleusen vermessen eindringende Länderräuber zu ertränken.

*) Vondel hat der Stadt Amersfoort ein Gedicht gewidmet, welches heißt: „De Nachtegael van Amisfort“ (die Nachtigall von Amersfoort).

29.

Schluß.

Nur einige Minuten verweilten wir in Uetrecht, nur so viele, wie nötig sind, um den Zug zu wechseln und die Centralbahn zu verlassen und zur Rheinbahn überzugehen. Bald trug ein anderer Zug uns Amsterdam entgegen. Uetrecht mit seiner Domkirche und dem unermeßlichen altertümlichen Sanct Martinschore, mit seinen freundlichen Kanälen und seinen blumigen Villen, mit seinen weißen Häusern und seinen grünen Bäumen verschwand seinerseits ebenfalls. Wir fuhren mit vollem Dampfe. Breukelen, Nieuwersluis und Abcoude erschienen uns einen Augenblick. Mitten zwischen den unabsehbaren Wiesen, die mit Vieh besäet, durch endlose Kanäle durchschnitten, und von ungeheueren Windmühlen beherrscht sind, wurde es uns wieder heimisch zu Mute. Wir waren ja nun wieder in dieses fruchtbare Holland zurückgekehrt, dieses unter allen Ländern gesegnete, durch seinen Boden und seinen Gewerbefleiß reiche, gastliche und freie Land.

Die anmutigen „Cottages“, die weißen und schwarzen Kühe, ja selbst die unbeweglichen großen Störche, mit dem Fuße in der Luf, alles schien uns beim Vorüberfahren zu begrüßen. Die Natur war im Festgewande, und die Sonne übergoß das Gefilde mit ihren Strahlen. Doch plötzlich änderte sich das Schauspiel; ein langgedehntes Pfeifen riß uns aus unserer Wonnetrunkenheit; große Gebäude, unermeßliche Häusergruppen erhoben sich vor uns; wir waren in Amsterdam angelangt, der Hauptstadt Hollands und dem Ziele unserer Reise.

Dank der Umsicht meiner Freunde, hatte ein Telegramm das Amstel-Hotel von unserer Ankunft benachrichtigt, und ein reichliches Mittagsmahl erwartete uns. Das war unser Abschiedsmahl, denn danach mußten wir uns trennen. Es war zugleich

heiter und traurig; freudevoll, doch mit einem leidvollen Nebenton. Ohne weitere Folgen lebt man wahrlich nicht während eines langen Monats zusammen, abgesondert vom übrigen Teile der Welt, ohne sich kaum vom Morgen bis zum Abend, noch vom Abend bis zum Morgen zu verlassen, Leiden und Freuden, Ruhe und Strapazen mit einander teilend, neben einander bewundernd, studierend und arbeitend. Immer entsteht aus diesem durchaus gemeinsamen Leben eine eigentümliche Vertraulichkeit, auf welche man nur mit schwerem Herzen verzichtet, und nach der Trennung kömmt man sich vor, wie eine Seele in Betrübnis, der irgend etwas fehlt.

So war es denn auch mit uns. Während der ganzen Dauer unserer Reise hatte kein Wölkchen die liebliche Innigkeit der Freundschaft getrübt, in der wir mit einander lebten. Stets waren wir einig gewesen, stets bereit, uns durch Konzessionen in einander zu schicken, wenn es nötig wäre; — doch solche Konzessionen wurden gar nicht nötig, dank der völligen Gemeinschaft der Empfindungen und der Gleichheit der Ansichten, welche unter uns obwaltete. So kam mir die Trennung denn auch zwiefach schmerzlich vor, und ich glaube, meinen beiden Freunden ging es ebenso.

Am Abend, als ich auf mein Zimmer hinaufgegangen war und mich auf das Geländer des Balkons lehnte, welcher die Amstel beherrscht, ergötzte ich mich an dem Anblicke des wundervollen Schauspieles, das sich vor mir entfaltete. Zur Linken zeigte der Strom seine, durch die letzten Reflexe der Abenddämmerung versilberten Gewässer; auf seinen blumigen Gestaden neigten sich Bäume und Häuser anmutig, — vermischten ihre dunkeln Schattierungen, welche anfingen, sich im Nebel aufzulösen und spiegelten in den Wogen ihr Laubwerk und ihre braunen Giebel ab. Vor mir erhob der Industriepalast seine riesige Kuppel und seine spitzen Türme. Weiter unten gewahrte ich das

Seeklubhaus „de Hoop“ mit seinen niedlichen Booten, seinen beflaggten Baulichkeiten und seinem weißen, gleich einem Pfahlbau mitten in das Wasser gepflanzten Kiosk, und dann zur Rechten die schwarze und dunkle Stadt, mit ihren gedrängten Häusern, ihren tausend Fenstern, ihren spitzen Dächern, ihren Zugbrücken, ihren belebten Kais, den großen Schleusen, welche die Amstel wie in zwei Röhrenstücke zerlegen, und ganz im Hintergrunde die großen Schornsteine der Diamantschleifereien, welche Rauchwolken, und die schwarzen Glockentürme, welche die heiteren Weisen ihres unermüdlichen Glockenspieles zu dem Nachthimmel emporsteigen ließen.

Ein wirres Geräusch, eine Art ernsten Gemurmels erhob sich in den Lüften, ein Getöse von Schritten, von Wagen und von Stimmen, welches auf das Leben einer großen Stadt hindeutet. Bisweilen wurde das allgemeine Gesumm durch einen scharfen Ton durchbrochen, sei es ein Schrei, ein Pfiff auf einem Schiffe, der ausgelassene Gesang einer hellen Kinderstimme, der näselnde Ton eines Leierkastens oder das dumpfe Geroll eines Wagens, der über eine hölzerne Brücke fuhr. Dann sank alles wieder in jene emsige Ruhe zurück und in jenes geräuschvolle Schweigen, das man die Atmosphäre der Großstädte nennen könnte.

Je länger ich dies wunderbare Schauspiel betrachtete, desto mehr fühlte ich, wie sich eine zugleich milde und tiefe Erregung meiner bemächtigte, und unwillkürlich erfüllte die Erinnerung an jene schweigenden und verfallenen Städte, jene verfrühten Grabstätten, die wir durchwandert hatten, meinen Geist. Mir däuchte, ich sähe Medemblik und Stavoren, Enkhuizen und Hindeloopen zur Zeit ihres Glanzes, erregt und lärmend, lebend und geräuschvoll, prunk- und vergnügungssüchtig. Ich sah sie wieder, jene königlichen Städte, wie sie Flotten ausrüsteten, Soldaten bewaffneten, und mit fremden Völkern, wie Mächte mit Mächten,

umgingen; reich und stolz, wie toll für ihre Unabhängigkeit schwärmend, und im Stande, all und jedes Joch abzuschütteln, ausgenommen dasjenige des Glückes. Und dann wieder erschienen sie mir so, wie sie heutigen Tages sind, traurig und schweigsam, mit einem Worte: unheimlich, mit dem Grase, das sich zwischen die Pflastersteine drängt und die Mauern entmörtelt, mit ihren einstürzenden Dächern, ihren öden Straßen und jener Leichenruhe, die dem Tode vorhergeht.

Und ich sagte zu mir selbst: Ist denn wirklich das Menschengeschlecht einem ungeheueren Heere gleich, das fortwährend auf dem Marsche begriffen ist? Wehe dann dem, wehe ihm, der einen Augenblick der Ruhe erhaschen will und sich auf dem Wege hinsetzt! Die anderen, die stets heranrücken, werden ihn gar bald umwerfen und schreiten ihm über den Leib, treten ihn mit Füßen und zermalmen ihn. Kaum wird nach einiger Zeit noch ein blutgeröteter Fleck die Stelle andeuten, wo der Unglückliche niedergesunken ist. Wehe, wehe auch den Völkern oder den Städten, die stille stehen wollen und die, von Ruhm oder von Reichtum strotzend, sprechen: „Wir wollen ausruhen.“ Nicht lange, so werden die anderen, die stets vorwärts schreiten, sie überflügeln, ihnen die Lebenskraft aussaugen, alle ihre wirkenden Kräfte an sich reißen und jene, erschöpft inmitten ihrer Macht, arm inmitten ihrer Reichtümer, zurücklassen, welche die Arbeit nicht mehr befruchtet.

Das hat sie getötet, jene einst so blühenden Städte der Zuyder See. Ihrem unerhörten Reichtume, ihrer übermäßigen Wohlhabenheit muß man ihren verfrühten Tod beimessen. Der Ueberfluß hat sie zum Welken gebracht; das Bedürfnis des Bewahrens, die Furcht des Verlierens hat sie für immer vernichtet.

In der That, jetzt, wo wir sie in diesen lethargischen Schlummer versenkt gesehen haben, dem sie sich mehr und mehr

hingeben, — jetzt können wir uns nicht mehr mit den abgedroschenen Gründen zufrieden geben, welche man in allen Büchern findet.

Ihre Häfen sind versandet, ... o ja! aber lag denn in diesen Häfen der einzige Grund ihres Bestehens, die alleinige Ursache ihres Daseins? Und ferner, hatten denn jene unbesiegbaren Männer, die den Boden Niederlands geschaffen hatten, nur entartete Söhne erzeugt, welche unfähig waren, gegen die Naturkräfte zu streiten, die doch ihre Väter gebändigt hatten?

An dem Tage, wo Amsterdam die Besorgnis drohen sah, in seinem großen Y-Dock nicht mehr die Schiffe hoher Tonnenzahl beherbergen zu können, wegen der unsicheren Schiffahrt der Zuyder See, da durchgrub es in ihrer ganzen Länge die Halbinsel Nordholland und schuf auf diese Weise einen Kanal von sechzig Kilometern, welcher hundertzwanzig Fuß Breite auf seiner Oberfläche hat und zwei Fregatten gleichzeitig Durchlaß geben kann. Dann, — an dem Tage, wo dieser Kanal (der bis zur Durchstechung der Landenge von Suez als ein Wunder galt) als ungenügend erkannt wurde, machte man sich ans Werk und, nachdem man die Halbinsel in ihrer Länge durchschnitten hatte, durchschnitt man sie nun auch in ihrer Breite, und eröffnete auf diese Weise den Fahrzeugen jeder Größe einen zwiefachen Weg, um bis nach der Hauptstadt der Niederlande zu gelangen. Das ist die Art, wie die Söhne der alten Bataver auch noch in unseren Tagen sich zu helfen wissen, wenn sie gegen die Naturkräfte streiten wollen. Nichts hält sie dann auf; die Geschlechter folgen sich, vom nämlichen Geiste beseelt, mit demselben bedächtigen Willen, mit der gleichen ruhigen, aber unerschütterlichen Thatkraft.

Für die Leute Enkhuizens und Stavorens war der zu bestehende Kampf weit weniger hart, und der Feind war weniger schwierig zu bemeistern. Es genügte, ein wenig Sand zu durch-

graben oder eine Kanalstrecke zu eröffnen. Und ferner, — wie wir soeben sagten: — besteht eine Stadt denn lediglich, weil sie einen Seehafen besitzt? Wäre dies der Fall, wie würde man dann den Wohlstand von Wien oder Mailand, Berlin oder München, Lyon oder Paris erklären, die doch groß und stark, mächtig und reich sind, und — weit entfernt davon abzunehmen, — jeden Tag wachsen und fort und fort umfangreicher und bevölkerter werden.

Doch nein, weit entfernt zu kämpfen, weit entfernt, die Quelle ihrer Reichtümer zu Hülfe zu rufen oder nach der Eröffnung neuer Quellen zu trachten, haben die durch ihren Reichtum aufgeblähten Städte der Zuyder See sich von der übrigen Welt abgesondert. Sie hielten sich für überlegen und vernachläßigten es, sich durch Betrachtung dessen, was um sie her vorging, zu unterrichten. Sie sind so in jenen Schlaf geraten, welcher Völker rettungslos zum Tode führt.

Wer kennt sie heute? Wer hat sie gesehen? Wer kümmert sich um sie? Kaum kann man zu ihnen hingelangen. Sie haben sich abseits gehalten, und man hat sie abseits gelassen. Angenommen, ein Unglücksfall vernichtete sie für immer, dann würde jedermann, bei der Kunde von diesem traurigen Ereignisse und beim Ausstreichen ihres Namens auf der Karte, — sich fragen, ob sie denn eigentlich wirklich noch bestanden. Fürwahr, ein schrecklicher Beleg dafür, was der Ueberfluß an Reichtümern zusammen mit dem Egoismus und der Indifferenz, — die jenen notgedrungen begleiten, — aus einem thatkräftigen und mannhaften Volke machen kann!

Wird dies schreckliche Beispiel seine Früchte tragen? Wird dieses so schöne und so gute Niederland, das alle die, welche es kennen, so zärtlich lieben, — die mit traurig schwarzen Buchstaben auf sein eigenes Gebiet geschriebene Mahnung begreifen? Wird es sich mit Kraft gegen jene Bestrebungen der Isolierung wehren,

die in früheren Zeiten wohl gut waren, heutzutage aber nichts mehr taugen? Wird es sich gegen die Erstarrung zu stemmen wissen, die stets aus der Wohlfahrt und aus dem beständigen Glücke hervorgeht?

Als Josse Sasbout, zu seinen Lebzeiten Kanzler von Geldern, „ein Doktor juris von großer Gelehrsamkeit", und eines der gelehrtesten Kinder der alten Niederlande, merkte, daß seine letzte Stunde bald schlagen würde, da rief er seinen Schreiber und diktierte ihm in lateinischen Versen die Grabschrift, die man später auf sein Grab setzte. Dieselbe lautete folgendermaßen:

„Stehe still; was du bist, bin ich selbst gewesen; vielleicht wirst du morgen sein, was ich bin, ein verwesender Leichnam. — Einst war ich der muntere Sasbout ... (dann folgte, nach Aufzählung seiner Würden und Aemter) — Wozu dienen mir nun meine Titel, wozu die Reichtümer, wozu meine Klugheit? Nur die Tugend überlebt den Menschen nach seiner Beerdigung. Während du lebst, liebe sie allein. Lebewohl!" *)

Scheinen nicht jene verfallenen Städte, die wir zusammen durchwandert haben, an die Niederlande eine ähnliche Mahnung zu richten? — Wozu nützt es ihnen, einstmals so reich und so mächtig gewesen zu sein? Quid tituli? Quid opes?"

Wird diese hehre Mahnung gehört werden? Wird dieser heilsame Rat begriffen werden? Wir wollen es hoffen.

---

*) Siste gradum: Quod es, ipse fui; fortassis eris cras
Quod sum, cadaver putridum
Olim jocondus eram Sasbout . . . .
. . . . . .
. . . . . .
Quid tituli? Quid opes? quid nunc prudentia prodest?
. . . . . .
Sola manet virtus homini post funera, solam
Dum vivis, hanc ama: vale.

Mehr als eine Gefahr bedroht Holland; es weiß das und schließt die Augen, um jene Gefahren nicht zu sehen. Es könnte in der Zukunft groß sein, und es begnügt sich damit, es in der Vergangenheit gewesen zu sein. Jenen so teuer erkauften, so kühn errungenen Ruhm überkommen seine Kinder, wie ein ihnen gebührendes Erbteil; aber sie wissen nicht, welcher Preis an Arbeiten und Opfern für ihn entrichtet worden ist.

Die Niederlande waren frei zu einer Zeit, wo ganz Europa geknechtet war; Herr seiner Geschicke, als die der größten Völker von den Launen einer Frau oder von der Willkür eines unumschränkten Alleinherrschers abhingen. Es kannte den Wohlstand in einem Augenblicke, wo die begünstigtsten Völker zeitweise durch die Hungersnot dezimiert wurden. Auf dem Meere bot es den Flotten aller anderen Länder Trotz. Jedermann weiß das; was man aber nicht weiß oder wenigstens, was man sich nicht in das Gedächtnis zurückrufen will, ist die Thatsache, daß jede jener erhabenen Anstrengungen durch blutigen Tau befruchtet wurde, und daß jede jener ruhmvollen Errungenschaften aus einem Haufen von Trümmern und Leichen hervorging.

Heutzutage erheischen unsere milderen Sitten keine so herbe Selbstverläugnung; aber in unserem Jahrhunderte, wie in allen anderen, sind diejenigen Völker, die nicht mehr an der allgemeinen Bewegung teilnehmen und die Stille der Ruhe den Strapazen des Fortschritts vorziehen, — dazu berufen, zu verschwinden. Die Erstarrung übermannt ein Volk schneller, als Eisen und Feuer, und die, welche still stehen, erwachen eines Tages, beherrscht, verschlungen, überfallen, und fragen sich dann, wie das alles so kommen konnte.

Sehr oft habe ich auserlesene Geister darüber klagen hören, daß Holland jenseits seiner Grenzen durchaus unbekannt sei. Leider ist das nur allzu wahr! Niemand dort draußen weiß, was man bei den Holländern an Güte, Rechtschaffenheit, Biederkeit, Herzlichkeit und aufrichtiger Zuneigung finden kann. Die ganze Welt weiß nichts davon, daß sie eine reiche und dichterische Sprache, eine durchaus einheimische Kunst, ganz einzig in ihrer Art dastehende Einrichtungen, aufrichtige Vaterlandsliebe und völlige unbegrenzte Hingebung für ihr Vaterland besitzen.

Doch, wenn die Welt nichts von alle dem weiß, — an wem liegt die Schuld?

Darf man die Vorübergehenden anklagen, daß sie das Haus nicht kennen, wenn man nicht nur sie nicht anzuziehen sucht, sondern, im Gegenteile, das Haus dicht verschlossen hält und, — weit mehr noch, — es selber nicht kennt?

Wie kann man verlangen, daß Europa wissen soll, daß Holland eine glänzende Litteratur besitzt, wenn es nichts für seine Litteratur thut? — daß es in seinem Schoße Künstler von hoher Begabung zählt, — wenn es nichts für seine Künstler thut? — daß es unter seinen Kindern Staatsmänner höchsten Verdienstes hat, — wenn es ihnen jedes Ansehen versagt und sie zwingt, das quälende Joch tausend kleiner Coterien zu ertragen?

Vondel, Rembrandt, Spinoza und Bilderdyk sind im Elende gestorben; Oldenbarneveld und die beiden de Witts wurden ermordet, und de Ruyter hätte beinahe ihr Schicksal geteilt. Das sind schreckliche Präcedenzfälle, doch muß man sich hüten, sie nachzuahmen.

Wahrhaftig, durch eine entmutigende, frostige Gleichgültigkeit spornt man seine Kinder nicht zu großen Handlungen an. Durch Verbannung seiner Künstler, die in der Fremde die Anerkennung ihrer Talente suchen müssen, fördert man sie nicht auf der zu Meisterstücken führenden Bahn. Durch Ankettung seiner Staatsmänner an einen der Unthätigkeit nahe verwandten status quo hebt man sein Land nicht, und bereitet man es nicht auf künftige Prüfungen vor.

Da Niederland so glücklich ist, eine eigene Sprache und

Litteratur zu haben, — nun, so suche es seinen Ruhm darin! so ermutige es seine Schriftsteller, geize ihnen gegenüber nicht mit Ehrenbezeugungen, und sichere ihnen die Hochachtung, deren sie würdig sind.

Da es eine ureigentümliche Kunst besitzt, nun, so suche es seinen Ruhm darin! so ehre es seine Künstler, und gewinne die Ueberzeugung, daß der Ruhm, den sie erwerben mögen, auf das ganze Vaterland zurückstrahlen wird.

Da es in seinem Schoße Staatsmänner ersten Ranges zählt, — nun, so suche es seinen Ruhm in ihnen! so sage es sich los von jenen spießbürgerlichen Eifersüchteleien und Zänkereien, von jenen Parteiumtrieben; so höre es auf, wie ein antretender Soldat auf ein und derselben Stelle die Füße zu bewegen, ohne vorwärts zu marschieren; so kehre es fest und thatkräftig in jene freisinnige Bahn zurück, die zu jeder Zeit seinen Ruhm ausmachte! so schlafe es nicht ein in einem trügerischen Wohlergehen! so rufe es alle seine Kinder zu sich, um es zu verherrlichen und um ihm zu dienen! so seien alle im Stande, ihr Blut für das Vaterland zu vergießen und besonders es durch ihre Arbeiten zu ehren! so mögen alle es verstehen, ein Buch zu halten und ein Gewehr zu handhaben!

Man schlafe hinfort nicht mehr ein in der Erinnerung an die vergangene Größe, man lulle sich nicht mehr in den süßen Traum, der Ruhm der Väter genüge den Kindern, ohne daß sie nötig hätten, neuen zu erwerben.

Man muß mit seiner Zeit leben!

Es thut not, daß ganz Europa noch einmal seine Augen hinwende auf jenen kleinen Erdwinkel, der den Elementen abgerungen, der durch das Genie des Menschen geschaffen, durch seine unermüdliche Ausdauer bewahrt ist, welcher die Wiege so vieler edler Bürger und der Gegenstand so vieler bewunderungswürdiger Hingebung war.

Es thut not, daß man es wisse, daß nicht nur die Freiheitsliebe, die Vernunft, die Geradheit und die Vaterlandsliebe noch heute auf jener gesegneten Scholle vorhanden sind, sondern auch das Talent, die Wissenschaft und selbst das Genie.

Es thut not, daß das holländische Vaterland aufs neue von sich reden mache, daß es abermals die Welt mit den Blitzen seiner Größe erleuchte, auf daß nicht, — falls an einem für ewig unseligen Tage der Name eines großen Volkes durch einen Ueberwinder von der Karte Europas weggewischt würde, — die ganze Welt in tiefer Befremdung fragen möge: „Gab es denn noch ein Niederland?“

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032252200